Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schönhuth, Ottmar Friedrich Heinrich,

Neuer Führer um den Bodensee und zu den Burgen des Höhgaus

Lindau 1851

Germ.sp. 412 ud
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10021249-8

Germ. sp. 412 ud
Schönhuth, O. F. H.,
A

<36634143730017

<36634143730017

Bayer. Staatsbibliothek

Neuer

Führer um den Bodensee

und zu den

Burgen des Höhgaus

von

O. F. H. Schönhuth.

Als beste artistische Zugabe zu diesem Werke kann durch alle Buch- und Kunsthandlungen bezogen werden:

Panorama des Bodensees.

Nach der Natur gezeichnet und in Stahl radirt
von
August Brandmayer.

Zehn Folio-Blätter in Futteral. 3 fl. 36 kr. oder **2** Thlr. 5 ngr.
Auf Leinwand aufgezogen in Futteral 4 fl. 48 kr. oder **2** Thlr. **27** ngr.

Ein Recensent äußert sich hierüber folgendermaßen: „Unter den vielen Panoramen des Bodensees war bisher kein einziges, was allen Anforderungen entsprochen hätte. Immer nur stellten sie einzelne Partien des Sees vor, und der so gewünschte Ueberblick des Ganzen wurde durch keines erzielt. Nur ein solcher umfassender Ueberblick konnte indeß ein getreues Bild von den lieblichen Gestaden, die wir bewohnen, geben, und deßhalb war es erfreulich zu sehen, wie Hr. Brandmayer von München (bereits durch sein Donau-Panorama rühmlichst bekannt), ungeachtet der damit verknüpften Schwierigkeiten, sich an dessen Herstellung machte. Der Künstler hat seine Arbeit vollendet, und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß er seine Aufgabe würdig gelöst hat. In einem 75 Zoll langen und 20 Zoll breiten Tableau, welches 10 Blätter bilden, wird der See vor unsern Blicken aufgerollt. Die einzige hierbei anwendbare Manier war die der sogenannten Vogelperspective, welche den Beschauer scheinbar auf einen erhöhten Punkt stellt, von wo aus er die Landschaft unter sich liegen sieht. Wer nur einigermaßen die Schwierigkeiten der Scenographie kennt, wird Herrn B.'s Talenten Gerechtigkeit widerfahren lassen; mit seltener Geschicklichkeit wußte er die Verhältnisse der einzelnen Partien zum Ganzen aufzufassen. Die am Gestade lagernden Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser und Klöster führt er in getreuen Bildern auf; im Geiste zieht man von Ort zu Ort, über Berg und Thal, durch Busch und Wiese; aber nicht nur die bedeutenderen Ortschaften, die prangenden Schlösser und stolzen Abteien, sondern auch die kleine bescheidene Hütte fand ihr Plätzchen in dem romantischen Gemälde; ja fast möchten wir sagen, kein Baum und kein Strauch wurde von dem gewissenhaften Künstler vergessen. Hr. B. hat mit seinem Panorama den glänzendsten Beitrag zur Kunstliteratur des Bodensees geliefert, und sein Werk kann sogar einzig in seiner Art genannt werden, da das von ihm befolgte Verfahren bisher noch nie bei der Aufnahme von See'n in Anwendung gebracht wurde. Das mit großen Kosten hergestellte Werk verdient in jeder Hinsicht die Beachtung des Publikums."

Neuer

Führer um den Bodensee

und zu den

Burgen des Höhgaus

von

Ottmar F. H. Schönhuth,
Verfasser der Reichenauer Chronik und der Ritterburgen des Höhgaus.

Mit einer Karte.

Lindau, 1851.
Verlag von Johann Thomas Stettner.

R
144. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Den

lieben Bewohnern der alten Meersburg:

dem edlen Freiherrn

Joseph von Laßberg

zum zweiundachtzigsten Geburtstag,

der treuen und frommen Gattin

Marianna,

Freyin von Droste-Hülshof,

und den reichbegabten Zwillingsschwestern,

Fräulein

Hildegarde und Hildegunde,

in treuer Anhänglichkeit

gewidmet von

dem

Verfasser.

Am zehenten April 1851.

Am 24. Oktober 1850.

Kehrt mir des Wiedersehens Stunde wieder?
So seufzt' ich einst, als ich vom Ufer stieß,
Als ich Dich edlen Greis so deutsch und bieder,
Und Deine alte Frankenburg verließ.
„Sie kehrt wohl nimmer — klagt' ich bang und schwer —
Ich seh' Dich Greis am blauen See nicht mehr.

Ich seh' nicht mehr Dich edle würd'ge Frau,
Treu pflegend dem geliebten Herrn zur Seite —
Dich Mägdlein-Paar mit Augen sanft und blau,
Des Hochbejahrten Herzenstrost und Freude.“ —
O nein, ich hab' Euch wieder all' erblickt,
Ich hab' des Achtzigjährigen Hand gedrückt.

Ich sah Dich theuren väterlichen Freund,
Nach dem ich mich zwölf Jahre lang gesehnet,
Mit dem ich immerdar im Geist vereint —
Sah Dich mit weißem Lockenkranz gekrönet —
Sah Sie, die Deiner noch treu liebend wahrt —
Sah Fräulein Hildegund und Hildegard.

Ich blickte wieder in den blauen See,
  Aus dem ich oft Begeisterung getrunken,
Mein Auge flog hinauf zur Gletscherhöh',
  Wo ich in Andacht oft auf's Knie gesunken —
Ich sah des Uferlandes Herrlichkeit —
Sie blieb unwandelbar im Sturm der Zeit.

An was begeistert oft mein Auge hieng,
  Ich sah es Alles wieder hochentzücket —
Was ich mit warmem Herzen einst umfieng,
  Ich hab's auf's Neue in mein Herz gedrücket —
Mir däucht's, als ob's ein sel'ger Traum nur wär' —
Ich hab' jetzt weiter keine Sehnsucht mehr.

So leb' denn wohl, du schönster aller See'n!
  Es ahnet mir, ich seh' dich lang nicht wieder —
So lebet wohl, ihr alten Gletscherhöh'n,
  Empfangt hier eines meiner Wehmuths-Lieder.
Du Land am See bleibst meiner Träume Land,
Dir bleib' ich stets im Geiste zugewandt.

So leb' denn wohl, du freundlich gastlich Haus,
  Ich zieh' aus dir mit Augen naß und trübe —
Ich tret' aus einem theuren Kreis hinaus,
  Geh' von dem Freund, und Manchen, die mir liebe.
Werd' ich Euch lang' nicht — oder nimmer seh'n —
Eu'r Bild wird stets mir vor der Seele steh'n.

Vorwort.

Es war mir ein erfreulicher Auftrag, der mir von Seiten des Herrn Verlegers wurde, das in seinem Verlage im Jahre 1840 erschienene Panorama von K. W. Vogt zu einem neuen Führer um den See umzuarbeiten. Frisch weg von einer mir unvergeßlichen Fahrt an den Bodensee im Herbst verflossenen Jahrs, das Bild des lieblichen Sees und seiner Umgebungen noch lebendig in der Seele, nahm ich die liebe Arbeit unter die Hand, und vollendete sie in trüben Wintermonaten, die mir dadurch heiter geworden, denn ich wandelte im Geist wieder an den Ufern des Sees. Hier ist der neue Führer, den ich nun allen Denjenigen freundlich empfehle, die mit gleicher Sehnsucht, wie der Verfasser, nach dem blauen See wallen, und mit gleicher Begeisterung um seine Ufer wandern. Möge man es dem geschwätzigen Führer zu gut halten, wenn er aus der Chronik dieser oder jener Stadt und Burg seinen Freunden zu Viel vorplaudert, und zuweilen in die Rolle eines Antiquarius

vom Bodensee verfällt — der Führer denkt: sehen und bewundern kann man mit eigenen Augen, wo etwas Schönes und Herrliches ist, aber die Chronik merkwürdiger Orte hat man nicht überall bei der Hand.

Schließlich habe ich noch zu bemerken, daß der neue Führer und das beim Hrn. Verleger erschienene ausgezeichnete Panorama von Brandmayer eigentlich ein Ganzes bilden. Das Büchlein soll ein ausführlicher Commentar zu dieser besten Reisekarte um den Bodensee sein.

Der Verfasser.

Wachbach, den 12. August 1851.

Einleitung.

Die Krone aller deutschen Seen ist unstreitig der Bodensee, schon in älteren Zeiten auch das schwäbische Meer genannt. Er liegt zwischen 26° 42′ 42″ und 47° 24′ 56″ Länge, und zwischen 47° 28′ 32″ und 47° 48′ 45″ Breite. Seine Höhe über dem Meere ist $1223^1/_{10}$ Par. Fuß, sein Flächeninhalt $9^{494}/_{1000}$ Q.-M., abgerechnet die Inseln, deren Flächeninhalt sich auf $^{115}/_{1000}$ Q.-M. beläuft, sein ganzer Umfang 26 Meilen.

Der Bodensee wird eingetheilt in den Ober- und Untersee; ersterer, oder der eigentliche Bodensee, zerfällt wieder in den Bodmer- oder Ueberlinger-See und in den Obersee, auch Konstanzer- oder Bregenzer-See genannt. Der Untersee theilt sich sodann in den eigentlichen Untersee, (die Seegegend, in der die Reichenau liegt,) und den Zeller-See, von der an ihm liegenden Stadt Radolfzell so benannt. Beide, den Unter- und den Obersee, verbindet der durch sie strömende Rhein.

Nach den neuesten Vermessungen ist er in seiner größten Ausdehnung von Süd-Ost nach Nord-West, von Bregenz nach Ludwigshafen gerechnet, 16 Stunden lang; seine größte Breite von Süden nach Norden, von Rorschach bis Friedrichshafen, ist $5^1/_{10}$ Stunde. Die größte

Tiefe des Obersees, von Konstanz nach Lindau, in einer Entfernung von 11 Stunden, beträgt 961 Par. F. Der Ueberlinger-See hat von Meersburg nach Staad eine Tiefe von 505 Fuß. Der Untersee ist nicht sehr tief und übersteigt nirgends 60 Fuß. Zwischen der Reichenau und Wollmatingen kann man zu gewissen Zeiten trocknen Fußes hin- und hergehen.

Von beiden Ufern des Bodensees hat das schwäbische Ufer ein ziemlich milderes Klima, als das schweizerische. So wenig gelinde auch die Winter in der Seegegend sind, so selten ist es, daß der ganze Bodensee überfriert. Bei dem Untersee und den Buchten des Obersees ist dieß gewöhnlich der Fall. Der ganze See überfror in den Jahren 1277, sowie im Jahr 1560 und 1573. Im Jahr 1695 hielt man zu Arbon ein Freischießen auf dem See. Das neueste Beispiel vom Zufrieren des Sees fällt in das Jahr 1829/30; Alles, was man unter dem Bodensee begreift, war zugefroren. Ein kühner, ritterlicher Anwohner am See fuhr damals mit 2 Rappen über denselben.

Der See ist größer oder kleiner, je nach Verhältniß des größeren oder geringeren Zuströmens der Einflüsse, welche größtentheils Bergwasser sind. Er steigt während der Schneeschmelze in den Alpen oft in wenigen Tagen um einige Fuß, in sehr seltenen Fällen bis 12 Fuß. Anfangs Winters ist er am kleinsten. — Ein eigenthümliches Phänomen zeigt sich am Bodensee, wie am Genfersee. Zuweilen erhebt sich das Wasser, ohne vom Winde aufgeregt, auf einmal gegen das Ufer, sinkt aber eben so schnell wieder zurück, und fährt so abwechselnd eine Zeitlang fort. Man heißt es Ruhß, am Genfersee seiches. — Der Haupteinfluß in den Bodensee ist der Rhein. Auf der Ostseite des Gotthards entsprungen,

erhält er, nachdem er sich durch mehrere kleine Zuflüsse, hauptsächlich durch den zuströmenden Mittelrhein vermehrt hat, erst durch den Hinterrhein seinen Hauptzuwachs. So verstärkt, bildet er das herrliche Rheinthal, und ergießt sich unterhalb Rheineck bei Altenrhein in einer breiten Mündung in den See. Diesen durchströmt er in gerader Richtung von Süd-Ost nach Nord-West, bildet durch seinen Ausfluß bei Konstanz den Untersee, und setzt bei Stein seinen Lauf fort. Bei seinem Einmünden, sowie seinem Ausfluß unterscheidet man deutlich sein Wasser von dem des Bodensees. — Außer dem Rhein ergießen sich in den See die Dornbirner Ach, die Bregenzer Ach, die Lautrach, die Goldach, die Steinach, welche alle von Südost kommen. Von Norden münden in den Obersee die Laiblach, die Argen, die Schussen, die Urnauer und Seefelder Ach. Die Stockach und der Goldbach ergießen sich in den Ueberlinger See, und die forellenreiche Ach bei Radolfzell in den Untersee.

Merkwürdig sind auf dem See die regelmäßigen Winde, welche besonders in seiner Mitte bemerkt werden und hinreichen, mit Hülfe der Segel bedeutende Ladungen überzuführen. Für den gefährlichsten Wind des Bodensees hält man den Südwind, in der schweizerischen Sprache Föhn. Wenn dieser weht, wird das Gewelle aus der Tiefe, Grundgewelle genannt, höchst gefährlich. Letzteres entsteht, wenn eine große Wassermasse in die Ueberlinger Bucht geschaltet und wieder zurückgetrieben wird. Nächst dem Föhn ist der Nordwest und oft auch der Ostwind gefährlich. Durch Stürme stattfindende Unglücksfälle sind übrigens nicht so gar häufig, da der Sturm immer seine Vorzeichen hat, nämlich einen weißgrauen

Nebel, genannt Brähme, dem eine dickschwarze Wolke folgt. —

Die ersten und thätigsten Fischer auf dem Bodensee waren seit den frühesten Zeiten die Bürger von Lindau. Sie übten den Zunftzwang über die Fischerei an dem oberen Theile des Sees, oder vom Rheinhorn bis an das Argenhorn, und schrieben allgemeine Fischertage aus, worauf bestimmt wurde, zu welcher Zeit und nach welcher Art die Fischerei ausgeübt werden sollte. Diese Lindau'schen Vorrechte verschwanden aber nach und nach, und gingen zum Nachtheil der Fischerei endlich ganz ein. Jetzt richten sich die Fischer in der ganzen Seegegend nach den Verträgen, welche sie mit ortsobrigkeitlicher Bekräftigung in ihren Seebezirken errichtet haben; aber auch diese werden nicht erfüllt, und man kann überhaupt sagen, daß die Fischerei ziemlich frei ist.

Die Hauptwerkzeuge zum Fischen im Bodensee sind von Garnen. 1) Die Legangel, welche nur in die Tiefe des Sees gesetzt wird, um die größten Fischarten zu fangen; 2) das Gangfischgarn, auch Watte oder Wolf genannt, für Gangfische, Hechte, Forellen u. dgl.; 3) Trachten für Gangfische; 4) Laufergarn oder Setznetze, gegen Hechte, Brachsen u. s. w.; 5) Schwenk- oder Klußgarn; 6) Watten; 7) Streif- oder Kleppengarn; 8) Strickgarn, gegen Rheinlanken, große Karpfen und Hechte; 9) Klettergarn, gegen Karpfen und Brachsen; 10) Blahen oder Karpfenwatte.

Zur Schifffahrt bedient man sich außer den Dampfbooten auf dem Bodensee verschiedener Arten von Schiffen, die aber sehr einfach gebaut und nur durch Größe von einander unterschieden sind. Die größten derselben, welche 4—5 Fuß im Wasser gehen, und nur in Lindau

und Gegend nach Konstanz, Stein am Rhein und Schaffhausen geladen werden, sind 100 Schuh lang, auf dem Boden 14 Schuh breit und führen einen 84 Schuh hohen Segelbaum. Die Länge des Segels ist 32 Ellen, und seine Breite enthält oben 24 und unten 19 Ellen. In ein solches Schiff werden wenigstens 2500 Centner geladen. Dergleichen gibt es jedoch nur noch ein paar. Früher wurden die Schiffe abgetheilt in Lädinen, Halblädinen, Segner, Halbsegner ꝛc.; in neuerer Zeit nennt man sie nur nach Klassen. Ueberhaupt hat die Segelschifffahrt durch die Dampfschifffahrt sehr an Bedeutung abgenommen, wie jetzt auch nur noch in Lindau eine größere Schiffergesellschaft existirt.

Eine neue Zeit für Schifffahrt und Handel wurde seit dem Jahr 1824 durch die Erbauung von Dampfbooten herbeigeführt. Das erste verdankt der Bodensee der württembergischen Regierung. Es wurde unter Anleitung des um die Dampfschifffahrt so verdienten amerikanischen Consuls in Frankreich, Herrn Church, erbaut und trug den Namen seines Stifters Wilhelm. Diesem Dampfboot, seit 1847 außer Dienst, folgten mehrere nach einander, so daß gegenwärtig zehn, sämmtlich eiserne, Dampfschiffe den Bodensee (mit Einschluß des Ueberlinger- und Untersees) befahren. Sie heißen: 1) Ludwig, 2) Concordia, 3) Maximilian, 4) Merkur, sämmtlich Eigenthum der Aktiengesellschaft zu Lindau, 5) Kronprinz von Württemberg, 6) Königin von Württemberg, Eigenthum der württembergischen Aktiengesellschaft, 7) Leopold, 8) Stadt Konstanz, 9) Helvetia, der Aktiengesellschaft in Konstanz gehörig; 10) Stadt Schaffhausen, sehr lang und flach construirt, Eigenthum der Aktiengesellschaft in Schaff-

hausen. Alle diese Dampfboote sind so elegant als möglich eingerichtet, und stehen in keiner Beziehung den Dampfbooten der größeren Schweizer-Seen und des Rheins nach. Für größere Gütertransporte sind noch acht gedeckte Schleppschiffe zur Verfügung, welche zugleich mit Segelwerk versehen sind, um günstigen Falls selbstständig fahren zu können. Schon ist durch diese Menge von Dampf- und Schleppschiffen der Bodensee nicht minder belebt als der herrliche Rheinstrom, und Schifffahrt und Handel werden nach und nach in ähnlichen Schwung kommen, besonders seitdem durch Errichtung von Eisenbahnen hieher die innigste Verbindung des Südens mit dem Norden unsers deutschen Vaterlandes hergestellt ist. —

Der Bodensee ist äußerst fischreich. In seiner Tiefe beherbergt er 26 Gattungen von Fischen und 20 von Schalthieren. Dazu hausen auf ihm und an seinen Ufern 96 Gattungen von Wasser-, Strand- und Sumpfvögeln. Wir geben sie nach der gewöhnlichen deutschen Benennung.

Vögel: Schwarzflügeliger Strandreiter. Lerchengrauer Regenpfeifer. Goldregenpfeifer. Marinellpfeifer. Halsbandpfeifer. Kleiner Pfeifer. Grauer Sonderling. Aschgrauer Reiher. Purpur-Reiher. Großer Silberreiher. Kleiner Silberreiher. Rohrdommel-Reiher. Nacht-Reiher. Rallen-Reiher. Kleiner Reiher. Weißer Storch. Schwarzer Storch. Aschgrauer Kranich. Sichelschnabliger Nimmersatt. Großer Brachvogel. Regenbrachvogel. Rothbäuchiger Brachvogel. Zwergbrachvogel. Waldschnepfe. Mittelschnepfe. Heerschnepfe. Moorschnepfe. Dunkelbrauner Wasserläufer. Rothfüßiger Wasserläufer. Dunkelfüßiger Wasserläufer. Grünfüßiger Wasserläufer. Rost-

brauner Wasserläufer. Streitstrandläufer. Halsbandstrandläufer. Punktirter Strandläufer. Waldstrandläufer. Trillernder Strandläufer. Kleiner Strandläufer. Rothbrauner Strandläufer. Veränderlicher Strandläufer. Gehäubter Kiebiz. Schwarzbauchiger Kiebiz. Halsband-Giavol. Wasserralle. Wiesenschnarrer. Grünfüßiges Rohrhuhn. Punktirtes Rohrhuhn. Kleines Rohrhuhn. Blaufüßiger Säbelschnäbler. Aschgrauer Wassertreter. Schwarzes Wasserhuhn. Gehäubter Steißfuß. Graukehliger Steißfuß. Gehörnter Steißfuß. Geöhrter Steißfuß. Kleiner Steißfuß. Schwarzkehliger Seetaucher. Rothkehliger Seetaucher. Weißgraue Meerschwalbe. Rothfüßige Meerschwalbe. Schwarzgraue Meerschwalbe. Mantelmöve. Gelbfüßige Möve. Weißgraue Möve. Sturm-Möve. Schwarzköpfige Möve. Dreizehige Möve. Kleine Möve. Felsenmöve. Schwarzschnabeliger Schwan. Höcker-Schwan. Eisente. Sammetente. Kolbenente. Reiherente. Schnellente. Bergente. Weißaugige Ente. Tafelente. Schnatterente. Spitzente. Stockente. Pfeifente. Löffel-Ente. Knäckente. Kriekente. Schneegans. Graugans. Saatgans. Ringelgans. Gänsesäger. Langschnäbeliger Säger. Weißer Säger. Großer Pelekan. Kormoranscharbe.

Fische: Der gemeine Aal. Die Trische, Guappe. Der Kaulkopf oder Groppe. Der gemeine Barsch, auch Kretzer oder Eglin. Die gemeine Schmerle. Der gemeine Wels oder Weller. Der Lachs oder Rheinlanke. Die Lachsforelle. Die Rothforelle. Der Schnäpel. Die gemeine Aesche. Die große Muräne oder Sandfelchen. Der Blaufelchen. Der gemeine Hecht. Der Barbe. Der gemeine Karpfe. Der Gründling. Die Schleihe. Die Elte oder Alet. Die Ellritze. Der Lauben. Der Häß-

ling. Der Rothflosser. Der Ukeley. Der Blei oder Brachsmen. Der Gangfisch. Dieser letztere im Bodensee so häufig vorkommende Fisch ist im Obersee weit schmackhafter, als im Untersee. Er wird vom Monat Januar bis gegen Ostern bei der Nacht und milder Witterung in großer Menge gefangen, auf dem Roste gebraten, marinirt, auch gedörrt, und in kleinen Fäßchen weit umher versendet. Man fängt oft zu 1000 auf einmal.

Schalthiere: Die Malermuschel. Die Entennießmuschel. Die hornfarbige Tellmuschel. Die gefurchte Flußtelline. Die Wasserblase. Die Nautilusschraube. Die Scheibenschnecke. Das Ammonshörnchen. Der Schlangenschnirkel. Der Tillsame. Der Kohlsame. Die weiße Tellerschnecke. Die Fischteichschnecke. Das große Spitzhorn. Das braune Spitzhorn. Die Amphibien-Schnecke. Der Thorhüter. Die Ohrschnecke. Die gekämmte Schwimmschnecke. Die Flußnapfschnecke.

Ein eigenthümliches Produkt des Sees ist das sogenannte Fischbrod (eine Schwammart), das nur im tiefen Grunde liegen soll. —

Ueber das Geognostische des Bodensee-Beckens und seiner Umgebung möge noch Einiges hier stehen.

Das ganze Land vom Gebirgstock des hohen Säntis bis zum See und von da bis zu dem großen Randengebirg ist von neuer Formation. Zu oberst Dammerde, dann Kies und auf diesen folgt Nagelflue von verschiedener Härte und Dichtigkeit, manchmal 40 bis 60 Fuß mächtig. Zuletzt kommt die mächtigste aller Schichtungen, der Sand, welcher aus einer Mischung von kleinen Quarzkörnern, Glimmer und Thon besteht, manchmal zum feinkörnigen haubaren Sandstein wird, wie bei

Ueberlingen, Meersburg u. s. w., oder zum dichteren Sandfels erhärtet, wie bei Bregenz. In dieser, bei 100 und mehr Fuß sich abstufenden Schichte kommen häufig Steinkohlen und Kiese, ja auch Goldsand vor. Diese Sandschichte ruht unmittelbar auf einer dichten Schichte von Thon, deren Tiefe noch unbekannt ist, und die sich an einigen Orten bis zum Thonschiefer verdichtet und verhärtet, z. B. am Schienerberg, bei Oeningen u. s. w. Aller Wahrscheinlichkeit nach macht diese Formation, die auf beiden Ufern des Sees gleich, und im Allgemeinen durchaus horizontal geht, also auf neptunischem Wege zu Stande kam, das Becken des Bodensees aus.

Allgemein Geschichtliches über den See und seine ältesten Anwohner.

Der älteste Name des Bodensees ist lacus Brigantinus, Bregenzer See, wie man jetzt noch den von Lindau bis Bregenz sich erstreckenden Theil des Sees nennt. Die uralte Stadt der Vindelizier, Brigantium, Brigantia, Bracancia, das jetzige Bregenz, gab dem See den Namen, aber wahrscheinlich nur dem Obersee. Im neunten Jahrhundert führt der See einen andern Namen; er heißt im Jahr 890 lacus podamicus, potamicus, Bodamsee, Bodmersee, Bodensee, und noch weit früher liegt an dem See eine villa Potamum, Bodoma, ja schon im Jahr 839 eine fränkische Pfalz, palatium Podamicum, Bodoma. Auch soll bereits im siebenten Jahrhundert an der Stelle des jetzigen Bodmann eine Stadt Bodungo gelegen haben. Hat nun der See von der Stadt Bodungo und der Pfalz Bodam den Namen erhalten, oder ist das Umgekehrte der Fall? Wir entscheiden uns für das Erstere, und nehmen an, daß analoger Weise, wie der Obersee von der Stadt Brigantia den Namen erhielt, der Ueberlinger See von Bodungo oder Bodam benannt worden, und im Lauf der Zeit dieser Name auf den ganzen See übergegangen. In diesem Falle haben wir dann nicht nöthig, uns über der Be-

deutung des Namens Bodamsee, Bodensee, lange den Kopf zu zerbrechen. — So viel über den Namen des Sees; nun die Berichte alter Schriftsteller über denselben.

Unter der Regierung des römischen Kaisers Augustus wird der Bodensee zum ersten Mal in der Geschichte erwähnt. Als nämlich die beiden süddeutschen Völker, Rhätier und Vindelizier, in die benachbarten römischen Provinzen einfielen, schickte Kaiser Augustus zuerst seinen jüngeren Stiefsohn Claudius Drusus gegen diese wilden Horden. Ehe sich die Vindelizier mit ihren Verbündeten, den Rhätiern, vereinigen konnten, schlug Drusus die letzteren am Fuße der tridentinischen Alpen auf's Haupt. Sie wichen zurück, aber nicht auf lange. Bald brachen die beiden Völker auf's Neue los, wahrscheinlich vom Bodensee her, und verwüsteten die gallische Provinz. Nun sandte Augustus seinen älteren Sohn Tiberius Nero seinem Stiefsohn zu Hülfe. Die beiden Feldherrn rückten jetzt in getheilten Heerhaufen gegen die Feinde. Drusus kam von Italien her über das Gebirge, Tiberius aber zog wahrscheinlich von der gallischen Provinz aus dem Feind entgegen. Tiberius zog rheinaufwärts und kam an den See, den die Römer zum ersten Male erblickten. Dieser wurde jetzt für die Rhätier eine natürliche Schutzmauer, die den Tiberius zwar hinderte, sich mit seinem Bruder Drusus zu vereinigen, aber durchaus nicht abhielt, gegen die Feinde zu operiren. Er rüstete eine Flottille, fuhr über den See und besetzte eine in demselben befindliche Insel. Nach Einigen soll es die Insel Reichenau gewesen seyn, denn Tiberius kam ja von der gallischen Provinz her; nach Andern war es die Insel, auf welcher die Stadt Lindau liegt, welche Annahme am meisten Wahrscheinlich-

keit hat. Ohne Zweifel befestigte er diese Insel und lieferte von hier aus den Vindeliziern eine Schlacht, in welcher er Sieger blieb.

Der Geograph Strabo (20 Jahre nach Christus) gibt uns aus dieser Zeit den ersten Bericht über den Bodensee, ohne seinen Namen zu nennen. Nach seiner Angabe betrüge der Umfang des Sees 7½, die Länge 5 Meilen, was freilich seiner jetzigen Gestalt zufolge unrichtig erscheinen muß. Die Bestimmung der Länge des Sees wäre noch annehmbar, wenn wir unter Strabo's Ausdruck „Ueberfahrt" die Ausdehnung des Sees von Konstanz bis Lindau verstehen.

Pomponius Mela, der 20 Jahre nach Strabo lebte, kennt schon zwei Seen, und nennt sie bei Namen. „Der Rhein," das sind seine Worte, „sobald er von den Alpen herniederstürzt, bildet nahe bei seiner Quelle zwei Seen, den Venetus und Acronius." Wahrscheinlich ist der Ober- und Untersee darunter verstanden.

Plinius der Jüngere, am Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr., zählt den Bodensee zu Rhätien und nennt ihn lacus brigantinus, welchen Namen ihm Strabo noch nicht beilegt, obgleich die Stadt Brigantium schon zu seiner Zeit bekannt war.

Julius Solinus, im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt, beschreibt den Bodensee auf folgende Weise: „Will man von Gallien nach Thrazien reisen, so nimmt uns das rhätische Gefild auf, reich an Feldfrüchten, fett, ergiebig, geadelt durch den brigantinischen See."

Den letzten, aber ausführlichsten Bericht über den Bodensee gibt uns Ammianus Marcellinus, der Mann von eiserner Schreibart, dem wir aber die besten

Kunden über die Seegegend und das ganze Alemannenland zu verdanken haben; Kunden, die um so wichtiger sind, da sie von einem Augenzeugen herrühren. Er schreibt im fünfzehnten Buch seiner Geschichten: „Zwischen den Krümmungen hoher Berge fließt der Rhein mit gewaltigem Stoß und dehnt sich durch das Gebiet der Lepontier. Gleich dem Nil bahnt er sich über abschüssige Felsen den Weg und bildet hohe Wasserfälle. Durch seine eigene Wassermenge wird er schon an seinem Ursprung so kräftig, daß er mehr einem reißenden, als sanft fließenden Strome ähnlich ist. Bald erhält er noch durch den geschmolzenen Bergschnee einen Zuwachs, bespült die tiefen Schluchten seiner Ufer und tritt in einen runden und ungeheuren See, welchen der rhätische Anwohner Brigantia nennt. Dieser See dehnt sich 460 Stadien in die Länge und fast eben so viel in die Breite. Er ist unzugänglich durch das Grauen trauernder Wälder, außer wo jene alte nüchterne Römertugend einen breiten Weg angelegt hat; denn die Natur der Oerter und die Unfreundlichkeit des Himmels widerstreitet den Barbaren. Durch diesen Sumpf also reißt der Strom mit schäumenden Wirbeln, wandelt durch die träge Ruhe des Sees, durchschneidet ihn mit einer scharfbegränzten Fläche, und wie ein durch ewige Zwietracht getrenntes Element löst er sich wieder vom See mit nicht vermehrtem, nicht vermindertem Strome, sondern mit dem Namen, den er mit sich gebracht; und mit voller Kraft, auch ferner keine Ansteckung erleidend, taucht er sich in des Oceans Tiefen. Und, was noch viel mehr zu verwundern ist — das ruhende Gewässer wird durch den reißenden Durchfluß nicht bewegt, noch der eilende Fluß durch den unter ihm schwimmenden Schlamm aufgehalten;

beider Wasser vereinigt und vermischt sich nicht: ja, wenn nicht der Anblick lehrete, daß es wirklich so geschehe, könnte man glauben, sie möchten durch keine Gewalt aus einander gehalten werden."

So richtig des Berichterstatters letztere Angabe ist, daß sich das Wasser des Rheins gleichsam unvermischt mit dem Wasser des Sees erhalte, so unrichtig ist seine Angabe in Hinsicht seiner Ausdehnung. Er gibt die Länge auf 460 Stadien an, was immer über 11 Meilen betragen würde; eine solche Länge aber hat der Ober- und Untersee zusammen nicht. Noch unrichtiger ist die Angabe über die Breite des Sees. Hierüber dürfen wir uns übrigens nicht wundern, wenn wir bedenken, wie schwer es damals seyn mußte, auf sichere Resultate zu kommen, da der See mit dunklen Wäldern umgeben war und dichte Nebel auf demselben lagen, die so leicht das Auge des Beobachtenden täuschen konnten.

Doch haben wir nicht so ganz unbedingt die Angabe des Ammianus als unrichtig zu verwerfen. Beim Obersee wird sie wahrscheinlich, wenn wir den Thalboden von Ludwigshafen (Sernatingen) am Ueberlinger See bis gen Wahlwies und weiterhin betrachten. Es ist nur ein Boden, den die Wasserfluth in früherer oder späterer Zeit verlassen haben muß. Am Untersee erweist sich dieß bei dem sogenannten Ried, welches in unsern Tagen noch mannigfachen Wechsel zeigt, indem es bald unter Wasser, bald trocken gelegt ist. Ueberhaupt können wir, ohne zu viel zu behaupten, annehmen, daß der größte Theil jenes Thalbodens, der sich an den See anschließt, und den wir mit dem Namen Höhgau bezeichnen, vielleicht noch zur Zeit des Ammianus unter Wasser stand. Die Beschaffenheit des Bodens, der meistens mit Kies

und Gerölle bedeckt ist, sowie die beiden kleinen Seen bei Binningen und Möckingen möchten dafür sprechen, denn wir können solche wohl als Ueberbleibsel der größeren Wasserfluth betrachten, die sich nach und nach verlaufen. Gewöhnlich werden diese Veränderungen uralten Erdrevolutionen zugeschrieben, warum sollte nicht auch Manches einer späteren Zeit angehören? So würde dann manche Angabe früherer Schriftsteller, die uns im ersten Augenblick unrichtig erscheint, als glaubwürdig angenommen werden können.

Nachdem wir die Berichte älterer Schriftsteller über den Bodensee zusammengestellt haben, ist es das Nächste, über die ältesten Anwohner desselben zu melden.

Wahrscheinlich waren die urältesten Anwohner des Sees noch rohe deutsche Volksstämme, deren immer einer den andern vertrieb und die wenig für den Anbau des Landes thaten. Als die Gegend um den Bodensee durch die Römer bekannter wurde, finden wir drei wichtige Volksstämme an seinen Ufern:

Die Helveter, welche in ältester Zeit zu dem in Gallien wohnenden keltischen Volksstamme gerechnet wurden. Ein unbekannter Zufall hatte sie bestimmt, aus Gallien über den Rhein bis an die Ufer des Bodensees zu ziehen. Weil die mühselige Bebauung des Bodens zum Kriegen weniger Muße ließ, waren sie friedfertig, aber durch ihre Lebensweise abgehärtet nichts desto weniger tapfer und kriegsfähig. In 4 Gaue getheilt, aber unter sich verbündet, genossen sie ihrer stillen Freiheit, bis die Cimbern in dieser Gegend erschienen, die höhere Wünsche in ihnen rege machten. Einer dieser helvetischen Gaue, der unter dem Namen der tigurinische den Zürich=

und Thurgau in sich begriff, verband sich zuerst mit andern Völkerstämmen, um Gallien zu plündern. Sie verwüsteten Alles bis an die Gränzen der römischen Herrschaft und schlugen den Consul Silvanus. Da zog der römische Heerführer Lucius Cassius über die Alpen und trug zuerst den Krieg in das Land der Helveter. Unter Anführung des Diviko, eines kriegsfreudigen und heldenmüthigen Jünglings, rückten jetzt die Tiguriner dem Consul Cassius entgegen und erfochten den berühmten Sieg am Leman- oder Genfersee. Als aber die Cimbern durch den kühnen Römer Marius besiegt wurden, führte Diviko die Tiguriner wieder in ihr Vaterland zurück, wo sie von nun an ungestört lebten. Fünfzig Jahre später wurden die Helveter in Folge jenes allgemeinen Auszugs nach Gallien, auf dem sie Julius Cäsar bekriegte und besiegte, zuerst Bundesgenossen und bald hernach Unterthanen der Römer. Auch die Tiguriner, die das ganze südliche Ufer des Bodensees bis zur Mündung des Rheins einnahmen, traf dasselbe Loos.

An die Tiguriner gränzten die Rhätier, welche die ganze südöstliche Seite des Bodensees bewohnten. Vor uralten Zeiten bildeten sie einen wichtigen Völkerstamm in Italien unter dem Namen der Tyrrhener, Tusker oder Hetrusker, und wohnten von der Tiber bis zu den Apenninen. Bei dem Anzug der Gallier flohen sie aus der Ebene in die apenninischen Berge und weit in die Alpen hinein. Hier in den Thälern und den Schluchten der Berge mit ewigem Schnee verlernten die Flüchtlinge alle tuskische Art und Sitte, sie trieben Raub und wurden allem Gehorsam, aller Furcht und Menschlichkeit fremd. Nur weil sie arm waren und an den gewöhnlichen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten Mangel hatten,

hielten sie einigen Frieden mit ihren Nachbarn, von denen sie um Käse, Honig und Harz Früchte des Feldes eintauschten. Während die meisten Nachbarvölker unter die Herrschaft der Römer fielen, erhielten sich die Rhätier frei und unabhängig in ihren Alpen, bis sie mit den von Norden sich anschließenden Vindeliziern nach hartem Kampfe der Macht der Römer unterlagen.

Die Vindelizier bewohnten den größten Theil des nördlichen Seeufers. Ueber ihre Abkunft sind die Ansichten verschieden. Nach Einigen waren sie eine herumziehende Nation, die ihren ursprünglichen Wohnsitz in Illyrien hatte, und, wie schon Tacitus behauptet, kein eigentliches deutsches Stammvolk war. Nach Andern war es wirklich ein deutsches Volk, dessen Kern um den Lech wohnte, und, wie Strabo berichtet, mehrere Völkerschaften umfaßte, als die Licatier (Lechanwohner), Claustinatier, Vennonen, Estionen und Brigantier. Der Name des ganzen Volks wird vielleicht nicht mit Unrecht mit Wenden am Lech gedeutet; doch kann er auch stammen von Vinda, Wertach, und Licus, Lech, die bei Augsburg (Augusta Vindelicorum) sich vereinigen. Ihre Gränzen waren gegen Westen und Südwesten der Bodensee, gegen Norden die Markomannen und Narisker, gegen Osten der Inn, gegen Süden die Rhätier. Ihre Sitten waren die gleichen mit denen der Rhätier. Darum näherten sie sich bald ihren Nachbarn und schlossen mit ihnen eine Verbindung gegen die Römer, ihren gemeinsamen Feind. Ein harter Kampf begann zwischen den Römern und diesen beiden verbündeten Völkern — es war der ernste Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit — aber er endete nicht zu ihrem Vortheil. Nach mehreren Niederlagen, die sie durch Kaiser Augustus' Stiefsöhne,

Drusus und Tiberius, erlitten, kamen beide Völkerschaften unter das römische Joch.

Das ganze Uferland des Bodensees bekam jetzt unter den Römern eine ganz andere Eintheilung und Verfassung. Das Schweizerufer wurde Rhaetia prima und das schwäbische Rhaetia secunda genannt. Durch Einführung einer bessern Gerichtsordnung verlor sich das Wilde in den Sitten der Bewohner, wie durch römische Cultur die Härte und Rauhigkeit des Bodens. Die Römer bauten Straßen, legten Castelle am See an und eröffneten Gemeinschaft und Verkehr von einem Ende zum andern. In kurzer Zeit verdrängte römische Gesittung die alten Gebräuche und Sitten, und am See war römisches Land und romanisirtes Volk. Mit römischer Art und Gesittung war auch die erste eigentliche Cultur in die Gegend gekommen. Das jetzige Arbon (arbor felix, zum seligen Baum) war wohl das erste Römer-Castell am See, und weist auf den Anfang besserer Cultur hin. Hier wurde wohl zuerst der dichte Wald ausgereutet und wahrscheinlich der erste Obstbaum gepflanzt.

Bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts dauerte die Römerherrschaft am Bodensee. Da erschien ein ächt deutscher Volksstamm an seinen Ufern, der nicht nur ganz Rhätien und Vindelizien überfluthete, sondern sogar bis an die Gränzen des eigentlichen römischen Reichs vordrang und demselben furchtbar zu werden schien. Es waren die Alemannen, ein aus mehreren deutschen Völkerschaften gemischter Bund, kräftige, riesige Gestalten mit blonden, fliegenden Haaren, die deutlich ihre ächt germanische Abkunft beurkundeten. Sie wohnten in leichten, aus Holz gezimmerten Häusern, schwammen trefflich selbst in ihren Panzern und Waffen, waren tapfer und

grausam in der Schlacht, dem Wein und der Wollust ergeben und geldgierig, aber selbst ihren Feinden gegenüber ehrlich und truglos. Ihre Religion war noch der alte germanische Naturdienst, besonders verehrten sie alte heilige Eichen.

Diese Alemannen waren in verschiedene Gauen getheilt, unter denen Ammianus Marcellinus den Gau der Lenzer Alemannen (Alemanni Lentienses) aufzählt. Dieselben wohnten an der nördlichen Seite des brigantinischen Sees in dichten Waldungen und zogen oft verheerend über die römischen Gränzen. Kaiser Constantius schickte seinen Feldherrn Arbetio gegen sie, der anfangs mit wenig Glück gegen sie kämpfte, da er der wilden Gegend weniger kundig war, aber ihnen später im Rheinthal eine bedeutende Niederlage beibrachte. Unter abwechselnden Schicksalen erhielten sich die Alemannen in ihren Wohnsitzen, aber immer blieben sie den Römern beunruhigende Nachbarn. In der großen Völkerwanderung schloß sich noch ein anderer deutscher Volksstamm an sie an, es waren die durch die Hunnen vom Norden des germanischen Landes vorwärts gedrängten Sueven. Mit diesen vereinigt breiteten sie sich bald vom Lech bis ins Rheinthal und an die Quellen der Donau unter dem Namen der Suev-Alemannen oder Schwaben aus. Sie erhielten sich unangefochten in ihren Wohnsitzen, bis im Jahre 495 der Franken-König Chlodwig den großen Alemannenbund bei Zülpich auf's Haupt schlug und so auch die Suev-Alemannen am Bodensee unter sein Joch brachte. Sie verloren dadurch Nichts, als ihre eigene Verfassung. Die Franken setzten ihnen jetzt Grafen und Herzoge fränkischer Abkunft. Alemannischer Stamm und alemannisches Wesen blieb unangetastet; dagegen war

ihnen mit dem Verlust ihrer Freiheit ein Glück geworden, das ihnen letztere ersetzen konnte: mildere Sitten und christliche Aufklärung, die jetzt in das von Gebirgen und Barbaren umlagerte öde Alemannenland drang.

Ueber die frühere Verfassung und den religiösen Cultus der Alemannen gibt uns der byzantinische Geschichtschreiber Agathias aus dem sechsten Jahrhunderte folgenden Bericht: „Die Alemannen haben wohl auch jetzt noch gesetzliche Einrichtungen von ihren Vätern her; was aber ihre öffentliche Verfassung betrifft, so hängen sie vom fränkischen Staat ab und haben dieselben Gesetze. Aber in Beziehung auf Gottesverehrung sind sie von den Franken durchaus verschieden. Sie verehren gewisse Bäume, Ströme, Hügel und Waldberge; diesen gilt ihr Gottesdienst und sie weihen ihnen Pferde, sowie eine Menge anderer Thiere, denen sie den Hals abschneiden, zum Opfer. Jedoch übt der tägliche Umgang mit den Franken einen wohlthätigen Einfluß auf sie und bildet sie allmählich zum Bessern um; er zieht bereits die Verständigeren nach und wird zuletzt ihr hartnäckiges Wesen überwinden.“

Mit der Herrschaft der Franken, die unter Chlodwig Christen geworden, wurden jene irrigen Glaubensansichten ganz andere. Dazu mag Viel beigetragen haben, daß der austrasische König Clothar I. wahrscheinlich in der Mitte des fünften Jahrhunderts das früher zu Windisch (Vindonissa) bestandene Bisthum nach Konstanz verlegte. So war die erste Pflanzschule des Christenthums für die Seegegend gegründet. Vielleicht in Folge dessen sehen wir schon mit dem Anfang des siebenten Jahrhunderts zu Arbon einen christlichen Lehrer Namens Willimar, der einem Bethause als Presbyter vorstand. Er war

ein schlichter Christ, selbst noch der höheren Belehrung bedürftig, aber voll Liebe und Herzensgüte, darum geachtet und sicher vor den heidnischen Bewohnern. Willimars Wirksamkeit war wohl nur eine geringe, aber bald vereinigten sich mit ihm zwei Männer, die wir als die eigentlichen Glaubensboten für die Seegegend betrachten dürfen. Es waren die beiden heiligen Männer Columbanus und sein Schüler Gallus. Als freiwillige Boten des Evangeliums waren sie von Irland her über England nach Frankreich gekommen, wo sie zuerst das Evangelium verkündigten. Von dort durch böse Menschen vertrieben, wanderten sie gen Helvetien und verkündigten an der Limmat Christi Lehre. Auch von da wurden sie von den ergrimmten Heiden verjagt; sie wanderten jetzt mit zwölf Gesellen an den Bodensee, um ihr segensreiches Werk fortzusetzen. Als sie im Jahre 605 zu Arbon über Willimars Schwelle traten, rief dieser ihnen erfreut entgegen: „Gelobet sey, der da kommt im Namen des Herrn!" „Von den Enden der Welt hat uns der Herr versammelt!" antworteten gerührt die Irländer. Auf Columbans Frage, ob sich in der Einsamkeit eine Zelle für fromme Uebungen bauen ließe, nannte ihnen Willimar das alte Brigantium. Dorthin steuerten die gottbegeisterten Männer, begleitet von Willimar. Es gefiel ihnen an diesem Orte und sie bauten sich kleine Hütten nahe an einem Bethause, das schon früher von frommen Händen zu Ehren der heiligen Aurelia erbaut worden war, und nun verlassen und verödet stand. Am Tage eines großen Götzenfestes predigte Gallus vor einer Menge von Männern, Weibern und Kindern zum ersten Male vom wahren Gott. Seine feurige Rede fand in vielen Herzen Eingang, und manche Heiden wurden gläu-

dig. Drei Jahre wohnten die Fremdlinge unangefochten in Bregenz, bauten eine Zelle, reuteten den Wald aus, legten Gärten an und pflanzten Fruchtbäume. So legten diese frommen Männer nicht nur den ersten Grund zur Christianisirung der Anwohner des Sees, sondern ihnen gebührt nächst den Römern auch das Verdienst des Anbaus der Seegegend.

Aber auch hier wurde von bösen Menschen ihre segensreiche Wirksamkeit unterbrochen. Heiden, die dem Christenthum gehässig waren, wußten die Christenkolonie bei Gunzo, dem fränkischen Herzog oder Gaufürsten, der zu Ueberlingen seinen Wohnsitz hatte, anzuschwärzen, als ob durch sie die öffentliche Jagd gefährdet wäre, da sich die Glaubensboten bisher durch Jagen ihren Unterhalt verschafft hatten. Auf des Herzogs Befehl mußten die frommen Männer ihre bisherige Wohnstätte verlassen. Columban zog über die Alpen zu dem Lombardenkönig Agilulph, aber Gallus erwählte als Zufluchtsort eine nur wenige Stunden landeinwärts liegende Einöde, wo noch wilde Thiere, Bären und Wölfe hausten. Dort fing er an den Wald zu lichten und baute eine Hütte, wo jetzt die St. Gallen-Kapelle steht. So wurde der heilige Gallus für diese Gegend Helvetiens der Glaubensbote. Aber das Licht des Glaubens, welches die gottbegeisterten Männer an den Ufern des Bregenzer Sees angezündet hatten, verlosch nimmer und wurde zur hellen Gottesflamme, die bald alle Ufer des Sees überstrahlte und so manches noch finstere Herz erleuchtete.

Wir schließen hiemit das allgemeine Geschichtliche über den Bodensee, da das Spezielle in die Geschichte der einzelnen Orte am See gehört.

Wanderung um den See.

Dem Reisenden, welcher auf der Straße von Kempten herkommt, zeigt sich schon in der Gegend von Isny die beschneite Zinne des hohen Säntis, des ersten Schweizerberges, welchen er auf dieser Tour erblickt, und dessen 7760 Fuß hohes Haupt ihm wie ein einladender Hochwächter entgegenleuchtet.

Auf der Höhe der neuangelegten Straße Scheidegg angelangt, erscheint Lindau, welches noch 3 Stunden entfernt ist, tief im Trichter der sonnenbestrahlten Berge liegend, und bietet den Anblick eines freundlich alterthümlichen Gebirgsstädtchens. Wie angenehm werden wir aber überrascht, wenn wir hinabkommen und ein weites offenes Thal vor uns ausgebreitet liegt, in welchem Rebhügel, Gartengefilde und Obsthaine im reichsten Segen der Fruchtbarkeit und eines milden Klima den großen herrlichen Rahmen um den Spiegel des unabsehbaren Sees bilden, auf dessen Fluthen die Wälle und Zinnen der genannten Stadt uns entgegen zu schwimmen scheinen. Ueber ihnen ragen die Masten der Schiffe herüber, die auf der entgegengesetzten Seite in sicherem Hafen liegen, sowie Lindau selbst einem großen Seeschiff gleicht, dessen Masten seine Thürme bilden.

Wir stehen auf dem **schönen Bühel**, neben uns zur Linken der Sommerkeller des Bräuhausinhabers Schlechter, von dessen Fenstern wir einer entzückenden Fernsicht genießen.

Uns gegenüber ragt ein bereits Bekannter, der hohe Appenzellerberg Säntis, neben ihm der alte Mann über allen übrigen Bergen und Höhen der ganzen Gebirgskette, des sogenannten Alpsteins, wo wir noch den Kamor und hohen Kasten uns merken wollen. Hieran gränzen die Glarner Schneeberge; aus tiefstem Hintergrund blicken die düstern Kulmen Graubündtens, im Süden und Südosten die Vorarlberger Alpen und Vorberge. Uns gegenüber, von Wohnungen übersät, an gerade aus den Fluthen aufsteigenden Halden die Höhen des Stoß und Speicher, dieser durch das Blut appenzellischer Helden geheiligten Stätten, neben ihnen die schönen, von der Natur und dem Fleiße ihrer Bewohner so reich begabten Anhöhen um St. Gallen, welche unterhalb Rorschach sich etwas abzudachen beginnen. Im Süden liegt das Rheinthal, vom königlichen Rhein und den blitzenden Silberbändern der Aachen Vorarlbergs durchzogen, von hohen Bergen mit altergrauen Burgen überragt. Wir erkennen mehrere Ortschaften im Hintergrunde, aus welchen der Rhein sich hervorzwingt, am Hang der Berge hin Hohenems und Dornbirn, und näher dem Seegestade Rheineck, dann Fußach und Hard, von den kühnsten Schiffern des Bodensees, den Helgoländern des schwäbischen Meers, bewohnt. Näher liegt Bregenz am Fuße des bis an seinen Gipfel mit einzelnen Wohnungen bekränzten, 3200 Par. Fuß hohen Pfänders. Wenn wir Lindau, was schon Viele vor uns gethan,

das schwäbische Venedig nennen wollten, so könnten wir Bregenz füglich das vorarlbergische Genua heißen, denn wunderschön, wie jenes, zieht es sich in schöngeschlungenem Bogen um seinen blauen Golf, auf Felsen ruhend, an Felsen sich anlehnend, von Felsen und Bergen überragt. Nur finden wir weder den Cactus auf seinen Felsen, noch die Paläste und Marmorbäder der reichen Seestädte Italiens innerhalb seines Weichbildes. Der Fleiß der Bewohner aber wußte jenen Bergen Fruchtbarkeit abzugewinnen, und wir sehen die ergiebigsten Rebengelände an denselben hängen. Ein vorspringender Theil oder vielmehr eine Staffel des Pfänders ist der St. Gebhardsberg mit seinem Kirchlein auf schroffer Felsenspitze, der, nach A. Lewalds Ausdruck, wie eine Vedette der Alpen in die Wasserwelt zu seinen Füßen hinausschaut. Zu unsern Füßen aber liegt in dem von hellgrünen Wiesen bedeckten, von einem Obstwald überschatteten Thale eine Menge reizender Villen — sie bilden gleichsam die Vorstadt zu der herrlichsten Niederlassung am See oder vielmehr im See, zu der reizend gelegenen Stadt

Lindau,

der wir mit Recht den ersten Besuch auf unsrer Wanderung am See schenken.

Eine 308 Schritt lange, 12 Schritt breite, mit Geländer und Fußpfaden versehene Brücke führt zu dem schönen Inselland, auf dem die Stadt liegt. Hier schon auf dieser Brücke genießen wir, besonders bei Sonnenuntergang, jener reizenden Aussicht, welche Ebel beschreibt: „Der ganze Theil des Sees, der von Lindau östlich sich ausdehnt, bildet ein großes, schönes, ovales,

zwei Stunden breites, und fast eben so langes Becken, an dessen äußerem Ende, hoch über demselben, das Städtchen Bregenz schwebt. Nach Westen und Norden breitet sich der See in eine Wasserfläche aus, die wegen ihrer großen Ausdehnung in Erstaunen setzt. Von Lindau nach Konstanz beträgt seine Länge beinahe 11, und bis an das Ende seines großen Busens, bei Bodmann und Sernatingen (Ludwigshafen), 16 Stunden. Da die westlichen und nördlichen Ufer, unerachtet ihrer Krümmungen, im Ganzen doch eine gerade Richtung halten, so genießt das Auge den außerordentlichen Anblick eines Wasserspiegels, dessen Fläche ungefähr 40 Quadratmeilen ausmachen kann. Wenn die Luft nicht sehr hell ist, so spielen in der weiten Ferne die Wellen in den Horizont, und alsdann besonders begreift man, warum dieser See einst das schwäbische Meer genannt worden ist."

Am Schlusse der Brücke steht seit 6 Jahren das neue, einen sehr hübschen Prospekt gewährende, großartige Landthor. Der ziemlich geräumige Platz zwischen diesem und den ersten Häusern ist zu einer lieblichen Anlage benützt, welche sehr anziehende Standpunkte bietet. Links die neu auf einem ehemaligen Wall erbaute Schießstätte mit hübschem Garten. Vom Balkone des Gesellschaftshauses hat man eine entzückende Aussicht in's Vorarlbergische. Rechts die sogenannte Heidenmauer, wovon später ein Mehreres.

Früher bestand Lindau aus drei Inseln, welche zusammen 102 Morgen Flächenraum enthalten. Die beiden größeren Inseln sind seit mehreren Jahren durch Ausfüllung des sonst trennenden Grabens mit einander verbunden. Um den größern Theil der Stadt und die nun mit ihr vereinigte sogenannte Insel, welche aus Gärten, Feldern, Wiesen und namentlich Obstpflanzun-

gen besteht, führt einer der angenehmsten Spaziergänge, der ein besonderes Interesse dadurch gewinnt, daß man vielfach an Bastionen und Thurmreste gelangt, von welchen aus man eine immer veränderte, herrliche Aussicht genießt. Der der Stadt südlich zunächst gelegene Theil der Insel wird den Bahnhof der hier mündenden Ludwig-Südnordbahn aufnehmen, welche auf einem Steindamme vom festen Lande herübergeführt werden wird. Die dritte Insel, Burg genannt, ist von unbedeutendem Umfange, und durch eine steinerne Brücke mit der Stadt verbunden. Sie wird gegenwärtig als Holzmagazin verwendet, und enthält außerdem einen Garten und die Reste der kleinen, im Jahre 1811 abgebrochenen Jakobskirche. Merkwürdig sind hier insbesondere die Ueberbleibsel alter Befestigungen die noch aus der Römerzeit stammen, und entweder von Tiberius (siehe Seite 11) oder von Constantius Chlorus herrühren. Wohl nicht ohne Grund setzt man hieher den ersten bewohnten Punkt der Stadt. An der Südseite zieht sich eine wohleingerichtete Badeanstalt hin.

In ihrem Namen trägt die Stadt die Urkunde ihrer Entstehung. Von den schönen, mächtigen Linden, die jetzt noch auf der Insel, namentlich auf der sogenannten Pulvermühle, wachsen, erhielt wohl die Aue (Insel) ihren Namen Lindaugia, Lindavia, Lindau, und so wurde auch die darauf gegründete Niederlassung genannt, welche schon in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts urkundlich vorkommt. Mag er zuerst eine villa, wie die meisten wichtigeren Orte am See, gewesen sein, mit der Gründung des Frauenstifts, die wir wohl noch in das neunte Jahrhundert verlegen dürfen, erhielt der Ort seine erste Bedeutsamkeit. Ein rhätischer Gaugraf, Namens Adelbert, soll bei einer stürmischen Fahrt über den See der Jungfrau Maria eine Kirche gelobt haben, und so soll

diese und das damit verbundene Frauenstift entstanden sein. Um's Jahr 948 wurde Lindau von einem großen Brandunglück betroffen. In Folge desselben sollen die Einwohner den Ort verlassen haben und nach dem nahen Aeschach gewandert sein, von wo aus sie zur Zeit Kaiser Konrads II. wieder gen Lindau zogen. Seit jener Zeit stand Lindau unmittelbar unter dem Reich, und wurde als eine der sogenannten Wahlstädte des Reichs von Landvögten verwaltet. Wann Lindau eine Reichsstadt mit eigenem Regiment wurde, ist nicht urkundlich überliefert; aber schon Rudolph von Habsburg nennt sie eine uralte Reichsstadt. Auch in den Jahren 1264, 1339, 1347, 1720 und 1728 wurde die Stadt von großem Brandunglück heimgesucht; immer stieg sie wieder neu und schöner empor. Im Jahre 1396 löste sie die Reichsvogtei auf ewige Zeiten an sich. In demselben Jahr entstand ein schwerer Auflauf unter den Bürgern zu Lindau, der aber von den Bundesstädten gedämpft wurde. Die Rädelsführer wurden enthauptet. Im Jahre 1496 hielt Kaiser Maximilian I. zu Lindau einen wichtigen Reichstag, auf dem die Reichskammergerichtsordnung entworfen wurde. Damals stand eine kaiserliche Pfalz hier. Im Jahre 1530 wurde die Reformation in der Stadt eingeführt. Lindau übergab auf dem Reichstag zu Augsburg mit den 3 Städten Straßburg, Konstanz und Memmingen eine eigene Confession, in der sie „ihres Glaubens und Fürhabens, der Religion halb, Rechenschaft gethan," und war von nun an eine standhafte Bundesgenossin der protestantischen Städte.

Damals war die Stadt eine der reichsten und mächtigsten in Süddeutschland durch ihren ausgebreiteten Handel mit Oesterreich, ganz Deutschland, Frankreich und Italien. „Es ist hier," so meldet Achilles Gasser,

ein geborner Lindauer, aus der Reformationszeit, „eine solche Niederlag und Zukehr von allerlei Gewerbshändeln aus allen Landen, daß gemeinlich alle Samstage auf dem Wochenmarkt mehr denn 28 Städte und Städtlein, von 7, 8, 9 und mehr Meilen her, ohne Unterlaß Leute herbeifahren, dazu ob 1400 Kärren und Wägen zu dem Thor aus- und eingehen. Aus Schwaben und Bayern kommt ein mächtig Getreid, Salz, Kupfer und Eisen dar, das von dannen in das Oberland und die Eidgenossenschaft verführt wird. Ob dem Untersee, Thurgau und Hegau geht wöchentlich auf dem Wasser und zu Schiff Haber, Korn und eine große Menge Wein, der von Stund an in das Algau, Schwaben und das Bayerland hinwieder verkauft wird. Aus dem Bregenzerwald, Montafun, Appenzell, Thurthal und Oberland bringt man trefflich viel Käs und Butter dahin. Von dem Land tragen die Nachbarn Obst, Garn und Gespinnst zu Markt. Ausgenommen anderer vieler großer Kaufmannsgüter, auch täglicher Krämerei, so daselbst nicht mit kleinem der Stadt Seckel Einkommen von mitternächtigen Landen und Oesterreich, durch Danzig, Leipzig, Nürnberg, Augsburg, München in die Lombardei, gen Genua, ganz Wälschland, und auch gen Genf und in Frankreich durchgeführt werden, daß es nicht unbillig das deutsche oder auch das schwäbische Venedig genannt werden kann." Wirklich stand auch Lindau immer in enger Verbindung mit dem deutschen Haus der italienischen Wasserstadt, und die Chroniken jener Zeit bestätigen in vollstem Maße die Wahrheit des Gasser'schen Berichtes.

Einen trüben Wendepunkt dieser vortheilhaften Verhältnisse brachte der dreißigjährige Krieg. Dieser machte Lindau zu einer Festung, welche es bis vor wenigen Jahrzehnten blieb und deren bedeutende Außenwerke zum

Theil noch zu sehen sind. Von 1628—48 war es mit kaiserlicher Besatzung belegt, welche monatlich 20,000 fl. kostete. Unendliche Drangsale hatte die Stadt während dieser 20 Jahre zu leiden, Handel und Verkehr stockte oder hatte vielmehr ganz aufgehört. Noch im vorletzten Jahre des Kriegs belagerte der Schwede Wrangel Lindau zu Wasser und zu Land. Viele Wochen lang hielt die Stadt und der kaiserliche Kommandant, Graf von Wolfegg-Waldsee, das Bombardement aus. Wrangel mußte, nach verlornen 700 Mann, unverrichteter Dinge wieder abziehen, von höhnenden Schüssen verfolgt. Während des Kriegs hatte auch die Pest gewüthet und 2000 Menschen weggerafft. Von diesen harten Schlägen erholte sich die Stadt nur langsam, die frühere ansehnliche Bevölkerung hat sie aber nicht wieder erreicht.

Seit 1806 gehört Lindau zu Bayern, dessen Regierung, die Wichtigkeit des Platzes wohl erkennend, schon sehr viel für denselben gethan hat.

Gegenwärtig zählt die Stadt an 3300 Einwohner, meist protestantischer Confession, Leute von einem guten und biedern schwäbischen Volksschlag, „gemeinlich aufrecht,“ wie sie der oben genannte Achilles Gasser nennt. Es sind auch jetzt noch thätige und geschäftskundige Handels- und Gewerbsleute, die einen lebhaften Verkehr nicht nur mit der nahen Schweiz, sondern auch mit dem entfernteren Ausland unterhalten, welcher meistens in Spedition von Waaren, Salz, Schmalz, Bauholz und Getreide besteht. Jeden Samstag wird hier ein sehr bedeutender Wochen- und Getreidemarkt gehalten, dessen Frequenz bisweilen an die oben geschilderten glücklichen Gasser'schen Zeiten erinnert. Bei der trefflichen Lage des Ortes, dem wohlgebauten, geräumigen Hafen, der Frequenz der

vielen Dampfschiffe, die jetzt den Bodensee befahren, und der in naher Aussicht stehenden Vollendung der Ludwig-Südnordbahn hieher, ist zu hoffen, daß sich dieser Verkehr und damit der Wohlstand der Einwohner von Tag zu Tag mehr heben werde.

Lindau ist Sitz eines Landgerichts, Rentamts, Hauptzollamtes, Postamtes und Physikats. Auch ist Garnison hier, welche in obiger Einwohnerzahl nicht mit inbegriffen.

Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt nennen wir zuerst die sogenannte Heidenmauer, kolossales Bruchstück eines riesenhaften Thurmes, von uns schon rechts beim Eintritt in die Stadt bemerkt. Der aus unbehauenen Kieseln gebaute Thurmrest hat 12 Schritte in die Länge, überragt fast die dabei stehenden Häuser, und hat eine Dicke von $8^1/_2$ Schuh. Er soll, dieß ist die Ansicht der Meisten, nebst den schon genannten Befestigungsbauten in der Burg, aus der Zeit des Tiberius sein, der die Vindelizier bekriegte. Doch wahrscheinlicher gehört diese Heidenmauer einer späteren Zeit, etwa dem neunten Jahrhundert an, bildet aber nächst dem Römerwerk in der Burg das älteste Denkmal der Stadt. Nach ihr soll die St. Peterskirche, jetzt als Magazin benützt, das älteste Bauwerk sein, und sogar den Brand vom Jahr 948 überlebt haben. Dieselbe hat sehenswerthe, leider aber ziemlich beschädigte Freskomalereien. Noch älter war die ehemalige Stifts- oder Marienkirche; sie war mit 12 steinernen Säulen geziert und hatte ein Portal von herrlicher Architektur. Im Jahre 1728 brannte sie bis auf den Chor und das hintere Gewölbe ab, und wurde 1752 restaurirt, wie wir sie jetzt sehen. In einem Anbau der Kirche befinden sich alte Gemälde aus dem dreizehnten Jahrhundert. Die St. Stephanskirche

(protestantische Pfarrkirche), angeblich im zwölften Jahrhundert erbaut, hat eine treffliche Orgel. Ferner sehenswerth ist die vor 50 Jahren eingegangene Dreifaltigkeitskirche, welche im Jahre 1241 erbaut wurde. Im Chor des ehemals daran gelegenen Barfüßer-Klosters, jetzigen öffentlichen Schulengebäudes, befindet sich ein Saal mit Bildnissen von um Staat und Kirche verdienten Lindauern. In jener Kirche ist auch die Stadtbibliothek, welche einige Inkunabeln, vorlutherische deutsche Bibeln, einige Mönchsschriften, arabische Manuscripte, noch zwei handschriftliche Chroniken von Lindau (eine bis 1626, die andere bis 1748) und manches andere Sehenswerthe enthält. — Noch machen wir den Besucher der Stadt auf das alte Rathhaus, den alten Diebsthurm, die Getreidehalle, das Klosmen oder ehemalige St. Peterskloster, das Spital (eines der reichsten und besteingerichteten der Gegend), die Kaserne, das ehemalige Damenstiftsgebäude und den Maximiliansbrunnen aufmerksam, besonders aber noch auf den sogenannten Damm oder Hafen mit seinen schönen Landungs- und Promenadeplätzen und anstoßenden Schiffswerften und Magazinen. Er hat eine herrliche Lage und wird gewiß jeden Besucher längere Zeit fesseln, namentlich an Verladungstagen, wo eine größere Zahl von Dampf- und andern Schiffen hier zusammentrifft, und das rege Getreibe das ächte Bild eines Seehafens gibt.

Für den Freund der Natur, wie des geselligen Vergnügens bietet Lindau mit seinen Umgebungen die reichsten Partien. Das sogenannte **Gärtchen auf der Mauer** ist einer der angenehmsten Vergnügungsorte der Lindauer, mit weiter, herrlicher Aussicht; außer ihm nennen

wir den uns schon bekannten **Schützengarten**, den Sommerkeller die **Steig**, das **Köchlin**, den **Sennhof** und **Schachenbad**, letzteres sehr schön am See gelegen und auch am allermeisten besucht. **Schlechter's Bierkeller** ist schon oben Seite 24 erwähnt.

Wer sich einige Stunden in Lindau aufhält, sollte nicht versäumen, den eine halbe Stunde von der Stadt entlegenen, von Reben umgrünten **Hoyerberg** zu besteigen, wo zwei Belvedere eine Fernsicht gewähren, die, großartig und doch so äußerst lieblich, nicht leicht einer andern am See nachsteht. Mitten in einer reizenden, allenthalben mit freundlichen Wohnungen besäeten Landschaft stehend, hat man hier das Insellland, worauf die Stadt liegt, in seiner ganzen malerischen Schönheit vor sich. Ueber Aeschach und Reutin schweift unser Blick links hinüber nach Vorarlberg, wir sehen Quicken, die Ruine Ruckburg, den Eichberg, Schloß Hofen, den Gebhardsberg, Bregenz, Dornbirn, Hohenems 2c. mit den Tiroler und Graubündtner Bergen im Hintergrunde. Gerade vor uns, schon in leichten Duft gehüllt, liegen die schönen Ufer der Schweiz, hier Rheineck und der hervorströmende Rhein, hoch oben Heiden, dann Rorschach, Bad Horn, Arbon, Romanshorn 2c. Dahinter der Säntis mit seinen Ausläufern und die andern uns schon bekannten Gebirge. Rechts hinab verflacht sich die Landschaft scheinbar fast bis zum Becken des Sees, bis wir bei Langenargen wieder ein festes Bild gewinnen und unser Blick über Nonnenhorn, Wasserburg, Alwind, den Lindenhof, Schachen 2c. zu seinem Ausgangspunkte zurückkehrt. — Vom Hoyerberg führt ein sehr angenehmer Weg hinab in's Schachenbad.

Im Winter ist durch ein Theater, durch die Ge-

sellschaft Harmonie, welche ein Lesekabinet mit Bibliothek besitzt, die Gesellschaft Eintracht, durch den Liederkranz u. s. w. für das gesellige Vergnügen hinlänglich gesorgt.

Gasthöfe: Krone; Gans; Sonne; Storch; Lamm. Auch ist ein schön gelegenes Kaffeehaus am Hafen. Ueberall wird der Reisende freundliche, prompte und billige Bedienung finden.

Unsere Wanderung um den See gegen Südost fortsetzend, gelangen wir in etwa einer Viertelstunde zu der lieblichen Villa **Am See,** seit drei Jahren Eigenthum und Sommeraufenthalt J. K. K. H. der Prinzessin Luitpold von Bayern. Durch Ankauf eines anstoßenden Gutes sehr erweitert, ist der herrlich gelegene Landsitz mit geschmackvoller, reizender Einfachheit angelegt und jeder schöne Punkt auf's zweckmäßigste benützt. Man fühlt es, daß die erlauchte Besitzerin gerne hier weilt. Der Glanzpunkt des Ganzen ist der im reichsten orientalischen Geschmack errichtete Kiosk, auf einen Mauervorsprung theilweise in den See hinausgebaut. Hier eine prachtvolle Aussicht: rechts Lindau, geradeaus das Rheinthal und die Schweizer Gebirge, links die Vorarlberger Vorberge mit Bregenz, dem Gebhardsberg ꝛc. — An mehreren andern Villen vorüber, kommen wir, die Straße immer hart am See verfolgend, zu dem Orte **Ziegelhaus,** mit großen Ziegelbrennereien, und von hier über die Laiblach in's Vorarlbergische. — Ein Abstecher nach dem Schlosse **Quicken,** auf die Ruine **Ruckburg,** den **Eichberg** mit seiner netten Kirche, und dann herab zu dem leider im Verfall begriffenen schönen Schlosse **Hofen** wird Jedem hohen Genuß gewähren. — Auf die frühere Route zurückkehrend, be-

rühren wir noch das hart am See gelegene **Bäumle** mit Eisenschmelze, Kohlenbrennerei und besuchter Schiffslände, und gelangen dann über **Lochau** an die sogenannte, auf einer starken Anhöhe gelegene,

Bregenzer Klause,

einen früher befestigten, jetzt aber schon ziemlich verfallenen Gebirgspaß. Sie besteht aus drei über einander liegenden, auf Felsen ruhenden Bollwerken. Durch diesen Paß führte einst die Straße aus Italien nach Lindau. Jetzt geht eine neue, sehr schöne Straße fast längs dem See hin. — Im dreißigjährigen Kriege (1646) war die Bregenzer Klause von den Kaiserlichen, sowie den Bauern vom Bregenzerwald besetzt, die sich tapfer gegen den heranziehenden Schweden wehrten, aber doch zuletzt weichen mußten. Als Gustav Wrangel das Jahr darauf unverrichteter Dinge von der lange belagerten Stadt Lindau abziehen mußte, sprengte er die Bregenzer Klause sammt der Neuschanze. — Dabei **Gravenreuthsruhe,** ein Denkmal, in Form eines Tempels, aus den Zeiten des bayrischen Regiments, dem damaligen hochverdienten Präsidenten der Landesdirektion, C. E. Frhrn. v. Gravenreuth, von den Bregenzern erbaut. Hier eine entzückende Aussicht. Zur Bequemlichkeit der Beschauer sind Tische und Sitze angebracht. Auf der andern Seite ein „Schankhaus zur frohen Aussicht.“

Noch ein Viertelstündchen und wir sind in

Bregenz,

der ältesten Stadt am Bodensee, angekommen.

Schon um's Jahr 40 nach Christus nennt der Geograph Strabo das alte Brigantium eine Stadt der Vin-

delizier, und 100 Jahre später wird sie sogar als die Hauptstadt des mit Vindelizien zu einer römischen Provinz vereinigten Rhätien aufgeführt. Eben unter den Römern scheint Brigantium erweitert worden zu sein und größere Wichtigkeit als Seestadt erlangt zu haben. Im dritten Jahrhundert zog sich die aus Italien nach Augusta Vindelicorum (Augsburg) führende, römische Hauptstraße über Brigantium, und von hier längs dem Seeufer eine Seitenstraße über das römische Castrum Arbor Felix (Arbon) nach Helvetien und Gallien.

Im Mittelalter gab Bregenz einem erlauchten Grafengeschlecht den Namen, das seinen Ursprung von dem Grafen Ulrich von Linzgau und seiner Gattin Wendilgard ableitete, und auch Churrhätien verwaltete. Mit Elisabeth, der letzten Erbin des Stammes, ging die Grafschaft Bregenz an Graf Hugo von Tübingen, ihren Gemahl, über, der sich von nun an Graf von Bregenz und Churrhätien, und später auch einen Grafen von Montfort nannte.

Unter einem dieser Grafen, Wilhelm von Montfort, im Appenzeller Krieg (1408), hielt Bregenz eine merkwürdige Belagerung aus. Der genannte Graf hatte sich mit dem ganzen Adel am See und in Schwaben (St. Jörgenschild) gegen die Appenzeller verbündet. Trunken gemacht durch ihr langes Glück, wollten letztere auch an dem Adel am Bodensee ihr Müthlein kühlen. Vor allen galt es jetzt dem Grafen von Bregenz. Sie zogen im kalten Winter des Jahres 1408 gegen Bregenz. Alle Flüsse, selbst der Bodensee, waren beinahe zugefroren, hierauf aber schnelles Thauwetter eingetreten. Trotz solcher ungünstiger Witterung harrten die Appenzeller neun Wochen vor der Stadt aus, die sie zu ihrem Waffenplatz

zu machen dachten, und wagten einen Sturm um den andern. Eines ihrer Wurfgeschütze, die Appenzellerin, schleuderte 10 Centner. Aber die Stadt hielt ritterlich aus, denn Frau Hergotha, eine wackere Bürgersfrau, sprach den zagenden Bürgern Muth ein, und ermahnte sie zu einem Ausfall, vielleicht von einem nahen Entsatz unterrichtet. Der kam auch am 15. Januar: an der Spitze von 8000 Rittern zog der Graf von Montfort-Scheer herbei, und schickte die Appenzeller mit blutigen Köpfen heim. — Der guten Hergotha Andenken lebt fort und fort: noch heute fügt der Bregenzer Nachtwächter dem Rufe der ersten Nachtstunde bei: „Ehrguta!" (Ehre der Guta, Hergotha.)

Im Jahre 1451 verkaufte Elisabeth, Gräfin von Montfort und Bregenz, vermählte Markgräfin von Hochberg, ihren halben Theil der Grafschaft Bregenz u. s. w. an Erzherzog Sigmund von Oesterreich; die andere Hälfte kaufte der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich im Jahre 1523 von dem Grafen Hugo von Montfort und Bregenz. Seitdem war Oesterreich nur mit kurzer Unterbrechung fortwährend im Besitz der Grafschaft.

Wie die Stadt Lindau, so hatte auch Bregenz im dreißigjährigen Kriege viel zu dulden. Im Jahre 1646, nach Besetzung der Bregenzer Klause durch die Schweden, fiel auch die Stadt in feindliche Hände. Die Schweden fanden darin unermeßliche Beute — 500 Wagen konnten sie damit beladen. — Auch im französischen Revolutionskriege im Jahre 1796 wurde Bregenz von den Franzosen genommen und sehr hart behandelt.

In neuester Zeit hat Bregenz Tage gefeiert, die eines freundlichen Andenkens werth sind. Der jugendliche Be-

herrscher Oesterreichs hielt im Oktober des Jahres 1850 mit den hohen Monarchen Bayerns und Württembergs hier einen Fürstentag, wohl denen zu vergleichen, die einst sein erlauchter Ahnherr Kaiser Rudolph von Habsburg zu Erfurt gehalten. Der Glanz des kaiserlichen Hoflagers und der militärischen Paraden zog sehr viele Fremde herbei, und das Wogen der Menschenmenge in den Straßen gab dem Städtchen ein sehr belebtes Aussehen. Nur Schade, daß das Wetter während dieser Zeit fast immer ungünstig war, und daher Manches unterblieb und unterbleiben mußte, was zur Erhöhung der festlichen Tage beigetragen hätte. So konnte besonders auch die vorgehabte Beleuchtung der Berge nicht recht zur Ausführung kommen.

Bregenz ist der Hauptort Vorarlbergs (eines der Kreise der gefürsteten Grafschaft Tirol) und der Sitz einer Kreisregierung und Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, Polizeiobercommissariats, Steueramts, einer Zolllegstätte, eines Finanzwache-Obercommissärs, eines Decanats, Physikats, Absatzpost- und Telegraphenamtes. Es zählt an 1500 Einwohner katholischer Confession, nicht gerechnet die jeweilige Garnison, die der Stadt besonders viel Leben gibt. Bregenz mit seiner Umgebung ist sehr gewerbsam: es hat Spinnereien, Baumwollenwebereien, Wachsbleichen, Färbereien, eine Goldwaarenfabrik, liefert viel Stroh- und Holzwaaren, und treibt mit diesem, sowie mit Getreide, Vieh und Alpenprodukten bedeutenden Handel.

Merkwürdigkeiten: Ueber dem Thore, welches aus der unteren neuen in die obere mit einer Mauer umgebene alte Stadt führt, ein Theil eines alten römischen Basreliefs eingemauert, auf dem noch ein

Reiter und zwei andere Figuren zu sehen. Die **Pfarrkirche**, in modernem Styl, aber mit altem Thurm, lieblich auf einem grünen Hügel gelegen. Zwischen der Pfarrkirche und der Stadt das Frauenkloster **Thalbach**, von Schwestern des St. Clarenordens bewohnt. Das **Kapuzinerkloster**. Das ehemalige **Franziskanerkloster**, jetzt Kaserne. Das **Kornhaus**. Die **neue Kaserne**. Die **Kreishauptschule**. Der neugebaute großartige **Hafen**; diesen zu besuchen, versäume ja Niemand, denn hier genießt man einer herrlichen Rundschau auf Land und See. Nahe beim Hafen die neugebaute **Schießstätte**.

Gasthöfe: **Adler** (Post), **Krone**, **Löwe**, **Lamm**, **Rad**, **schwarzer Adler** und **Hecht**, letztere beide schön am Hafen gelegen. Dann zwei **Kaffeehäuser**.

Bregenz ist reich an freundlichen Umgebungen. Einer der schönsten Spaziergänge ist der auf dem neuen Trottoir in's **Staudenhäusle**, Lindau zu gelegen. Man kommt hier links an der hübsch und bequem eingerichteten **Seebadanstalt** vorbei. Gehen wir auf der anderen Seite längs dem See hin durch einen lieblichen Baumgang, so gelangen wir in einer Viertelstunde zu dem ehemals berühmten Benediktinerkloster

Mehrerau,

lat. Augia Major, welches Graf **Ulrich** VIII. von **Bregenz** mit seiner Gemahlin **Bertha** im Jahre 1097 gründete. Er wurde mit ihr daselbst begraben. Nachdem es mehrere Male zerstört und verbrannt worden, wurde es am Schluß des vorigen Jahrhunderts wieder aufgebaut. Im Jahre 1806 wurde das Kloster aufgehoben, und späterhin die Kirche nebst Thurm abge-

brochen. Links von Mehrerau, nicht weit von der Mündung der Bregenzer Aach, liegt das Schlößchen **Rieden** mit dem gleichnamigen Dörfchen und trefflicher Aussicht. Hans Schnabel, im Bauernkrieg Trabant des berühmten Marx Sittich von Ems, später Obristen in Ungarn, war sein Erbauer. — Zwischen hier und der Stadt ein Siechenhaus mit eigener Kapelle. — Der schönste Ausflug von Bregenz aus bleibt immerhin der Gang auf den

Gebhardsberg,

dessen Gipfel wir in ¾ Stunden von Bregenz aus erreichen.

Ehe wir den Berg hinansteigen, besuchen wir noch den sogenannten **St. Gallenstein,** einen ausgehöhlten Felsen, in dem der hl. Gallus vor Zeiten gewohnt haben soll. Er liegt bei einer einsamen Kapelle.

Sind wir auf dem Gebhardsberg angekommen, so stehen wir auf dem äußersten Vorsprung des Bregenzerwaldes, der mit dunklen Tannen malerisch bewachsen und einem jähen Felsen gekrönt ist, der die St. Gebhards-Kapelle und ein Küsterhaus trägt. Von den Fenstern und namentlich dem vor etlichen Jahren errichteten Balkon des letzteren, der nach drei Seiten freien Ausblick gewährt, genießt man die reizendste Aussicht auf die ganze Länge des Sees, auf das ganze schwäbische Ufer, von Bregenz und Lindau an bis Ludwigshafen und in's ferne Höhgau, dessen Burgen wie düstre Punkte am Ende der ungeheuren Wasserfläche ragen; über Konstanz weg bis an den Untersee und links auf den Ausfluß des Rheins und einen Strich des

Schweizerufers bis Rheineck, wo die Vorberge St. Gallens in den See hinauslaufend die weitere Aussicht versperren. Ganz neu und überraschend ist hier der Einblick des von den höchsten Bergen rechts und links begränzten Rheinthals, dessen Anfang man hier in der nächsten Nähe vor sich hat. Auch die Appenzeller Alpen verschieben sich hier zu ganz neuen Formen. Zur Linken schaut man in den kühlen Grund, der den Bregenzerwald von dem Vorarlberger Kalkfelsen scheidet, und aus dem die rauschende Bregenzer Aach hervorquillt, um sich im breiten Steinbette in den See zu stürzen, — auf die alte Burg Wolfurt hinab, und möchte dem tiefen Thale gern um die Ecke in die Runzeln und Schlünde des Bregenzerwaldes folgen. Im Hintergrund des Rheins steigen einige Schneekuppen empor, von welchen die eine höchste vielleicht die riesenhohe Schecha Plana ist. Gewiß ist, daß wir die Gebirgskette von der Canisfluh und Mittagsspitz, den Steisberg, Oberloosen Hochälpele, Staufenspitz, Schiff, Kuhberg, Gurtisspitz, Galanda (8,253 Par. F.), den Dreischwesternberg und die grauen Hörner erblicken. Zu unsrer Rechten strömt der Rhein am östlichen Rande der Appenzeller Felsen hin, und man kann seinen Lauf mehrere Stunden weit bis zum Einfluß in den Bodensee verfolgen.

Diese Aussicht wird am zweckmäßigsten bei Sonnenaufgang genossen; man besteigt daher am Abend den Berg, nimmt im Küsterhause die Nachtherberge, wo man gut und billig bewirthet wird, und hat zu der herrlichen Aussicht noch den Genuß des schönsten Sonnenaufgangs. Doch ist auch Sonnenuntergang hier sehr schön, beson-

ders präsentirt sich das Rheinthal äußerst malerisch in der weichen Abendbeleuchtung.

Das St. Gebhardskirchlein, wie wir es jetzt vor uns sehen, ist neueren Ursprungs, ruht aber auf alten Grundmauern, entweder einer älteren St. Gebhardskapelle, welche im Jahre 1610 erweitert wurde, oder auf den Resten der alten Burg Hohenbregenz, dem Sitze der alten Grafen von Bregenz, sonst auch Pfannenberg genannt. Sie war die Wiege des Bischofs Gebhard von Konstanz, eines Sohns des Grafen Ulrich VI. von Bregenz, der im Jahre 996 starb und im Namen des Kirchleins verewigt ist. Noch im Jahre 1608 wurde dieses Schloß mit neuen Basteien, Porten und Wasserbrunnen vermehrt, und hatte der österreichische Vogt allda seine Wohnung. Trotz dem, daß das Schloß durch Kunst und Natur fast unbezwinglich war, öffnete es doch im dreißigjährigen Kriege ohne Schwertstreich den Schweden, welche Bregenz genommen hatten, die Thore. Diese erbeuteten darin schöne metallne Stücke. Mit Hohenbregenz hatte sich Gustav Wrangel den Paß gegen den Bodensee, nach Bündten, Tirol, der Schweiz und Italien geöffnet, und man hätte nun glauben sollen, er würde sofort die übrigen wichtigen Orte am See in seine Gewalt bringen. Aber gleich an der Stadt Lindau scheiterte seine Kriegskunst, er mußte wieder abziehen, und ließ zum Andenken, daß er da gewesen, das Schloß Hohenbregenz am 7. Febr. 1647 in die Luft sprengen. Merians Theatrum Europaeum zeigt uns noch im Bilde, wie es vor dem Krieg gewesen. Der Eingang war südlich, das Thor mit zwei kleinen, festen Thürmen verwahrt, unmittelbar dahinter ein hohes Hauptgebäude mit eng anschließender Mauer. Dann

gegen Norden ein Zwinger, ein hoher Thurm und eine zweite weite Ringmauer.

Nicht uninteressant ist es, den Gebhardsberg von rückwärts zu betrachten. Fast senkrecht steigt hier eine mächtige Felsenwand empor, auf der hoch oben das Kirchlein thront.

Freunden höherer Standpunkte ist noch eine Besteigung des **Pfänders,** des höchsten Berges der Gegend, zu empfehlen; sie werden für die Mühe des Steigens reichen Lohn im freiesten Ausblick oben finden. Hier eine alte Schanze und mehrere Bauernhöfe, wo man nach einem Sonnenuntergang oder in Erwartung eines Sonnenaufgangs ein Nachtlager und ländliche Erquickung finden kann. — Unten am Pfänder im Jahre 1831 ein nicht unbedeutender Bergschlipf, dessen Spuren man noch sieht.

Vom Pfänder herab gelangen wir nochmals zum lieblichen Gebhardsberg und machen hier noch einen Augenblick Halt, um einige Andeutungen über den merkwürdigen Distrikt, dessen Hauptort Bregenz bildet und der mit dem Gebhardsberg sich so schroff abschließt, zu vernehmen, — wir meinen den sogenannten Bregenzerwald, von welchem eine alte Beschreibung also meldet: „Dieser Graffschaft Bregenz Thalgebäude zieht sich von dem Bodensee hinter der Stadt Bregenz hinauf gegen Mittag und ein wenig gegen Aufgang auf 3 große Meil Wegs in das rhätigamische Gebirg gegen den Arleberg und Klosterthal und wird das Bregenzer Thal oder Bregenzerwald genannt. Dieses Thal hat viel Dörfer und Flecken und gibt in selbiger Gegend einen schönen Weinwachs, so ist auch das Geländ ganz lustig und reich an allerlei Wildpret, Vögel und Fischen aus dem

Bodensee und erstrecket sich weit in's Algau hinaus, alles ein aufsteigender Büchel." Dieses schwerzugängliche Ländchen, welches die Bregenzer Aach durchströmt, bildet die Vorhöhen Tirols, und ist von einem fleißigen, durch alte Tracht und Sitten abgesonderten Völklein bewohnt, welches sich von Holzhandel und Verfertigung von Rebstöcken und hölzernen Geschirren, ferner von Viehzucht auf schönen Alpen, Molkenbereitung und Flachsbau nährt. Den Winter über spinnen Männer und Weiber. Die letzteren tragen sonderbare, thurmartige Mützen von schwarzgefärbter Wolle, die nicht übel kleiden. Auch sonst zeichnet sich die Bregenzerwälderin durch eine geschmackvolle Kleidung aus. „Sie heißen ihre Maidlein und Jungfrauen ihrer Sprache nach Schmelgen; ist ein schön, stark, rauh, aber nicht arm Volk." Diese Schilderung aus früherer Zeit (1616) ist noch jetzt zum größten Theil eine wahre, nur der Ausdruck „rauh" paßt nicht mehr, denn Literatur und Wissenschaft hat zahlreiche Verehrer hier, und auch die schönen Künste sind nicht fremd. So ist der Bregenzerwald die Wiege der Künstlerin Angelika Kaufmann. Das Dorf Schwarzenberg ist der Geburtsort ihres Vaters.

Gerne möchte der Wanderer diesem merkwürdigen Landstrich und seinen Bewohnern von seltenem Schlag einen eigenen Besuch widmen, aber er kann nur seine freundlichen Grüße vom Berg herab den Bregenzerwäldern, besonders ihren lieblichen Schmelgen, zusenden und lenkt seine Schritte bergabwärts.

Von der Höhe wieder im Thal angekommen, folgen wir der Hauptstraße und überschreiten die Brücken der Bregenzer Aach, welche nicht fern unten in einigen Mündungen in den See fließt. Wenn wir von hier

aus uns rechts dem stattlichen Dorf **Lautrach** zuwenden würden, könnten wir füglich noch eine angenehme Partie auf die nicht ferne alte Burg **Wolfurt** und die eben so nahe Wallfahrtskirche **Maria Bildstein** mit herrlicher Aussicht auf das Aacher Thal und den See machen, jedoch würde dieß uns zu weit vom Ufer des Sees abführen. Wir wenden uns daher zur Linken dem Dorfe

Hard

zu, das hart am See liegt, und größtentheils von Holzhändlern, Schiffern und Schiffbauleuten bewohnt wird. Hier eine großartige Türkischrothfärberei und Kattundruckerei. Im Jahre 1499 erfochten die Eidgenossen hier einen wichtigen Sieg über die schwäbischen und österreichischen Bundesvölker. 5000 Schwaben blieben auf dem Wahlplatz. Im Jahre 1796 blieben die Franzosen in einem Vorpostengefecht mit den Oesterreichern bei Hard Sieger. Von Hard gelangen wir über die Dornbirner Aach nach dem Dorfe

Fussach,

in alten Urkunden Fossone genannt. Fussach hat eine sehr bedeutende Baumwollgarnspinnerei, und eine starke Spedition von Lindau nach der Schweiz und Italien. Es war vor Zeiten eine besondere Vogtei des Herzogs von Oesterreich, und wurde im Jahre 1460 von den Eidgenossen gestürmt und verbrannt. In der Nähe die zwei kleinen **Loch-Seen.** Unterhalb Fussach, nicht fern von der **Rohrspitz,** einer weit in den See hinausragenden Erdzunge, fällt die Dornbirner Aach in den See.

Bei einem der österreichischen Grenzdörfer, bei **Gaissau** oder **St. Johann Höchst,** fahren wir über den Rhein, den wilden Sohn der Berge, der sich hier majestätisch

aus dem Schooße des Rheinthals hervorwälzt, und kommen, wenn wir letztern Ueberfahrtsort benützen, zuerst nach dem freundlichen **St. Margarethen**, mit trefflichen Steinbrüchen, dann nach

Rheineck,

der ersten Schweizerstadt, Kreisort des St. Gallischen Bezirks Rheinthal, mit etwa 1000 Einwohnern. Rheineck liegt in einer freundlichen und fruchtbaren Gegend, am Fuße von rebenumkränzten Bergen, und ist sehr lebhaft durch Schifffahrt und Handel. Leinwandfabrikate, Wein, Holz und Bausteine sind die Hauptgegenstände des Handels. Ein Wochenmarkt sowie mehrere Jahrmärkte werden stark besucht. Ein sehr interessantes Gebäude ist der sogenannte Löwenhof.

Die große Hauptstraße von St. Gallen nach Chur geht durch Rorschach, Rheineck, das Rheinthal aufwärts. Morgens und Abends gehen Eilwagen dorthin.

Gasthöfe: Hecht, Krone und Sonne.

Schon die Höhen, an die sich die Stadt anlehnt, bieten eine schöne Aussicht. Am lieblichsten genießen wir sie von dem **Rebhäuschen**, das an der einstigen Stelle der Burg Rheineck steht. Zu diesem Häuschen gelangen wir von der auf einer Anhöhe erbauten Kirche aus, zu welcher eine hohe, steinerne Treppe führt. Hinter dieser Burg, auf einem abgesonderten, waldigen Hügel, stand eine zweite, von der noch ein hoher, altersgrauer Thurm übrig ist. Die Burg Rheineck wurde von den Aebten von St. Gallen gegründet, und kommt schon im Jahre 1204 als Lehen von Konstanz vor. In den Jahren 1510 und 1545 wurde Stadt und Schloß durch die Appenzeller verbrannt. Die letzten Trümmer des Schlosses

wurden im Jahre 1746 vollends abgetragen, auch die zweite Burg im Jahre 1445 zerstört. — Die bei weitem herrlichste Aussicht aber genießt man bei dem naheliegenden Dorfe **Thal** von dem sogenannten **steinernen Tisch** auf dem **Buchberg.** Am Fuße des Buchbergs, wo guter rother Wein wächst, liegt die dem Fürsten von Sigmaringen gehörige reizende **Weinburg.** Hinter Thal blickt das appenzellische Dorf **Wolfhalden** herab, das durch den Sieg der Appenzeller über Herzog Friedrich von Oesterreich im Jahre 1405 berühmt worden.

Außer diesen beiden schönen Punkten gehören in die interessanten Umgebungen der Stadt Rheineck folgende, in ganz geringer Entfernung von einander auf den Vorhügeln des Gebirgs liegenden alten, noch wohl erhaltenen Schlösser: **Greifenstein; Blatten; Rüssegg,** mit 4 runden Thürmen; **Wartegg** bei Staad, im Jahre 1536 von Caspar Blarer erbaut, mit reizender Aussicht auf den See; **Wartensee,** nach welchem sich schon im dreizehnten Jahrhundert edle Ritter, seit dem Jahre 1423 aber die Blarer von Wartensee nannten; das alte Schloß **Wiggen,** mit schönen gemalten Glasscheiben. Alle diese altergrauen Burgen und Schlösser blicken von den Höhen zur Linken auf uns herab, wenn wir auf der Hauptstraße längs dem See wandern.

Ueber die Orte **Bauried, Altenrhein, Rötele, Speck** gelangen wir in zwei Stunden nach Dorf **Staad,** mit einer Schifflände und vorzüglichen Steinbrüchen, und von dort in einer $1/2$ Stunde nach dem St. Gallischen Marktflecken

Rorschach,

den die Wellen des Sees bespülen.

Rorschach hat eine herrliche Lage in einer fruchtbaren Gegend, sich anlehnend an zahlreiche Höhen, die zum Theil mit Reben bepflanzt sind, und auf denen man die reizendsten Aussichten über den See hin genießt. Es zählt etwa 1700 Einwohner, welche in stattlichen, zum Theil steinernen Häusern wohnen. Zu den schönsten Gebäuden gehören die Pfarrkirche (aus dem 15. Jahrhundert), das Salz- und Kornhaus und die Post mit sehr geräumigen Sälen. Der Hafen ist einer der geräumigsten und besuchtesten am See, besonders am Donnerstag, wo Fruchtmarkt gehalten wird, der die ganze südliche Schweiz mit Getreide versorgt. — Die Einwohner nähren sich vom Wein- und Landbau, von Spedition in Alpenprodukten, Salz und Spezereien, von Fabrikarbeiten (wir erwähnen namentlich zwei Tabakfabriken), Bleichen der Leinwand, sowie Verfertigung und Bearbeitung roher Stoffe. Der eigentliche Leinwandhandel, wie er zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts durch den spekulativen Balthasar Hofmann in's Leben gerufen wurde und den Flecken bereicherte, ist nimmer so blühend, doch machen noch mehrere Häuser, besonders mit Konstanzer und Ulmer Leinwand, nach Italien und Spanien Geschäfte. — Die Rorschacher Sänger gehören zu den besten am See. — In der Nähe des Fleckens, den **Rorschacherberg** hinan, sind vortreffliche Sandsteinbrüche, deren behauene Steine, als Rorschacher Platten bekannt, weithin versendet werden.

Gasthöfe: Krone (Post), Hirsch, grüner Baum. Nahe am Hafen ein schönes Kaffeehaus.

Schon im achten und neunten Jahrhundert kommt Rorschach unter dem Namen Rorscacum vor, und war ein von St. Gallischen Dienstpflichtigen angelegter Hof,

auf den die Aebte von St. Gallen wegen seiner günstigen Lage am See ihr besonderes Augenmerk richteten. König Otto III. ertheilte dem Flecken Markt- und Münzrecht, Kaiser Friedrich im Jahre 1485 andre wichtige Freiheiten. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts kam der Abt Ulrich VIII. von St. Gallen, von der rothen Farbe seines Haars Roth Uli genannt, (einst Küchenjunge im Kloster,) auf einmal auf den Gedanken, mit seinem Stift an den Bodensee nach Rorschach zu wandern, und allda eine neue geistliche Niederlassung zu gründen. Er legte eine Schiffsländе, ein Grödhaus, zwei Wirthshäuser und ein Badhaus an, und ließ das Ganze mit einer Mauer umgeben. Aber Appenzell und St. Gallen sahen scheel zu dem Bau, denn sie befürchteten, Rorschach möchte zuletzt St. Gallen überflügeln, was wohl auch möglich gewesen wäre. Schon war die Kirche ausgebaut und das Kloster zur Hälfte fertig, da ermahnte der Bürgermeister von St. Gallen den Abt, vom Plane abzustehen. Als Roth Uli sich nicht daran kehrte, rotteten sich ausgediente Kriegsleute von St. Gallen, Appenzell und Rheinthal mit andern Gotteshausleuten zusammen und warfen sich unter dem Feldgeschrei: „thut dem hl. Gall einen Ehrentagwan!" auf den Klosterbau. Bald standen die Gebäude in Flammen, und die Mauern wurden niedergerissen; mit Beute beladen zogen die Thäter wieder heimwärts. In St. Gallen sang man Spottlieder über den Rothfuchs von Wangen (Stadt Wangen war der Geburtsort des Abtes). Doch die That blieb nicht ungeahndet. Kaiser und Pabst ließen schwere Strafurtheile über die Verbrenner ergehen; sie sollten das Kloster wieder bauen und wurden mit dem Bann belegt. Die St. Galler

mußten den Ehrentagwan des hl. Gall mit 10,000 fl. Kostenersatz und Abtretung der Gerichtsbarkeit über Ober- und Niedersteinach an den Abt büßen. Dieses Kloster erhielt den Namen **Mariaberg**, und ist die jetzige sogenannte Statthalterei hinter dem Flecken, wo sonst der Statthalter von St. Gallen mit 5 Conventualen wohnte. Sie ist sehenswerth wegen ihres schönen Kreuzgangs und herrlichen Refektoriums. Oben am Gewölbe steht man erhabene Arbeiten in Stein, über dem Eingange die Jahrzahl 1513.

Auf einer Anhöhe über dem Flecken steht das **St. Annen-** oder **Vogtschlößli**, die ehemalige Burg Rorschach, auf der die Edlen von Rorschach saßen, die Eine Familie mit denen von Rosenberg bei Herisau waren, und zu den reichsten Geschlechtern am See gehörten; sie besaßen die Vogtei über Rorschach und Horn. Rudolf und Eglolf, die Letzten des Geschlechts, verkauften im Jahre 1449 ihr Schloß an St. Gallen, das einen Vogt auf dasselbe setzte.

Wer der schönsten Aussicht in der Nähe Rorschachs genießen will, besuche das nur $^3/_4$ Stunden vom Flecken entfernte **Mötteli-Schloß** bei Untergoldach. Ein Weg über grüne Wasen unter Obstbäumen, so hoch wie Eichen, führt dahin. Es besteht aus einem ziemlich großen Wohnhaus mit einem altergrauen, aus großen Quadersteinen gebauten Thurm. Die ganze Einrichtung des Hauses ist noch alterthümlich. Auf dem Thurme ist ein Belvedere errichtet, von dem man eine herrliche Aussicht hat über die größte Breite des Sees hinüber bis Friedrichshafen, und hinunter zur fernsten Seebucht bis Ludwigshafen und zu den Burgen des Höhgaus.

Wenden wir uns wieder dem See zu, und gehen

hart am Ufer, so kommen wir, an der Mündung der Goldach vorüber, in einer Stunde in das thurgauische Dorf

Horn,

mit hübschem Schloß und stark besuchter Schiffslände. Hier seit einigen Jahren ein großartiges, sehr comfortable eingerichtetes Bad, reizend am See gelegen. Man versäume nicht, das auf dem Hauptgebäude angebrachte Belvedere zu besteigen. Die Einwohner Horns sind größtentheils Schiffleute. Früher gehörte das Dorf den Edlen von Rorschach, kam im Jahre 1442 an St. Gallen und im Jahre 1463 an Konstanz.

Ein halbes Stündchen weiter und wir sind in

Niedersteinach,

das mit dem mehr landeinwärts liegenden **Obersteinach** zu dem Kanton St. Gallen gehört. Es hat einen guten Hafen und ein Korn- und Grödhaus. Zwei Brücken führen über die hier mündende Steinach. Wie zu Goldach, so wurden auch hier schon am Schlusse des neunten Jahrhunderts von den freien Zinsleuten des Klosters St. Gallen Reben gepflanzt. Der Ort hatte schon damals eine Kapelle und Schiffslände. Eine halbe Viertelstunde oberhalb dem Dorf Obersteinach steht die sogenannte **Steinacherburg;** ihr mächtiger, aus unbehauenen Steinen und riesenhaften Felsblöcken (Fündlingen) erbauter Grundstock gehört wohl dem dreizehnten, vielleicht auch dem zwölften Jahrhundert an; auf demselben ruht ein Ritterhaus aus dem fünfzehnten Jahrhundert, in dessen geräumigen Stuben man noch farbige Wappen und Bilder von Ritterkämpfen, Jagden und Turnieren erblickt. Ein edles Geschlecht nannte sich von

dieser Burg, das schon seit 1209 unter den Lehensleuten von St. Gallen erscheint; es führte bald eine laufende Otter, bald eine Harfe im Schild. Ob der Minnesänger Bligger von Steinach diesem oder dem Geschlecht der Landschaden von Steinach am Neckar angehörte, läßt sich nicht mit Gewißheit entscheiden. So viel ist gewiß, daß Bligger nicht fern vom Rhein wohnte. Nach Abgang des Geschlechts kam die Burg an die von Laubenberg, dann in verschiedene Hände.

Von Niedersteinach an bildet der See eine ziemliche Bucht, bis gegen die Stadt

Arbon,

welche auf einer kleinen Erdzunge reizend auf einer Höhe mitten in einem Obstwalde liegt. Die Stadt ist Hauptort eines thurgauischen Bezirks, und zählt 700 meist reformirte Einwohner. Sie hat einen ziemlich ungünstigen Hafen, denn das Ufer ist so flach, daß bei niederm Wasserstand die Schiffe kaum landen können. Im Seegrunde sieht man auf hundert Schritte vom Ufer ganze Reihen von Steinblöcken, die wohl noch einer Hafeneinfassung aus uralter, vielleicht römischer Zeit angehören.

Schon im dritten Jahrhundert stand hier ein römisches Castell, Arbor felix (zum seligen Baum) genannt, von dem der 50—60 Fuß im Durchmesser haltende Theil des Thurms im alten Schlosse noch ein Ueberbleibsel sein mag. Auch finden sich sonst noch mancherlei Spuren vom alten, von den Alemannen oder von Attila zerstörten Arbor felix. Von hier aus führte eine Straße über Castrum (Gaster im Kanton St. Gallen) und das Gebirge nach Oberitalien an den Comersee. Im vierten Jahrhundert lag zu Arbon der Tribun der cohors Her-

culea Pannoniorum. Im sechsten Jahrhundert ward Arbon schon eine der ersten christlichen Pflanzstätten, wo der Presbyter Willimar wirkte. Im Jahre 1190 kommen Edelleute vor, die sich von Arbon schrieben; sie waren Ministerialen des staufischen Kaiserhauses. Darum wohl finden wir den letzten Sprößling dieses erlauchten Hauses, den unglücklichen Konradin, vor seiner verhängnißvollen Fahrt nach Italien auf der Burg zu Arbon, deren Mauern aus runden Kieseln zuverlässig noch aus Konradins Zeit stammen. Er gab der Stadt während seines Aufenthalts einen Freiheitsbrief. Hier vielleicht auf der alten Burg, umgeben von blühenden Obstbäumen, sang der edle Königssohn das bekannte schöne Minnelied, welches mit den wehmüthigen Worten schließt:

Mich läßt die Liebe sehr entgelten,
Daß ich der Jahre bin ein Kind.

Nach dem Fall des Staufen wurde Arbon in die Acht erklärt, und kam an die Edlen von Kemnaten, die Vorstadt an die von Bodmann. Beider Gerechtsame brachte das Hochstift Konstanz in den Jahren 1282 und 85 an sich, doch blieben der Stadt Magistratswahl, Bann und Gericht. Konstanz hatte bis auf die neuere Zeit einen Obervogt auf dem Schlosse sitzen. Im Anfang des Appenzeller Kriegs war Arbon der Waffenplatz, von dem aus Herzog Friedrich von Oesterreich sein 3000 Mann starkes Heer gegen das Hirtenvolk führte. Im Jahre 1494 erlitt es großen Brandschaden. Früher war Arbon durch seinen Leinwandhandel und große Kattundruckereien bekannt; noch jetzt werden gute Geschäfte mit Spezereiwaaren gemacht. Im Schlosse eine bedeutende Seidenbandfabrik.

Gasthöfe: Ochse, Hirsch, Kreuz. Auf letzteren

machen wir besonders aufmerksam, wegen seiner schönen Aussicht. Er ist so ganz in den See hinaus gebaut, daß er mit seinem Badepavillon von drei Seiten mit Wasser umgeben ist. Hier hat man den See in großer Breite bis Friedrichshafen vor sich, dazu hinauf gegen Osten seinen ganzen Abschluß mit Lindau, Bregenz und seinem Gebirge, und auf der andern Seite strecken die riesigen Häupter des Alpsteines, der Säntis, der Meßmer, der Altemann, ihre Gipfel aus dem Appenzell herüber.

Gehen wir weiter, so führt uns der Weg durch die herrlichsten Obstgärten über die Höfe und Weiler **Fraßnacht, Widihorn** und **Buch** nach **Egnach,** Gericht und Dorf „voll wohlhabender und stattlicher Leute.“ Unterhalb von letzterem, dicht am See, liegt das Schloß **Luxburg,** mit interessanter Aussicht auf die große Wassermasse des Sees und einer eisenhaltigen Quelle. Von hier aus gelangen wir auf einem Fußpfad an der Landstraße in das große Dorf

Salmsach,

welches am Ausfluß der Aach in fruchtbarem Gelände liegt und eine reformirte Pfarrgemeinde von beinahe 2000 Seelen bildet. Schon gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts gründete Bischof Salomo I. von Konstanz daselbst ein regulirtes Chorherrenstift, welches er nach seinem Namen Salmonsach, Salmsach nannte. Von Salomo III. wurde es in die Stadt Konstanz nach St. Stephan verlegt, weil man die Verheerung durch die Ungarn befürchtete.

Wir kommen auf die Landstraße zurück, bei **Hub**

(Poststation) dann wieder abwärts, und sind in einer halben Stunde in dem Flecken

Romanshorn oder Romishorn,

dem alten Romani cornu, wie es schon in einer Urkunde vom Jahre 837 genannt wird. Da der Ort im dreizehnten Jahrhundert Rumanshorn und nicht Romanshorn heißt, so scheint es eher das von einem Manne Namens Romanus bewohnte Horn zu bezeichnen, als daß wir annehmen, es sey hier ein römisches Castell gestanden. Der Flecken liegt auf einem Horn (Kap), welches sich weit in den See hinaus erstreckt, und mit einem gewaltigen Fels schließt. Auf diesem steht ein schön gebautes Schloß mit reizender Aussicht auf die Länge und Breite des Sees. Es war einst der Wohnsitz der Edlen von Romishorn, deren Geschlecht aber bald wieder erlosch. Schon im zwölften Jahrhundert gehörte Gericht und Schloß dem Kloster St. Gallen; jetzt ist das letztere in Privathänden. Die Kirche des Orts liegt auf einem mit Reben bepflanzten Hügel. Romanshorn hat einen in jüngster Zeit sehr erweiterten Hafen und treibt starken Verkehr, besonders Viehhandel, mit allen jenseitigen Seehäfen, zumeist mit dem gerade gegenüberliegenden Friedrichshafen. Der Fischfang, namentlich der berühmten Blaufelchen, wird hier sehr stark betrieben.

Eine starke Stunde von Romanshorn liegt das große Dorf **Utwil**, schon im Anfang des neunten Jahrhunderts unter dem Namen Uzzinwilare bekannt. Seine Lage unter Rebengeländen und Obstgärten mit herrlicher Aussicht auf den Spiegel des Bodensees machen es zu einem der reizendsten Orte am See. Es hat eine gute Schiffslände und treibt ziemlich lebhaften Speditionshandel.

Eben so anmuthig liegt das gleichstattliche Dorf **Keßwil**, das alte Chezziwilare, von dem sich in alter Zeit die Gächauf von Keßwil nannten, die sich im Dienste der Aebte von St. Gallen auszeichneten. Die Einwohner nähren sich von Acker-, Wein- und Obstbau, Viehzucht, Kattunfabrikation, Schifffahrt und Fischerei. Vor den meisten Häusern sind niedliche, geschmackvoll angelegte Blumengärten. Zwischen Keßwil und dem Dorfe **Güttingen**, dem alten Gutininga, welchem wir uns jetzt zuwenden, steht am See, im sogenannten Moose, die altergraue **Moosburg;** sie gleicht einem Blockhaus, und wurde wahrscheinlich schon im zehnten Jahrhundert gegen die Einfälle der Hunnen erbaut. Unfern derselben steht ein zweites, auf einem kleinen Vorsprung in den See hinaus gebautes Schloß, **Burgstall** genannt, das bis um's Jahr 1758 von einem Konstanzischen Vogt bewohnt wurde. Von diesem Schloß aus hat man eine entzückende Aussicht auf den See. Auf ihm saßen schon im Jahre 1276 die Edlen von Güttingen. Von einem derselben geht dieselbe Sage, wie von Bischof Hatto und dem Mäusethurm bei Bingen am Rhein. Die Sage hierorts fügt hinzu, daß der Thurm im See, auf welchem der grausame Ritter unter den Bissen der Mäuse jämmerlich geendet, in die Tiefe versunken sei, und man will noch jetzt an der Stelle, wo der Thurm versank, in abendlicher Stille den Pendel der Uhr im Gemach des Ritters vernehmlich gehen hören.

Von Güttingen aus, das eine nicht unbedeutende Rothfärberei besitzt, wählen wir die mehr dem See zu sich kehrende Straße und lassen den stattlichen Kreisort **Altnau** mit seinem, eine schöne Aussicht bietenden Pfarrhause, oben zur Linken; in einer Stunde gelangen

wir über das Dörflein **Landschlacht** nach der ehemaligen Benediktiner-Frauenabtei

Münsterlingen,

auf einer kleinen Anhöhe am See unter herrlichen Umgebungen gelegen. Wie Münster von monasterium, so soll der Name Münsterlingen von monasterialum herkommen. Nach der Sage hat Angela, die Tochter König Eduards I. von England, die Abtei gegründet. Als sie ihren Bruder, den Abt Gregor zu Einsiedeln, besuchte und über den See fuhr, wurde sie von einem Sturm überfallen. Da that sie das feierliche Gelübde, an der Stelle, wo sie glücklich landen würde, wolle sie dem Herrn ein Kloster bauen. Ihr Gebet ward erhört, sie landete an der Stelle, wo noch die alten Mauern im See stehen, und gründete, als sie wieder von Einsiedeln heimkehrte, das Kloster, welches sie gelobt hatte. So lautet die Sage; nach der Geschichte verlegte Bischof Gebhard III. von Konstanz das zu Kreuzlingen beinahe abgegangene Spital hieher, und erbaute allda ein Frauenkloster. Dieses lebte Anfangs nach der Regel des hl. Benedikts, nahm aber im Jahre 1243 die des hl. Augustin an. Das Stift wurde von der Königin Agnes, Tochter Kaiser Albrechts, im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, reichlich begabt, und brachte im Jahre 1412 die Orte Utwil und Keßwil an sich, welche letztere es aber zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wieder an St. Gallen abtreten mußte. Im Jahre 1418 kamen Kaiser Sigmund und der geächtete Herzog Friedrich von Oesterreich hier zusammen und schlossen eine Sühne. Zur Zeit der Reformation wurde das Kloster ganz verlassen, aber im Jahre 1549 wieder mit Klosterfrauen Benedik-

tinerordens aus dem Kloster zu Engelberg besetzt. Im dreißigjährigen Kriege mußten sich die Klosterfrauen flüchten. Gustav Horn besetzte das Kloster, ließ ein Wehr aufwerfen und starke Schanzen anlegen, in denen er von den Kaiserlichen mehrere Male angegriffen wurde. Als die Schweden unverrichteter Dinge wieder von Konstanz abzogen, wurde auch Münsterlingen von seiner Plage los, und die Nonnen zogen wieder ein. Im Jahre 1711 wurde das Kloster, „um der Gesundheit und mehrerer Kommlichkeit willen," ungefähr 1000 Schritte mehr landeinwärts auf einen freien Hügel versetzt, und schon im Jahre 1715 bezogen die Frauen das neue Kloster. Im Jahre 1847 wurde es aufgehoben und es ist jetzt das Kantonsspital hier. Der Platz, wo das alte Kloster gestanden, ist noch mit Mauer und Graben umgeben; die aus alter Zeit daselbst noch befindlichen Gebäude sind zu einer Irrenanstalt eingerichtet.

Die Straße führt uns nun nach dem Dörflein **Bottighofen,** dessen äußerste Häuser bis an den See hinausreichen. Es ist ein uralter Ort, denn schon im siebenten Jahrhundert wird „Bodinchhofen" mit seinen Weinbergen genannt. Oberhalb Bottighofen, sich fast daran anreihend, liegt zwischen Obstwäldern und Weingärten das Dorf **Kurzrickenbach.**

Von hier aus haben wir den schönsten Weg vor uns, den wir bisher gegangen. Rechts genießt man der herrlichsten Aussicht über die Konstanzer Bleiche und den Bodensee auf das jenseitige Ufer Schwabens, sieht Meersburg, das schöne Loretto mit seinem Wäldchen, Almannsdorf, die Konstanzer Rebberge und eine Menge von Landgütern längs dem jenseitigen Seeufer; das ganze Tableau schließt die Stadt Konstanz mit ihren

vielen Thürmen und mit der Brücke über den Rhein, unter welcher man von diesem Punkte aus weit durchsieht. Links erhebt sich terrassenartig ein Theil des schönen Thurgaus, ähnlich einem künstlich angelegten Garten; halb versteckt in Bäumen gewahrt man den Beßmer, den untern und obern Schroffen, eine ehemalige Besitzung der Freiherren von Schroffenberg; dann den unteren und oberen Ramisberg, mit dem prächtigen Belle Vue, dessen Name uns daran erinnert, daß hier die Römer ehemals hausten und Verschanzungen gegen die andringenden Alemannen anlegten.

Eine kurze Strecke vorwärts und wir stehen vor der prächtig gebauten, nun auch säcularisirten Abtei regulirter Chorherren,

Kreuzlingen,

Crucilinum in den Urkunden genannt.

Einige halten den Bischof Konrad den Heiligen von Konstanz (935 und 75) für den Gründer; er habe die Kirche zu Ehren des hl. Kreuzes gestiftet, und in dieselbe einen Theil des Kreuzes Christi vergabt, weßwegen auch das Kloster den Namen Kreuzlingen erhalten. Andere, auf eine Urkunde sich stützend, nehmen an, daß Bischof Ulrich von Konstanz, ein Graf von Kyburg, im Jahre 1125 Kreuzlingen gestiftet. Ursprünglich stand da, wo das Kloster jetzt steht, ein Krankenhospital, was wohl Veranlassung zur Gründung eines Klosters gab, das aber Anfangs nicht hier, sondern näher bei Konstanz stand, da, wo das Wirthshaus zum Schäpfle liegt. Das neugestiftete Kloster erhielt bald reiche Schenkungen aus der Nähe und Ferne. Schon im Jahre 1185 hat es Besitzungen im Innern des Schwabenlandes. Die Wurm-

linger Kapelle bei Tübingen mit Grund und Boden gehörte dem Kloster. Im Dorfe Wurmlingen hatte es einen eigenen Pfleghof, der seine Gefälle aus der Gegend verwaltete. Im Jahre 1192 nimmt Kaiser Heinrich VI. die Besitzungen des Klosters Kreuzlingen, unter diesen auch die von Wurmlingen, in seinen Schutz, indem schon früher sein Urgroßvater Welf die Schirmvogtei besessen. Auch die Grafen von Habsburg waren lange Zeit Wohlthäter des Klosters. Im Schwabenkrieg (1499) wurde Kreuzlingen von den schwäbischen Bundesvölkern abgebrannt, aber im Jahre 1506 meistens durch Beiträge aus dem Thurgau wieder hergestellt. Auch hier fand die Reformation im Jahre 1529 Eingang und der Abt flüchtete sich in seine schwäbische Herrschaft Hirschlatt; er kehrte im Jahre 1531 wieder zurück, wurde aber von den Anhängern der neuen Lehre zu Konstanz abermals vertrieben. Das schlimmste Loos traf das Kloster im dreißigjährigen Kriege. Während der ganzen Belagerung der Stadt Konstanz im Jahre 1633 hielten es die Schweden unter Gustav Horn besetzt. Von hier aus operirten sie, wiewohl vergebens, gegen die Stadt. Als die Schweden abzogen, ließen sie ihren Unwillen an dem Kloster aus: sie plünderten es rein aus und brannten es nieder. In dieser Zeit, und bis sich das Kloster wieder erholt hatte, wohnte der Abt im Amthaus zu Konstanz, und die Chorherren waren in verschiedenen Klöstern vertheilt, bis sie wieder in ihre alte Wohnstätte einziehen konnten. Um der Noth der Abtei einigermaßen zu Hülfe zu kommen, vereinigte Pabst Urban III. die Probstei Riedern in der Landgrafschaft Stühlingen auf immer mit der Abtei Kreuzlingen, daher schrieben sich die Aebte seit jener Zeit infulirte Pröbste

von Riedern. Im Jahre 1665 machte Abt Augustin mit Wiederaufbauung des Klosters den Anfang; er führte es in seiner jetzigen Gestalt auf, und brachte mit Abzahlung alter Schulden, durch Ankäufe und durch Vermehrung der Conventherren das Kloster wieder in Aufnahme. Es wurde im Jahre 1847 mit andern Klöstern Thurgaus aufgehoben und sein sehr bedeutendes Vermögen zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. Gegenwärtig ist hier eine landwirthschaftliche Schule.

In der Kirche machen wir auf das schöne Altargemälde von Memberger, sowie auf das kunstreiche hohe Gitter, welches den Chor von der Kirche trennt, aufmerksam. Das bei weitem Interessanteste aber ist die plastische Darstellung der Leidensgeschichte, welche in einer großen Nische aufgestellt ist und an 2000 Holzfiguren zählt. Der Berg Golgatha ist hoch erhaben, darauf Christus am Kreuz zwischen den Missethätern; zu beiden Seiten sind Felsen und Höhlen mit allen Scenen der Passion in unzähligen Gruppen dargestellt. Die Figuren sind schuhhoch, zierlich und kunstreich geschnitzt, und haben viel Ausdruck, namentlich die Figur des Heilandes, der wohl dreißigmal vorkommt, und die des Pilatus, sowie der Henkersknechte. Sämmtliche Bilder sind ohne Farben und aus Lindenholz geschnitzt. Ein Tiroler Künstler soll diese kunstreiche Passion in einer Frist von achtzehn Jahren verfertigt haben. Noch ist eine schöne mit Perlen gestickte Inful zu sehen, die Pabst Johann XXIII. dem Abt Wild geschenkt.

Dem Kloster gegenüber steht die kleine, uralte Siechenhauskapelle, wohl das einzige Ueberbleibsel von dem früheren Spital; an ihrer Mauer oben befinden sich die halb lebensgroßen Bilder der Apostel Petrus und Paulus, nebst

mehreren andern Steinbildern, welche zu den ältesten Bildwerken der Schweiz gehören.

Unten am See, sehr schön gelegen, ein Schullehrer-Seminar.

Die stattlichen Häuser des Ortes Kreuzlingen begleiten uns bis zu den Thoren von

Konstanz,

dem Hauptort des badischen Seekreises, gegen Osten vom Obersee, gegen Norden vom Rhein bespült, welcher den Untersee mit dem Obersee verbindet. Konstanz ist der Sitz der Kreisregierung, eines Hofgerichts, Bezirksamtes, Dekanats, Physikats, der Kreisbauinspektion, der großherzoglichen Domänenverwaltung, eines Oberzollamts, der Obereinnehmerei und einer Garnison, und enthält in gegen 1000 meist ansehnlichen, oft auch alterthümlich merkwürdigen Häusern, die Garnison ungerechnet, über 6600 größtentheils katholische Einwohner. Es ist in vier Viertel getheilt und hat eine protestantische und drei katholische Pfarreien.

Die Lage von Konstanz ist wohl eine der schönsten am Bodensee. Wie eine Königin über zwei Reiche, beherrscht die Stadt den Ober- und Untersee, welche stündlich durch größere und kleinere Schiffe, besonders die vielen Dampfschiffe, befahren werden. Umgeben von dem Garten des schweizerischen Thurgaus ist sie durch die Rheinbrücke gleichsam der Schlüssel in das kornreiche Schwabenland. Sie hat einen Freihafen, den einzigen am See. Die Stadt ist sehr gewerbsam, und reges Leben und Treiben herrscht in ihren Straßen. Vier zahlreich besuchte Messen vermehren noch ihren starken Verkehr.

Nimmt sie durch ihre herrliche Lage die erste Stelle

ein, so ist sie nicht minder in historischer Beziehung die wichtigste Stadt am Bodensee.

Konstanz (Constantia), sonst auch Kostnitz genannt, ist eine römische Schöpfung. Als Kaiser Constantius Chlorus um's Jahr 304 die Alemannen bei Vindonissa geschlagen, ersah er sich am Rhein auf der Schweizerseite und der schmalen Erdzunge, die zwischen dem Unter- und Obersee hinläuft, einen Punkt, um auf dieser von Natur schon festen Stelle ein Castell zu bauen, das nach seinem Namen Constantia genannt wurde. Im dreißigjährigen Kriege stießen die Schweden beim Graben von Steinen auf die alten römischen Rippen der Stadt, und ungeheure Substruktionen und die kolossalen Bogen einer steinernen Brücke traten an's Licht. Auch heißt noch heut zu Tage ein Theil der Stadt Niederburg, welcher Name wohl auf das frühere römische Castell hinweist. — Erst im sechsten Jahrhundert (553 oder 561), als der Frankenkönig Lothar I. das Bisthum Vindonissa (Windisch) nach Konstanz verlegte, wird die Stadt in der Geschichte genannt, doch muß sie damals noch unbedeutend gewesen sein, denn sie heißt noch im Jahre 628 eine villa regia (Domäne) seines Reichs. Von nun an wurde sie jedoch immer bedeutsamer, so daß sie bald von Kaisern und Königen besucht wurde. Kaiser Karl der Große kehrte auf seinem Wege zur Kaiserkrönung in Rom mit seiner Gemahlin Hildegard in Konstanz ein, und besuchte die schon vorhandene Cathedrale (Marienkirche), zu der sich bald noch die Stephanskirche gesellte. Im Jahre 828 war Kaiser Karl der Dicke, im Jahre 890 König Arnolf zu Konstanz, und im Jahre 912 feierte König Konrad I. allda Weihnachten. Im Jahre 965 kam Kaiser Otto I. mit seinem

Sohne Otto II. und dessen Gemahlin Theophania hieher; auch Otto III. besuchte die Stadt nach seiner Krönung im Jahre 996. Um diese Zeit war Konstanz schon ein gewerblicher Ort mit einer besuchten Messe. Im Jahre 1025 feierte König Konrad II. in Konstanz Pfingsten, und ließ sich hier von den Lombarden huldigen. Fünf Jahre darauf fand sein unglücklicher Sohn Herzog Ernst in der Domkirche seine Ruhestätte. Heinrich III. hielt im Jahre 1049 hier einen Reichstag, bei dem er selbst zu einer zahlreichen Versammlung redete. Auch Heinrich IV. besuchte die Stadt im Jahre 1065.

In seines Reichs freier Stadt Konstanz tagte mit seinen Fürsten Friedrich Barbarossa vom 11. bis 23. März 1153, hörte die Klagen mailändischer Männer über die Tyrannen ihres Vaterlands gnädig an, und sagte seine Hülfe zu, die er auch gewährte. Im Jahre 1155 stellte er hier die wichtige Urkunde aus, in welcher die Gränzen der Bisthümer des Reichs, namentlich auch die Besitzungen des Bisthums Konstanz, angegeben, und dieselben von aller weltlicher Gerichtsbarkeit befreit worden. Im Jahre 1183 empfing Kaiser Rothbart zu Konstanz die goldenen Schlüssel der italienischen Städte, als Zeichen ihrer Unterwerfung. Auf diesem Fürstentag wurden sowohl die Freiheiten der Städte, als die Hoheitsrechte des Kaisers genauer bestimmt. Konstanz wurde jetzt gleichsam der Gerichtshof für Italien und Deutschland. Dreißig Jahre später erschien sein Enkel Friedrich II. vor der Stadt, die entscheiden sollte, wer die erste Krone der Welt zu tragen hätte. Konstanz öffnete ihre Thore dem Staufen, und der Gegenkönig Otto IV., von Ueberlingen herbeieilend, fand sie verschlossen.

Nach diesen Zeiten wurde die Stadt Konstanz und

ein großer Theil des schwäbischen Seegeländes der Schauplatz einer bedeutenden Fehde. Um's Jahr 1234 hatte Graf Rudolph von Habsburg-Laufenburg den Bischofsstuhl zu Konstanz bestiegen. Er übernahm die Vormundschaft über Rudolph den Jüngeren, den Sohn seines Bruders Gottfried. Dagegen war Herzog Albrecht von Oesterreich, König Rudolphs Sohn und Nachfolger. Die Sache brach in offene Feindseligkeit aus. Albrecht überzog den Bischof mit Krieg, ehe dieser noch Zeit gewann, seine Freunde und Vasallen zur Hülfe um sich zu versammeln. Stadt und Bisthum litten manche Drangsale. Unter Sengen und Brennen dauerte der Krieg, bis Adolph von Nassau zum deutschen König gewählt wurde. Albrecht ließ jetzt die Konstanzer Fehde und eilte nach Oesterreich, um sich zum Krieg gegen Adolph zu rüsten. Bischof Rudolph trat auf die Seite Adolphs von Nassau. Nach seinem Tode im Jahre 1293 bestieg Heinrich von Klingenberg den Bischofsstuhl; unter ihm wurde der durch den Krieg zerrüttete Zustand der Stadt und des Bisthums wieder bedeutend gehoben; er zahlte Schulden, löste was verkauft war wieder ein und machte auch neue Erwerbungen. Unter ihm besuchte Kaiser Albrecht die Stadt; er verweilte vier Wochen daselbst, und machte dem Hochstift mehrere Schenkungen. Auch Heinrich von Luxemburg, sein Nachfolger im Reich, schenkte der Stadt einen Besuch.

Nach dessen Tod entstand ein verderblicher Zwiespalt in Deutschland. Eine getheilte Wahl der Churfürsten gab dem Reich zwei Oberhäupter, den Herzog Ludwig von Bayern und den Herzog Friedrich von Oesterreich. Auf Friedrichs Seite stand der größte Theil des

schwäbischen Adels, auch die meisten Städte in Oberschwaben und am Bodensee, ausgenommen Konstanz; auf Ludwigs Seite die Städte an der Donau, dann Augsburg, Rottweil, Konstanz und die drei schweizerischen Waldstädte. Zwischen beiden Parteien begann jetzt ein Kampf mit ungleichen Kräften, in dem doch zuletzt die schwächere, Ludwig von Bayern, den Sieg davon trug. Konstanz, die einzige Stadt am See, die aus altem Widerwillen gegen König Albrechts Haus an Ludwig sich angeschlossen hatte, mußte vor Vielen das Weh des Kriegs erfahren. In der Nacht des Jahres 1324 führten die Oesterreicher, ohne daß Jemand es ahnte, ein ansehnliches Heer in die Nähe der Stadt, um sie zu überrumpeln. Die Feinde schickten ihre kühnsten Leute voran, um in der Morgendämmerung unbemerkt hinein zu kommen. Aber ein Schmied kam hinter die Sache und brachte jene gefährlichen Nachtvögel an's Tageslicht. Sogleich eilten von allen Seiten die Bürger herbei und fielen über die Feinde her, die schon mitten in der Stadt waren. Beim sogenannten Rosengarten erschlugen die Konstanzer hundert Feinde; als die vor der Stadt davon hörten, zogen sie sich schnell zurück, und Konstanz war frei von seinen Feinden. Von diesem Ueberfall erhielt nachher die Gasse von den Augustinern bis zur Metzig den Namen Mördergasse bis heutigen Tags. — Im Jahre 1329 schlossen alle Städte, die zuvor österreichisch gesinnt waren, der Kriegsübel müde, ein Landfriedensbündniß mit Konstanz und andern Städten, welche treu an Kaiser Ludwig hingen. Das Jahr darauf zog dieser im Glanz der Krone, die ihm der Pabst aufgesetzt hatte, durch das habsburgische Gebiet in das Bisthum Konstanz und in die Stadt ein, — er, über den noch kurz zuvor mit Glocken-

schall und bei angezündeten Lichtern auf öffentlichen Kanzeln der päbstliche Bann verkündet worden war.

Dieser Friede hatte jedoch den kleineren Fehden kein Ende gemacht. Nach Bischof Rudolphs Tod (im Jahre 1333) wählten die Einen den Grafen Albrecht von Hohenberg, die Andern Nikolaus von Kenzingen zum Bischof. Des Letzteren Gold errang des Pabstes Bestätigung. Da machte sich Graf Rudolph von Hohenberg auf und wollte das Bisthum Konstanz mit dem Schwert in der Hand für seinen Sohn in Besitz nehmen. Er rief zu dem Ende den Kaiser Ludwig zu Hülfe und dieser führte ihm ein Heer zu, mit dem beide die Stadt Meersburg viele Wochen lang belagerten, aber unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten.

Von wichtigeren Folgen, aber nicht ohne blutige Opfer, war die Fehde, die sich neun Jahre später im Innern der Stadt gegen die sogenannten Geschlechter erhob. Seit den hohenstaufischen Zeiten hatten diese, so lautet wörtlich der Bericht eines glaubwürdigen Chronisten, die ganze Gewalt und fast den ganzen Rath inne. Die nahmen zu sich in den Rath Etliche von den Ehrbarsten in der Gemeinde, aber nur, welche ihnen gefielen und ihnen befreundet waren; denn die Gewalt stund ihnen an, daß sie mochten nehmen oder lassen. Aber am 12. Januar des Jahres 1342 erhob sich die Gemeinde, fiel über die alten Räthe her und verstieß sie ganz und gar von ihrer Gewalt. Auf dem oberen Markt kam es zu einem Kampfe zwischen den Geschlechtern und der Gemeinde, aber die letztere behielt die Oberhand und die adeligen Räthe wurden vertrieben. Von nun an hatte die Gemeinde zu regieren, das vormals nie gewesen war, und setzte einen andern Bürgermeister und auch Zunft-

meister ein. In der Pfingstwoche zogen die alten Geschlechter alle aus der Stadt, aber um Jakobi desselben Jahrs zogen sie wieder ein, „und wurden die alten Räthe und Geschlechter darnach viel gewaltiger, denn sie zuvor gewesen.“ Doch nicht gar lange dauerte ihre neue Gewalt, denn nach siebenundzwanzig Jahren einer um so übermüthigeren Verwaltung erhob sich die Bürgerschaft abermals, und es kam zu einem zweiten Kampf auf dem Fischmarkt, bei dem ein Zunftmeister erschlagen wurde. Als sich die Zünfte auch durch den Erfolg dieses Aufstandes nicht befriedigt sahen, kam es zu einem dritten im Jahre 1429, welcher der Stadt zwar eine schwere Strafe von Seiten des Kaisers zuzog und die Macht der Zünfte zu vernichten schien, ihren Muth aber keineswegs hinderte, endlich dennoch ihr Ziel zu erreichen.

Zwischen diese Bürgerunruhen hinein fallen Begebenheiten, die ein trauriges Bild von dem Aberglauben und der Intoleranz jener Zeit geben, wir meinen die Judenverfolgungen in den Jahren 1348 bis 1425. Im Jahre 1348 wurde die Stadt von den traurigsten Landplagen, Theurung, Pestilenz u. dgl. heimgesucht; man schrieb es den Juden zu, als hätten sie die Brunnen vergiftet. Eine Veranlassung, gegen sie zu wüthen, fand sich bald. Ein Christ zu Konstanz sollte die Hostie an Juden verkauft haben, und eine fanatische Magd schrie: „Der Leib Christi wird von den Juden entsetzlich gemartert!“ Darauf fiel das rasende Volk über die nächsten besten Hebräer her und schlachtete sie mit dem Beil, wie die Stiere; zwölf wurden verbrannt, zwölf in den Rhein geworfen. Einige der Juden wurden von besser denkenden Bürgern gerettet, andere fristeten ihr Leben nur dadurch, daß sie sich taufen ließen. Im

Jahre 1349 zündete ein getaufter Jude vor Mitternacht sein eignes Haus an, und rief, seine beiden Kinder im Arme, durch das Fenster: er wolle mit den Seinigen als Jude sterben. Er wurde mit ihnen von den Flammen verzehrt, die noch vierzig benachbarte Häuser in Asche legten. Ein anderer, den man zur Taufe zwang, verbrannte sich ebenfalls in seinem Häuschen vor dem Thor. Durch solche Brandstiftungen wurde aber das Volk nur noch mehr gegen die Juden erbittert. In den Jahren 1390 und 1425 wurden viele eingethürmt und grausam mißhandelt, weil man sie beschuldigte, Christenkinder heimlich erwürgt zu haben. Es fand sich aber, daß sie unschuldig waren. Nur die Taufe konnte vom Verderben retten. Ein Jude, der dazu gezwungen wurde, empfand nachher so große Reue, daß er den Bürgermeister der Stadt knieend bat, man möchte ihn verbrennen, weil er von seinem Gott abgefallen wäre. Als er nicht abließ zu flehen, wurde er öffentlich verbrannt. Dieses traurige Schicksal der Juden zu Konstanz nahm kein Ende, bis die ganze Judenschaft im Jahre 1448 daselbst aufgehoben und auf Befehl Kaiser Friedrichs III. mit ihrem Hab und Gut dem Herzog Friedrich zu Handen und Banden gestellt wurde, der diese Verhaßten von Konstanz weg nach Wien führte.

Im Jahre 1352 kam Kaiser **Karl IV.** mit vieler Pracht und großem Gefolge nach Konstanz, und ward von der Schönheit der Gegend wunderbar ergriffen. Er besuchte alle Merkwürdigkeiten der Stadt und ließ sich von da auf die Reichenau hinüberführen. Hier erneuerte er die Immunitätsurkunde, die einst Barbarossa ausgestellt hatte, und fügte Manches bei, wodurch er die Rechte der Stadt bedeutend schmälerte. Er unterwarf

darin die Beamten der Stadt völlig dem Bischof und räumte ihm sogar die weltliche Gerichtsbarkeit ein. Das wurde von nun an zwischen den Bürgern und dem Bischof ein ewiger Zankapfel.

Zehn Jahre später hatten die von Konstanz Krieg mit Probst Mangold und seinem Verwandten in der Reichenau, einem gebornen von Brandis. In Folge dieser Fehde wurde die Burg Schopfeln auf der Reichenau von den Konstanzern zerstört. Dieß setzte den Probst von der Au und seinen Vetter in solchen Unwillen, daß seit jener Zeit kein Bürger von Konstanz es mehr wagen konnte, außer der Stadt zu wandeln. Als nun einmal sechzehn der Vornehmsten aus den Geschlechtern der Stadt gen Zürich auf die Fastnacht ritten, schickten Abt Eberhard und Probst Mangold ihren Bruder Wölfle mit sechsundzwanzig Pferden auch hin. Bei Bassersdorf im Zürchgau stießen sie zusammen und es geschah ein scharfes Reiterspiel. Deren von Konstanz wurden fünf von den Pferden gerannt, aber auf des Abts Seite ward Wölfle von Brandis erstochen und noch vier gefangen, die übrigen nahmen die Flucht. Darnach fingen die Brandis'schen aus der Au denen von Konstanz ihre Marktschiffe auf dem Untersee, zwischen Neuenburg und Stein, und erstachen dann neun arme Knechte, die sie also verwundet und todt im Schiffe liegen ließen. Die von Konstanz zogen aus Rache gegen die Burg Marbach, die sie eroberten und verbrannten. Neun Knechte, die sie daselbst fingen, wurden vor dem Kreuzlinger Thor auf einem großen Stein, dem sogenannten Mordstein, hingerichtet. Damit schien die Fehde beendigt, doch dauerte sie noch länger fort. Weil der damalige Bischof Heinrich ein Oheim des erwähnten

Probstes Mangold war, so warfen ihm die Bürger vor, er halte es mit den Reichenauern. All' ihr Zutrauen zu ihm verschwand, und sie stellten sich dem Bischof feindselig entgegen. Diese Feindseligkeit brach im Jahre 1369 aus, und dauerte zu großem Schaden der ganzen Stadt und Umgegend, bis um's Jahr 1372 durch Vermittlung mehrerer Grafen und Herren der Friede wieder zu Stande kam.

Bald erhob sich ein anderer Feind gegen die Stadt. Graf Eberhard von Württemberg, obwohl von Kaiser Karl IV. zum Schirmer der Städte aufgestellt, legte denselben unerträgliche Lasten auf. Im Jahre 1375 forderte er allein von den Konstanzern 40,000 fl., die sie erlegen mußten. Als er nicht aufhörte, sie zu beeinträchtigen, schloß Konstanz im Jahre 1377 mit den Städten am See und im übrigen Schwaben ein Bündniß. Darnach zogen sie in's Gebiet des Grafen von Württemberg und belagerten seine Stadt Tuttlingen. Trotz des tapfern Widerstandes der Besatzung wurde das Städtlein endlich erstürmt und eingenommen. Graf Eberhard wollte zum Entsatz eilen, aber er kam zu spät. Der Städtebund zog jetzt vor die württembergische Burg Mägdberg: auch diese wurde nach vierzehn Tagen gewonnen und gebrochen. So hatte der Städtebund vorderhand an Eberhard Rache genommen. Erst im Jahre 1388 wurde zwischen dem Grafen und den Städten eine ewige Sühne geschlossen, die freilich keine Ewigkeit dauerte.

Der Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war eine bewegte Zeit für die Seegegend, von Konstanz bis Bregenz, in Folge des sogenannten Appenzeller Kriegs, der sieben Jahre lang das südliche Ufer des Sees erschütterte. Abt Kuno von St. Gallen, gegen den

das Hirtenvolk sich erhoben, rief die Städte am Bodensee zu Hülfe. Konstanz und die übrigen Städte zogen vereint mit dem Abt gegen das Hirtenvolk, 5000 Mann stark. Beim Orte Speicher kam es zur Feldschlacht: 300 Städter fielen, darunter allein 99 von Konstanz. Nach dieser Niederlage traten alle Städte am See von dem Abt zurück, nur Konstanz nicht. Es theilte fortan mit dem Abt von St. Gallen alle Mißgeschicke des Kriegs, in dem die Appenzeller meistens Sieger blieben. Diese suchten jetzt siegestrunken diejenigen, welche ihrem Widerpart geholfen, im eigenen Lande heim; sie fielen in's Thurgau und lagerten sich vor der Stadt Konstanz, deren Besatzung sie drei Tage lang zum offnen Kampf herausforderten. Aber die Bürger von Konstanz hielten es nicht für nöthig, sich in einen nutzlosen Kampf einzulassen, und blieben hinter ihren Mauern. Da wandten sich die Appenzeller von der Stadt und zogen sengend und brennend durch das Thurgau. Nichts widerstand ihrem Angriffe, und eine Eroberung reihte sich an die andere. Als dieser verderbliche Krieg sieben Jahre gedauert hatte und die Appenzeller über vierundsechzig Städte und feste Orte gewonnen und dreißig Burgen gebrochen hatten, schlossen alle Fürsten, Grafen, Herren und Ritter oder die gemeine Ritterschaft zu Schwaben, nebst der Stadt Konstanz, einen Hülfsbund wider die Bauern von Appenzell und ihre Helfer, oder die es werden möchten. Jetzt ließ auch Kaiser Ruprecht Abmahnungsschreiben an die Appenzeller ergehen. Als dieß so wenig wie der Bann des Pabstes und der Bischöfe oder die kaiserliche Acht zu Rottweil nützte, kam er in eigner Person gen Konstanz und beschied beide bisher kriegenden Parteien zu einem gütlichen Tag, um ihre

Rede und Widerrede einzunehmen. Nach dreiwöchentlichen Verhandlungen wurde die Sache zu einem gänzlichen Frieden verrichtet, den beide Theile feierlich beschworen und der Kaiser mit seinem Sigill bestätigte. So war dieser Krieg zu Ende gegangen, der von einem häuslichen Zwist zwischen dem Abt von St. Gallen und seinen Gotteshausleuten ausgebrochen, bald die Städte am See und endlich die ganze schwäbische Ritterschaft hineingezogen hatte.

Wir kommen jetzt auf die glänzendste Periode der Stadt Konstanz, die Zeit, da die berühmte Kirchenversammlung daselbst gehalten wurde. Als Kaiser Sigmund im Jahre 1411 den deutschen Thron bestieg, war die christliche Kirche des Abendlandes ihrem Falle am nächsten. Denn Spaltung, Ketzerei und Sittenlosigkeit der Geistlichkeit brachen auf einmal herein. Das schlimmste Beispiel gaben die Päbste selbst. Seit fünfzig Jahren war ununterbrochener Zwiespalt bei den Pabstwahlen. Zu Kaiser Sigmunds Zeit wähnten sich sogar drei Geistliche im Besitz der Tiare: Johannes XXIII., Benedikt XIII. und Gregor XII. Alle kannten einander und führten ein so ärgerliches Leben, daß jeder Gutdenkende ihre Entfernung wünschen mußte. Die Geistlichkeit bedurfte des weltlichen Arms, um endlich den Streit zu schlichten. Darum sollte Kaiser Sigmund ein allgemeines Concilium ausschreiben, das nicht nur die schwierige Pabstwahl schlichten, sondern vielmehr eine Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern vornehmen sollte, nach der man sich schon lange gesehnt hatte. Zu dem Ende mußte sich der Kaiser mit einem der drei Päbste in Verbindung setzen, um mit ihm gemeinschaftlich die Vorbereitungen zu einer allgemeinen Kirchen-

versammlung zu treffen. Dieß zu vollführen, war eine seiner wichtigsten Absichten, weßwegen er im Jahre 1413 nach Italien reiste. Zu Lodi kam er mit Pabst Johannes zusammen, der unter den dreien den meisten Anhang hatte. Als sich der Kaiser mit dem Pabst über den Ort der Kirchenversammlung besprach, suchte es Letzterer dahin zu bringen, daß sie in Italien gehalten würde, unter dem Vorwand, die römischen Geistlichen würden nur ungerne die Fahrt über die Berge machen. Ein Gleiches versicherte der Kaiser von den Fürsten des Reichs. Nach vielem Hin- und Herreden fragte Sigmund die Herren, welche um ihn standen, ob keine Stadt an dem Gebirg oder nahe dabei läge, die dem römischen Reich zugehörte? Da sprach Herzog Ulrich von Teck: „Da läge eine Stadt, die wäre des Reichs und hieße Kempten, und liege am Fuße des Berges, den man nennet Ver." Auf dieß sprach Graf Eberhard von Nellenburg: „Wiewohl das seye, daß Kempten eine Reichsstadt wäre; aber da wäre kein genugsamer Raum oder Vorrath, daß man da bestehen möge. Wohl läge eine Tagreise von Kempten oder etwas mehr eine Stadt, da wäre Alles genugsam, die heiße Konstanz und wäre des römischen Reichs, und läge am Bodensee, und rinne der Rhein an der Stadt hin und durch die Stadt. Derselbe Bodensee wäre bei acht Meilen lang und in der Breite drei Meilen Wegs, daß man mit großen Schiffen darauf fahren möge. Es wäre auch ein Bisthum in der Stadt, das gehörte in das Erzbisthum Mainz, dazu wäre sie eine wohlerbaute Stadt und viel Gemächer und Stallung darin. Und daß man wisse," so sprach er ferner, „unlängst hatten die Bauern von Appenzell und etliche von der Schweiz, und die Bauern,

so bei ihnen im Gebirg sitzen, großen Krieg mit denen von Konstanz; da kamen denen von Konstanz zu Hülfe alle Grafen, Freien, Ritter und Knechte. Da lagen der Herzog von Teck und sonst die ganze Ritterschaft bei ihnen in der Stadt, und wären unser noch drei Ständ mehr gewesen, wir hätten Herberg und Stallung genug gehabt. Und kam auch der König Ruprecht sel., Euer Vorfahr, mit seinem ganzen Volk, und lag da in der Stadt sechs Wochen. Und wer dahin kam, der hatte Essen und Trinken, Futter und Heu und Stroh, alles in gemeinem, gleichen Kauf, daß es uns alle Wunder nahm, wie wir alle Ding also haben möchten; Fisch und Fleisch ist da übrig genug, dazu ist es eine solche Stadt, die von Alters her dem Adel hold und getreu ist gewesen, und die mit dem Adel nie Krieg und Stuß gehabt hat, weßhalb man gewöhnlich die Tage, die Theidungen und Richtungen dahin legt." Da kehrte sich der Kaiser zu dem heil. Vater, und fragte, ob Sr. Heiligkeit die Stadt Konstanz gefällig sei, von der man so viel Gutes sage; worauf der hl. Vater ein Bedenken nahm mit seinen Räthen und Begleitern. Als aber diese riethen, daß er die Stadt Konstanz aufnähme, da sie doch einen solchen Namen hätte, da nimmer Unglück dazu schlagen möchte, so nahm er die Stadt Konstanz zur Versammlung an. Sogleich ernannte er Beschauer, welche herausreisen und die Gelegenheit des Orts und Landes näher untersuchen sollten. Graf Eberhard von Nellenburg gab zu gleicher Zeit dem Ulrich von Reichenthal, dessen Feder wir die ältesten und genauesten Berichte über die Kirchenversammlung verdanken, von dem gefaßten Beschluß Nachricht, damit er Anstalten treffe, um Futter, Heu und Stroh beizuschaffen. Die

Botschaft kam vor Weihnachten 1413 nach Konstanz, und bald darauf die päbstlichen Beschauer. Anfänglich gaben die Konstanzer der Sache keinen Glauben; jedoch nach Verfluß von acht Wochen sah man, daß es Ernst werden wollte. „Es kamen," dieß sind Ulrichs von Reichenthal eigene Worte, „allgemach viele Herolden und Pfeifer und viel der Herren Knecht, empfingen ihrer Herren Herberg, und schlugen ihrer Herren Wappen dar an die Häuser und an die Thüren, und bestellten Futter, Heu und Stroh. Als am dritten Tag vor unser lieben Frauen zu mitten Augusten, d. h. Mariä Himmelfahrt 1414, der Kardinal von Ostia, der hl. Kirche Erzkanzler, mit 84 Pferden und 2 Wagen, nebst den dazu gehörigen Leuten, ankam, da ward man erst recht gläubig, und versah sich nach Nothdurft mit Futter, Stroh und Heu, und Bettgewand."

Ueber den Arlberg und Feldkirch herein kam der Pabst. Als er von den Bergen von Feldkirch herab in das weite Becken des Bodensees und die Gegend von Konstanz sah, sprach er: „So fängt man die Füchse." Auf dem Arlberg wurde sein Schlitten umgeworfen, und er fiel in den Schnee, was ihn zu einem etwas derben Ausrufe veranlaßte. Samstag den 27. Oktober kam er mit Herzog Friedrich von Oesterreich durch das Thurgau herab, nach Kreuzlingen. Darin blieben sie über Nacht. Tags darauf bekrönte er den Probst Erhard Lins mit der Inful, und machte ihn aus einem Probst zu einem Abt, und das Gotteshaus zu einer Abtei. Nach dem Imbiß ritt er mit seinem Gefolg, das aus etwa 600 Personen bestand, zu Konstanz ein. Mit ihm ritten ein neun Kardinäle und sonst viele Bischöfe und Prälaten, sowie Herzog Friedrich von Oesterreich

mit einem „merklichen" Volk und großen Adel. Der Bischof von Konstanz zog ihm mit dem Heiligthum, sowie der Geistlichkeit und der Bürgerschaft, in einer Prozession entgegen, empfing ihn mit großer Würdigkeit und begleitete ihn auf die Bischofspfalz. Die Kardinäle ritten in rothen Röcken, Kappen, Mänteln und Hüten. Vor dem Pabst wurde das hl. Sakrament auf einem Roß geführt, das eine Schelle am Hals hatte. Nach demselben ritt der Pabst mit einer weißen Inful unter einem köstlich gemachten Himmel, den trugen vier Rathsherren von Konstanz. Neben dem Pabst ging der Graf Rudolf von Montfort und Graf Berthold de Ursinis, und führten dessen Roß beim Zaume. Nachdem der Pabst im Münster sein Gebet verrichtet hatte, stieg er in der bischöflichen Pfalz ab.

Erst am 25. Dezember traf der Kaiser in Konstanz ein. Unter einem goldnen Traghimmel, den vier Rathsherren trugen, wurde er unter lautem Jauchzen des Volks in die Kirche geführt. Er und seine Gemahlin, sammt allem ihren Gefolg, wohnten dem Gottesdienste bei. Die Herberg wählte er in Petershausen, wo er einige Wochen blieb, bis er seine Wohnung in der Stadt nahm. — Aus allen Gegenden Europas strömten Menschen jedes Standes, entweder als Berufene oder aus Neugierde, zu der Kirchenversammlung herbei. Es kamen die Churfürsten des Reichs und die andern Fürsten, Bischöfe und Prälaten, Grafen, Ritter und Herren, deßgleichen die Abgeordneten der Städte, alle mit zahlreichem Gefolg. Das größte Gefolge unter den weltlichen Fürsten hatte Markgraf Friedrich der Aeltere von Meißen; er brachte 21 Rüstwagen, 28 Pferde mit Watsäcken, und über 500 gerüstete Pferde. Unter den

Geistlichen hatte der Erzbischof von Mainz, ein Graf von Nassau, das größte Gefolg; es bestand aus 8 Wagen und 600 Pferden. Er hatte 8 Grafen und viele Ritter um sich und war beim Einritt vom Kopf bis zum Fuß geharnischt. Mit diesen Herren kamen außer den Legaten der beiden andern Päbste Gregor und Benedikt die Botschafter aller christlichen Könige, die Hochmeister der Ritterorden, die Schulpfaffen und andere gelehrte Leute aus allen Ländern Europas, Botschafter aus Griechenland, vom Kaiser von Konstantinopel, aus Litthauen, der Walachei, von den Königen in der Türkei, von den Herzogen der weißen und rothen Reußen, und mit ihnen viele heidnische Herren in seltsamer Kleidung. Man zählte 22 Kardinäle, 4 Patriarchen, 19 Erzbischöfe, gegen 300 Bischöfe, 100 Prälaten, wenigstens 1800 Priester, gegen 300 Doktoren; sodann die weltlichen Fürsten und Herren in demselben Verhältniß. Rechnet man dazu die unzähligen unnützen Menschen, welche blos aus Lust und Kurzweil, oder des Erwerbs willen kamen, so konnte man die Zahl der Fremden in den ersten Jahren des Conciliums auf 80,000, zur Zeit des stärksten Zuströmens aber auf 150,000 Personen und 30,000 Pferde schätzen. Ungeachtet dieses außerordentlichen Zusammenströmens von so vielen Menschen von allen Städten und allen Gegenden, kam keine Störung, kein Diebstahl, kein Mord vor. Die Stadtvorsteher hatten alle Sorge für Sicherheit, sowie sonstigen Verkehr getroffen; es blieb Alles in gutem Kauf, und Niemand hatte Mangel, da Alles feste Preise hatte. Ein Pfund Fleisch kostete 3 Pfennige, eine Henne 3 Plappart, ein Pfund Wildschwein 7 Pfennige, ein Hase 7 Plappart, ein Pfund Hecht 22 Pfennige. Auch die Weine

hatten ihre Preise: die Maß Malvasier 3 Sch. Pf., Rheinwein 20 Pf., Elsässer 5—6 Pf., Landwein 4 Pf. Auf dem Marktplatz konnte man immer frisch gebackenes Brod, ja die besten Pasteten, Brezeln und Ringe haben, welche in kleinen Oefen gebacken wurden, die man auf Schubkarren führte.

Unter solchen Vorbereitungen begann das Concilium. Die erste öffentliche Sitzung wurde am 16. Nov. 1414 mit einer feierlichen Messe im Dom eröffnet. Auf dieser wurde das Concilium in vier Nationen getheilt, die deutsche, französische, englische, italienische, zu der später noch die spanische kam. Jede Nation wählte einen Direktor aus ihrer Mitte. Auch wurden die Beamten und Diener des Conciliums ernannt.

Die zweite Sitzung wurde den 2. März 1415 ebenfalls in der Domkirche gehalten; es kam die Frage zur Sprache, wie es mit den drei Päbsten gehalten werden sollte. Das Ergebniß der Berathung war, daß alle drei das Pontifikat niederlegen müßten. Gregor und Benedikt thaten es gutwillig, Johannes nur mit Mühe. Als Letzterer die Abtretungsurkunde feierlich beschworen hatte, dankte ihm der Kaiser im Namen des Concils, kniete vor ihm nieder und küßte ihm die Füße.

Doch dem schlauen Johannes war es nie Ernst mit der Entsagung. Nach langer Berathung mit seinen Kardinälen hielt er es für's Beste, sich von dem verhaßten Concilium zu entfernen, und so die ganze Versammlung zu sprengen, um mit Hülfe seiner Anhänger die Rolle eines Pabstes ferner spielen zu können. Johannes erbat sich vom Kaiser Urlaub, aber der merkte Unrath, schlug es ihm ab, und suchte auf alle Weise die Reise zu verhindern. Da wandte sich der Pabst an seinen Freund Herzog Friedrich von Oesterreich, der ihm zu

seiner heimlichen Flucht verhalf. Er veranstaltete am 20. März ein herrliches Stechen, und bei dieser Gelegenheit entfloh der Pabst, verkleidet „als eines Herrn Knecht oder Bote,“ auf einem kleinen Rößlein. Ueber Ermatingen entkam er unaufgehalten nach Schaffhausen, und widerrief alle frühern Zugeständnisse als erzwungen. Auf die Nachricht von der Flucht des Pabstes gerieth ganz Konstanz in Bewegung: die Früchte des Conciliums schienen verloren. Ganze Schaaren Oesterreicher und Italiener flohen bei Tag und bei Nacht aus der Stadt. Besonders machte diese Flucht schlimmen Eindruck bei den fremden Handelsleuten, die, Unruhen und Gewaltthätigkeiten fürchtend, ihre Gewölbe schlossen. Da ritt der Kaiser in eigener Person mit Herzog Ludwig von Bayern zu allen Wechslern, Krämern und Handelsleuten, auch zu allen fremden Herren geistlichen und weltlichen Standes, und rief durch die Stadt: es sollte doch Niemand hinwegziehen, ehe man wüßte, wie die Sache stünde, auch dürfe Jedermännlich Leibs und Guts sicher seyn. Das beruhigte, und die Kaufleute und Wechsler öffneten ihre Gewölbe wieder. Als die Ruhe in Konstanz wieder hergestellt war, richtete der Kaiser seine ersten Maßregeln gegen Herzog Friedrich, dessen Antheil an der Flucht des Pabstes bald bekannt war. Wirklich war auch der Herzog dem Pabst sogleich bis Schaffhausen nachgeritten. Dahin erging vom Kaiser an ihn die ernste Mahnung, mit dem Pabst zurückzukehren; aber der Herzog gehorchte nicht und sandte nur ein Verantwortungsschreiben. Jetzt erhob sich ein allgemeines Geschrei wider den abwesenden Fürsten, was dem Kaiser willkommen war, denn er war längst wider den Herzog. Auf seinen Antrag wurde Herzog Friedrich zuerst von dem

Reichsfürstenrath für einen Majestätsverbrecher erklärt, der untreu gegen seinen natürlichen Lehensherrn und die Kirchenversammlung geworden, und dann wurde er von der ganzen Versammlung mit dem Kirchenbann belegt. Dem Kirchenbann folgte die Reichsacht. Alle Fürsten und Herren, sowie die Reichsstädte, wurden ermahnt, daß sie ausziehen sollten auf des Herzogs Schaden; und die Kirchenversammlung verhieß noch allen denen Ablaß von Sünden, welche den Herzog bekriegen würden. Zur Stunde widersagten Herzog Friedrichen die Fürsten, Herren und Reichsstädte: noch zu Schaffhausen erhielt er mehr als 400 Absagebriefe von Herren und Städten, die ihm den Gehorsam kündeten. Gleich darauf zogen die Absagenden von drei Seiten in das Land. Die Hauptmacht sammelte sich bei Konstanz unter des Kaisers eigner Führung. In wenigen Tagen eroberte Sigmund Radolfzell, Stein, Dießenhofen, Winterthur, Frauenfeld; auch Schaffhausen, das der Herzog indeß mit Johannes verlassen hatte, ergab sich. Ein anderes Heer zog von der Rheinpfalz herauf in das österreichische Elsaß, ein drittes fiel in das Walgau. Als Friedrich sah, daß er von drei Seiten angegriffen wurde, rüstete auch er sich zum Krieg, und er wäre dem Kaiser gewachsen gewesen, aber dieser bot noch die schweizerischen Eidgenossen gegen Herzog Friedrich auf. Diese brachen jetzt, uneingedenk des fünfzigjährigen Friedens, den sie mit Oesterreich geschlossen, in die nahgelegenen Lande des Herzogs ein. Wohin sie kamen, siegten ihre Waffen, und dieß vermochte jetzt mehr über den Herzog, als alle Bannflüche des Conciliums, mehr als die Reichsacht des Kaisers. Als er sah, wie eine Besitzung nach der andern im Aargau verloren ging, hielt er es für das Bessere, nachzu-

geben und dem Kaiser sich zu unterwerfen. Auf den Rath seines Vetters, des Pfalzgrafen von Bayern-Ingolstadt, entschloß er sich, nach Konstanz zurückzukehren. Sobald der Kaiser des Herzogs Rückkehr erfuhr, beschied er ihn in das Refectorium des Barfüßerklosters. Dort vor den versammelten Fürsten wollte er den Herzog empfangen. Herzog Friedrich, geführt von Herzog Ludwig von Bayern und dem Burggrafen von Nürnberg, kam vor den Kaiser. Als sie eintraten, knieten alle dreimal nieder, bei der Thür, in der Mitte des Saals und vor dem Kaiser. Da sprach dieser: „Was gebietet ihr?" Herzog Ludwig von Bayern antwortete: „Großmüthiger Kaiser! hier ist kommen für Euer kaiserliche Gnad unser Oheim, Herzog Friedrich von Oesterreich, und will sich an Eure Gnad ergeben, und schwören, zu halten, was der Brief inhält und ausweist, der hier geschrieben ist." Da sprach der Kaiser: „Oheim und auch unser und des Reichs Fürst, Herzog Friedrich, wollet auch Ihr das thun?" Er sprach: „Ja, ich will das thun." Diese Worte bewegten den Kaiser, daß er mit gebrochner Stimme sagte: „Uns ist leid, daß Ihr das verschuldet habt." Nun ließ der Kaiser den Brief vorlesen, dessen Inhalt dem Herzog schon vor seiner Ankunft in Konstanz mitgetheilt worden war, worin letzterer seine Person, auch Land und Leute an seine kaiserliche Gnad ergab, damit zu thun, wie es seiner Gnad gefalle, und zugleich versprach, den Pabst wieder nach Konstanz und in des Kaisers, sowie des Conciliums Gewalt zu überantworten. Nach Vorlesen des Briefs wandte sich der Kaiser zu der Versammlung und sprach: „Ihr Herren aus Italien, ihr meinet und wähnt und wisset nicht anders, denn daß die Herzogen von Oesterreich die größten

Herren seien in deutschen Landen und in der Nation Germania. Nun sehet ihr, daß ich ein mächtiger Fürst bin über die von Oesterreich und sonst alle andern Fürsten, Herren und Städte." Darnach fragte er noch einmal den Herzog, ob er ungezwungen den Brief beschwören und halten wolle. „Ich will es schwören und halten," antwortete der Herzog, und hob also seine Hand und Finger auf vor den Botschaftern und Männiglich, und schwur zu Gott und den Heiligen, das zu halten und dawider nichts zu thun, noch thun zu lassen. So ward Herzog Friedrich von Kaiser Sigmund gedemüthigt. Er verhielt sich noch ziemliche Zeit zu Konstanz; doch war er zuletzt müde des langen Stillsitzens und entfernte sich mit noch vier Gefährten heimlich aus der Stadt. Was er in Beziehung auf den Pabst versprochen, hielt er; theils durch Vorstellungen, theils mit Gewalt brachte er ihn aus Freiburg herauf, und stellte ihn dem Kaiser und Concilium zu Handen. Nach dem Willen dieser mußte der Pabst zu Radolfzell unter Verwahrung gehalten werden.

Indessen hielt die Kirchenversammlung drei Sitzungen, auf denen Johannes seines ärgerlichen Lebens überwiesen und abgesetzt wurde. Nachdem auch die beiden andern Päbste beseitiget waren, schritt man jetzt zu einer neuen Pabstwahl. Die dreiundzwanzig anwesenden Kardinäle mit dreißig Deputirten der fünf Nationen versammelten sich in dem sogenannten Kaufhause. In demselben hatte man dreiundfünfzig Kammern gebaut; an jeder war der Name desjenigen angeschrieben, für den sie bestimmt war. Dort wurden sie, der Gewohnheit nach, eingeschlossen. Alle Zugänge, sowohl gegen den äußern als gegen den innern Graben und die Gasse, wurden

sorgfältig zugemauert und nur ein einziger offen gelassen, um den eingeschlossenen Wählern die tägliche Kost und sonstige Bedürfnisse zu bringen. Am Martinstage 1417 wurde der Kardinal Otto von Colonna zum Pabst gewählt, und erhielt den Namen Martin V. Als die erste Kunde davon erging, versammelten sich 80,000 Menschen vor dem Kaufhause. Die Freude darüber war so groß, daß Viele kaum Worte finden konnten, sie auszudrücken. Voll Freude eilte selbst der Kaiser in das Conclave, fiel vor dem Neugewählten nieder und küßte seine Füße; der Pabst umarmte ihn. Am 21. November wurde der neue Pabst im Dom gesalbt, und dann auf dem Platz vor demselben gekrönt. Umgeben von allen Kardinälen, sowie dem Kaiser und den Fürsten, erschien der Pabst auf einem Gerüste, und setzte sich auf seinem mit Goldtressen behangenen Throne nieder. Unter tiefer Ehrfurchtsbezeigung wurde ihm die Mütze abgenommen; drei Kardinäle warfen sich ihm zu Füßen, dann stand einer von ihnen auf, zündete ein Bündel Werg an, näherte sich damit dem Pabst, und sprach: „Heiligster Vater, so vergeht die Herrlichkeit der Welt.“ Die drei Kardinäle und der Großmeister von Rhodus setzten dem Pabst die Krone auf, und nun ertönte von allen Seiten der Schall der Trompeten und der ambrosianische Gesang ward angestimmt.

Eine zweite Hauptangelegenheit des Conciliums war die Ausrottung der sogenannten Ketzerei, welche sich besonders in Böhmen gezeigt hatte. Johannes Huß, Professor der Universität zu Prag, hatte die Verwandlung der Hostie, den blinden Glauben an Pabst und Heilige, sowie die herrschende Simonie auf's schärfste bestritten, dagegen das hl. Abendmahl unter beiderlei Gestalt

gelehrt und die hl. Schrift für die einzige Richterin in Glaubenssachen erklärt. Der Erzbischof von Prag hatte ihn beim Pabst verklagt, und dieser ihn mit dem Bannfluch belegt. Das Concilium von Konstanz sollte jetzt über Huß entscheiden. Der Kaiser hatte ihn nach Konstanz geladen, um vor der Kirchenversammlung Rechenschaft von seinen Lehren und Meinungen zu geben. Mit einem kaiserlichen Geleitsbrief versehen, und begleitet von mehreren edlen Böhmen, hatte er die Reise angetreten, und war am 3. November 1414 kurz vor der Eröffnung des Conciliums in Konstanz angekommen. Er hatte seine Herberge in der Paulsstraße, allernächst bei der Taube, bei einer Bäckerswittwe genommen. Gleich bei seiner Ankunft wurde Huß in jeder Hinsicht beruhigt, denn der Pabst löste ihn vom Banne. Aber bald darauf kamen zwei seiner heftigsten Gegner, Stephan Palenz und Michael de Causis, aus Böhmen gen Konstanz, die ihn öffentlich als Ketzer anklagten und dem Pabst mehrere irrige Lehren aus seinen Schriften darstellten, worauf er von einigen Vätern des Concils vorgeladen wurde, auf daß er sich vertheidige. Sie warfen ihm vor, daß er augenscheinliche Irrthümer wider die rechtgläubige Kirche gelehret und in Böhmen ausgestreut habe. Huß antwortete: er sei frei von diesen Anschuldigungen, und wolle lieber sterben, als einer Ketzerei, geschweige solcher Irrthümer schuldig sein. Da ließen es die Kardinäle dabei bewenden. In dieser Zeit hielt er, ob es ihm gleich vom Pabst verboten worden, in seiner Herberge täglich Gottesdienst. Es wurde ihm deßhalb öfters gedroht, was ihn bestimmt haben soll, sich heimlich aus Konstanz zu entfernen. Sein Versuch mißglückte, und dieß veranlaßte die Kardinäle, ihn von nun an in dem

sogenannten Sängerhof hinter der bischöflichen Pfalz festzusetzen. Als dieß geschah, befand sich Kaiser Sigmund noch nicht in Konstanz. Sobald er ankam und von Hussens Haft hörte, gab er sogleich Befehl, daß man ihn frei ließe. Doch der Pabst sammt den Kardinälen kehrte sich nicht an diesen Befehl. Bald war der Kaiser selbst mit Hussens Feinden einverstanden, denn sie hatten ihm erklärt, daß er nicht verbunden wäre, einem Ketzer Treu und Glauben zu halten. Da verwendeten sich die böhmischen Herren beim Kaiser für ihren geliebten Lehrer, aber es half wenig, ja sein Zustand wurde noch schlimmer, denn er wurde jetzt aus seinem erträglichen Gefängniß in ein stinkendes Loch geworfen, wo er krank wurde. Nun ließ man ihn wieder in ein besseres Gemach bringen, damit er nicht schlecht stürbe, und gab ihm Aerzte bei. Als Pabst Johannes aus Konstanz entfloh, verließen die päbstlichen Wächter Hussens Gefängniß. Jetzt hätte der Kaiser etwas für den Unglücklichen thun können, aber die Väter des Concils übergaben ihn dem Bischof von Konstanz, der ihn auf sein Schloß Gottlieben führen ließ. Dort wurde er in Fußbänder geschlossen, und des Nachts mit einem eisernen Armband an die Wand angelegt. Erst am 15. Juni 1415 ward er zum Verhör vor die Versammlung geführt. Beim ersten wie beim zweiten und den darnach folgenden Verhören zeigte Huß viel Scharfsinn und Geistesgegenwart. Er beharrte auf seinen Ansichten, aber es wurde wenig auf seine Gründe gehört. Neununddreißig Artikel, die sich theils wirklich, theils nur scheinbar in seinen Schriften vorfanden, wurden als ketzerisch oder irrig verdammt. Selbst der Kaiser wollte, daß Huß seine Lehre abschwören sollte, aber er weigerte sich, so lange man ihm nicht

nachweisen könne, daß seine Lehre einen Irrthum enthalte. Am 6. Juli fällte das Concilium über Johannes Huß das Urtheil: „Hussens Schriften sollen öffentlich verbrannt, er selbst aber als wahrer und offenbarer Ketzer, der seine von der Kirche verdammten Ketzereien öffentlich gelehrt habe, und durchaus nicht abschwören wolle, der priesterlichen Würde entsetzt und dem weltlichen Arm übergeben werden.“ Dieß Urtheil wurde am 8. Juli vollzogen. Zuerst wurde Huß seiner priesterlichen Würde entsetzt. Man zog ihm geistliche Kleider an, und dann wurden sie ihm unter mancherlei Ceremonien wieder abgenommen. Man gab ihm den Kelch in die Hand und riß ihn wieder aus derselben mit den Worten: „O du verfluchter Judas, welcher verlassen den Rath des Friedens und Rath gehalten mit den Juden! schau', wir nehmen von dir den Kelch, darin das Blut Christi behalten wird, zur Vergebung der Sünden.“ Huß aber sagte: „Ich habe die Hoffnung zu meinem Gott und Heiland, daß er den Kelch des Heils nicht von mir nimmt, daß ich ihn durch seine Hülfe heute in seinem Reich trinken werde.“ Zuletzt schnitten sie ihm die Haare ab und sprachen: „Das hl. Concilium erklärt diesen Menschen des Priesterthums verlustig, verstößt ihn aus der Kirche und übergibt ihn dem weltlichen Richter.“ Sie setzten ihm nun eine papierne halbellenlange Krone auf, auf welcher drei Teufel gemalt waren mit der Aufschrift: „das ist dem Erzketzer,“ und sprachen: „Wir befehlen deine Seele dem Teufel.“ Er aber sagte: „So befehl' ich sie meinem Herrn Jesu Christo.“ Nach diesem sprach der Kaiser zu Herzog Ludwig von der Pfalz: „Gehe hin und überantworte ihn dem Henker.“ Der Herzog entkleidete sich von seinem fürstlichen Ornate und

begleitete Hussen bis zu der Richtstätte, welche vor dem Thore lag, so gen Gottlieben führt. Als Huß zur Richtstätte ging, war er fröhlichen Muths. Unter dem Gehen ermahnte er das Volk, daß es ja nicht glauben sollte, er hätte wegen seiner Irrthümer diese Strafe sich zugezogen, indem Manches auf ihn gebracht worden wäre, was er nicht gelehret habe, Manches wäre aber noch gar nicht erwiesen, daß es falsch gewesen. Als Huß an den Ort kam, wo er verbrannt werden sollte, fiel er nieder auf seine Knie, faltete seine Hände und betete den 30. und 50. Psalm, besonders wiederholte er oft den Vers: „In deine Hände befehl' ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du getreuer Gott." Auf Befehl des Henkers stand er wieder auf, und fing wieder an zu beten mit lauter Stimme: „Herr Jesu, diesen schmählichen Tod will ich wegen deines heiligen Evangeliums und deines göttlichen Wortes willen ausstehen, du aber vergib meinen Feinden diese Missethat." Jetzt ging er fröhlich zu dem Pfahl, an den ihn die Henker mit sechs Stricken banden. Um den Hals legten sie ihm eine alte rostige Kette. Als er sie sah, sprach er: „Mein Herr Christus ist mit einer viel härtern Kette gebunden worden; warum wollte ich mich schämen, mit einer alten Kette gebunden zu werden!" Nun legte man Holz unter seine Füße: ehe aber die Henker es ansteckten, ritt zu ihm Herzog Ludwig und ermahnte ihn nochmals, seine Irrthümer zu widerrufen. Da rief Huß Gott zum Zeugen an, daß er dasjenige, was man ihm als Lehre zugeschrieben, nicht gelehret habe, sondern er habe Alles, was er gelehret, nur nach Gottes Wort eingerichtet. Nachdem er dieß gesprochen, zündeten die Henker das Holz an. Als Huß den Rauch sah, sang er deutlich:

„Christe, du Sohn Gottes, erbarme dich mein!" Die Flamme verhinderte seine Worte; man sah ihn nur nicken mit dem Haupte, so lange, als man ein Vaterunser betet, dann starb er, im 42. Jahre seines Lebens. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut, damit sie seine Anhänger nicht davon tragen und als ein Heiligthum verwahren möchten

Ein gleiches Schicksal traf später Hussens Freund, den gelehrten Hieronymus von Prag, der gleiche Ansichten mit ihm theilte. Drei Monate vor Hussens Verdammung und gegen dessen Rath kam auch er gen Konstanz und wurde vor die Versammlung gestellt. Doch zuletzt wirkte die Hinweisung auf Hussens martervollen Tod so sehr auf sein Gemüth, daß er seine Lehre gänzlich widerrief. Aber bald plagten ihn Gewissensbisse, und er bereute seinen Widerruf. Bei einem neuen Verhör ergoß er sich in Lobpreisungen über Wiklef und Huß, und erklärte öffentlich, daß er früher nur aus Furcht widerrufen, nun aber bereit sei, auf diese Lehre zu sterben, die er in seinem Herzen für wahr erkenne. Auf dieß wurde auch er zum Feuertod verdammt. Als der Henker den Scheiterhaufen von hinten anzünden wollte, rief ihm Hieronymus zu: „Bringe deine Fackel hieher, und verrichte dein Amt vor meinen Augen; hätte ich den Tod gefürchtet, so hätte ich ihn vermeiden können." Darauf legte er seine Kleider ab, betete, und starb, wie Poggio erzählt, wie einer aus der Schule der Weisen, eben so gelassen, wie Sokrates, der den Giftbecher trank.

Die Kirchenversammlung zu Konstanz glaubte jetzt ihre zweite Aufgabe gelöst zu haben; das Wichtigste, Herstellung der Kirchenzucht und Abschaffung zahlloser

Mißbräuche, war noch übrig. Aber gerade damit hatte es den schlechtesten Fortgang, obgleich der neue Pabst noch am Tage der Erwählung ermahnt worden war, die lang ersehnte Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern doch endlich vorzunehmen. Wer aber nichts dafür that, das war der Pabst. Zwar ließ er sieben Dekrete bekannt machen, die angeblich die verlangte Reformation enthielten, im Grund aber betrafen solche nur unbedeutende Dinge. Die wichtigsten Punkte wurden auf eine andere Kirchenversammlung verschoben, die nach fünf Jahren gehalten werden sollte. Am 23. April 1418 hob der Pabst die Kirchenversammlung auf, die eigentlich nichts für das Heil der Kirche gethan hatte. Er ließ durch den Kardinal Ubaldo ausrufen: „Ihr Herren, gehet im Frieden!" Er selbst machte den Anfang damit; am 15. Mai verließ er in großem Prunk die Stadt. Als er auszog, hielt der Kaiser den Zaum seines Rosses.

Auch der Kaiser bereitete sich nun zur Abreise, aber da gab es einige Schwierigkeit. Die Diener desselben hatten außerordentlich viele Schulden gemacht, darum wollten die Bürger selbe nicht ziehen lassen. Da erbot sich der Kaiser, dem Stadtrath durch Hinterlegung seines Silbergeschirrs für die Schulden seiner Diener Sicherheit zu leisten, und bis Michaelis nächsten Jahres das Pfand zu lösen. Der Stadtrath willigte nicht ein. Endlich brachte er es durch freundliche Worte bei der Bürgerschaft so weit, daß sie nicht einmal sein Silbergeschirr, sondern nur die reichgestickten und verbrämten Decken, Tapeten, Kissen und Polster, die er mitgebracht hatte, als Unterpfand verlangten. Der Kaiser zog jetzt ungehindert aus der Stadt, aber er hielt den Bürgern sein

Wort so wenig, als dem frommen Huß. Als man die Pfänder verkaufen wollte, war es nicht thunlich, da überall die kaiserlichen Wappen eingestickt waren; sie mußten unverkauft liegen bleiben, und viele Bürger geriethen darüber in Vermögensverfall.

Das war der erste Unfall, sagt der Chronist Reichenthal, der die Stadt von wegen des Conciliums betroffen — aber nicht der größte: das Concil hatte kein Glück und keinen Segen in seinem Gefolge. Viele Bürger waren während der Dauer der Kirchenversammlung durch den täglichen Gewinn und die Leichtigkeit des Erwerbs, durch die freieren Sitten und die Gewalt der Mode der vorherigen Lebensweise untreu geworden, und hatten sich dem Nichtsthun und Wohlleben ergeben.

Noch war das Leinwandgewerbe in der Stadt sehr blühend und weithin berühmt. Es wurde besonders nach Italien großer Handel mit Linnen (tele di Costanza) getrieben. Allein nach und nach nahm er ab, und 100 Jahre nach der Kirchenversammlung war er gänzlich verschwunden. Die zwischen den Geschlechtern und Zünften entstandenen Unruhen, der zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts besonders nachtheilig geführte Schwabenkrieg und die im sechzehnten Jahrhundert darauf erfolgte Religionsänderung der Stadt vollendeten den Ruin des Handels und des bürgerlichen Wohlstandes.

Im Jahre 1499 kam Kaiser Maximilian I. nach Konstanz, hielt einen feierlichen Reichstag und ermahnte das ganze Reich wider die Eidgenossen, die sich gegen die im Jahre 1496 zu Lindau entworfene Reichskammergerichtsordnung gesträubt hatten. Der schwäbische Bund eröffnete den Feldzug, aber gleich das erste Treffen mit den Schweizern bei St. Johann Höchst fiel für die

Schwaben unglücklich aus. Es blieben 5000 auf dem Platze. Nach diesem Sieg zogen die Eidgenossen bis auf eine Stunde von Konstanz, und nahmen eine feste Stellung im Schwaderloch, einem lichten Gehölz nahe bei Konstanz. Der kaiserliche Feldoberst, Graf Wolfgang von Fürstenberg, zog mit mehr als 10,000 Mann aus der Stadt gegen sie. Er nahm die Schanze der Feinde bei Triboltingen und Ermatingen, hieb die Besatzung in der Reichenau nieder, und zog mit reicher Beute zurück. Unterdeß hatten sich die Schweizer im Schwaderloch auf 1500 Mann verstärkt. Diese benutzten das ihnen günstige Terrain, die Engpässe des Waldes, so gegen die heimkehrenden Schwaben, daß sie ihnen gegenüber bald in einen Vortheil kamen. Das schwäbische Fußvolk mußte die Reiterei und das Geschütz zu Hülfe rufen, aber die Stücke waren mit Beute beladen und unbrauchbar geworden. Kühner drangen jetzt die Schweizer ein; da floh das Fußvolk, ihm folgten die Reiter und Alles floh Konstanz zu. Die Schweizer wurden Sieger; von den Schwaben kamen 2500 um, 15 Stücke und 2 Fähnlein fielen in die Hände der Eidgenossen.

Mittlerweile langte der Kaiser neuerdings am Bodensee an; er sammelte all' sein Volk an den Ufern um sich und schiffte hinüber gen Konstanz. Vielleicht um auf die in der Nähe gelagerten Eidgenossen einen Eindruck zu machen, stellte er Fußvolk und Reiterei in glänzender Schlachtordnung vor der Stadt auf. Da sandte der Feind von seinen Höhen herab eine Botschaft mit Friedensvorschlägen an den Kaiser: ein Thurgauer Mägdlein überbrachte sie. Als sie im kaiserlichen Vorzimmer stand, auf Antwort harrend, fragte einer der Trabanten:

„Was treiben die Schweizer da droben in ihrem Lager?“ „Sie erwarten euch,“ antwortete das Mägdlein. „Wie stark sind sie wohl?“ „Genug, um euch noch einmal zu schlagen.“ „Sprich auf der Stelle, wie viel sind ihrer?“ „Ihr hättet sie wohl zählen können, wenn ihr euch auf der Flucht vom Schwaderloch nur ein einziges Mal würdet umgesehen haben.“ „Haben denn die Leute auf dem Berg droben zu leben?“ „Freilich, sonst wären sie ja schon gestorben.“ — Aergerlich über diese Witze des Mägdleins, legte der Trabant die Hand an das Schwert, um ihr den Kopf zu spalten. Da lächelte das Mägdlein und sprach: „Mann, du bist mir ein rechter Held, der einem schwachen Mägdlein mit dem Schwert droht; warum stürmst du nicht lieber damit gegen die Schweizer? Gelt, da antwortet dir statt der Mädchenlippe die Eisenzunge des Mannes!“

Bald darnach verließ der Kaiser die Stadt und fuhr nach Lindau, nachdem er seinen Hauptleuten verstellte Angriffe auf die feindlichen Schanzen empfohlen hatte. Die Reiterei sandte er unter dem Grafen von Fürstenberg in das Basler Gebiet, um die Eidgenossen dort zu befehden. Aber es war auch bei diesem Zuge kein Glück. Der Graf von Fürstenberg fiel in einer blutigen Schlacht bei Dorneck mit 4000 Schwaben. Als der Kaiser diese Trauerkunde erhalten hatte, schiffte er wieder gen Konstanz, Willens, noch einmal die Eidgenossen anzugreifen. Den 13. Juli zog er mit dem Reichspanier und allem Volk prächtig aus der Stadt — einen ganzen Tag dauerte der Zug; aber man konnte im Kriegsrath über die Art des Angriffs nicht einig werden, bis der Tag um war; da zog Alles wieder in Einer Stunde in die Stadt hinein. Auf dieß ritt der Kaiser unmuthig zum andern

Thor hinaus und ging nach Freiburg. Als auch die andern Fürsten davon zogen, rückten die Eidgenossen vor die Stadt, und mähten ihr das Korn vor den Augen weg. Nun wurde ein Waffenstillstand geschlossen, aber erst am 22. September kam zu Basel ein Friede zu Stande, in Folge dessen Konstanz den Blutbann und das Landgericht im Thurgau an die Eidgenossen abtreten mußte. So hatte der Krieg geendet, der unsägliches Elend und solchen Mangel über die Seegegend brachte, daß an einzelnen Orten die Kinder mit dem Vieh auf die Weide getrieben wurden.

Im Jahre 1507 hielt Maximilian zu Konstanz wieder einen glänzenden Reichstag, der vier Monate dauerte. Auf diesem wurde unter Anderm das Reichskammergericht neuerdings aufgerichtet. Drei Jahre darauf besuchte er die Stadt zum letztenmal. Bei dieser Gelegenheit stellte er ihr jenen wichtigen Brief aus, in dem er ihr nicht nur alle früheren Privilegien bestätigte, sondern auch neue hinzufügte. Er versprach ihr nicht allein Zurückerstattung der Landesherrlichkeit im Thurgau, sondern schenkte ihr auch die hohen Gerichte von Petershausen bis Allenspach, den ganzen Gerichtsbann, der zwischen den zwei Seen gelegen, bis über die Landgrafschaft Nellenburg hinauf, sowie alle Jurisdiktion der Grafschaft Heiligenberg, und über das sogenannte Eichhorn. Diese Urkunde vom Jahre 1510 bestätigte Karl V. im Jahre 1521.

Mit der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts beginnt eine wichtige Epoche in der Geschichte der Stadt — es ist die Religionsänderung mit allen damit zusammenhängenden traurigen Ereignissen. Besonders in den Reichsstädten hatte die neue Lehre großen Beifall gefun-

den. Auch nach Konstanz kamen schon früh evangelische Prediger, die gerne gehört wurden. Umsonst wehrte der Bischof mit seiner Geistlichkeit dem Eindringen der neuen Lehre. Die Partei ihrer Anhänger wurde bald die überlegene bei der Bürgerschaft. Am thätigsten wirkte für die Sache der Reformation in seiner Vaterstadt Ambrosius Blarer, welcher im Kloster zu Alpirsbach Profeß gethan hatte. Im Jahre 1528 waren die Konstanzer schon so weit vorwärts geschritten, daß sie Messe und Bilder abschafften, und sich von der römischen Kirche lossagten. In Folge dessen verließ der Bischof mit seinem ganzen Domkapitel die Stadt und übersiedelte nach Ueberlingen. Im Jahre 1530 schickten die Konstanzer ihre Abgeordneten auf den Reichstag zu Augsburg, übergaben mit den Städten Straßburg, Memmingen und Lindau ihr besonderes Glaubensbekenntniß, und traten später zum schmalkaldischen Bunde.

Als Kaiser Karl V. das Interim einführte, und auch der Stadt Konstanz gebot, es anzunehmen, war sie die einzige Stadt, die sich hartnäckig weigerte. Während die meisten Städte in Folge der Drohungen vom schmalkaldischen Bund abfielen, hingen die Konstanzer treu an demselben. Erst als dieser durch den Verlust seiner Oberhäupter unthätig geworden, wandte sich auch Konstanz im Jahre 1548 flehentlich an den Kaiser, er möchte sie bei dem seit zwanzig Jahren bekannten Glauben lassen. Der Kaiser antwortete nicht, aber er schickte 3000 Mann spanisches Fußvolk und 4000 Mann Reiter unter dem Obristen Alfonso Vives der Stadt auf den Hals, die sollten des Kaisers Erklärung mit dem Schwerte bringen. Unversehens kam das feindliche Heer von Petershausen vor die Stadt. Die Einwohner, welche an keinen

Ueberfall dachten, wurden schnell in die Waffen gerufen, aber die Vorposten der Feinde drangen schon über den beinahe trockenen Graben herein, und erbrachen mit Ungestüm das Thor. Die Bürger leisteten den tapfersten Widerstand. Gleich im Anfang fiel Alfonso Vives, doch wurde der Feind Meister der Vorstadt. Lange und hartnäckig war der Kampf auf der Rheinbrücke; unter den Vordersten kämpfte ein kräftiger Metzger. Nachdem er mehrere Feinde getödtet, stürzten zwei Spanier auf ihn, unterliefen sein Schwert und suchten ihn zu Boden zu werfen. Da er sah, daß er ihnen unterliegen mußte, so faßte er beide zugleich um den Leib und stürzte sich mit ihnen über die Brücke. Bei solcher Todesmuthigkeit einzelner Bürger kamen die Feinde nicht zum Zweck, sie wichen wieder in die Vorstadt hinüber und zündeten die Brücke hinter sich an; 500 Todte ließen sie vor den Thoren der Stadt.

Der Kaiser, als er die Kunde von dem tapfern Widerstand der Konstanzer vernahm, sprach die Acht über den Rath und die Bürgerschaft der treulosen Stadt aus, und beschloß, an den Ungehorsamen die schrecklichste Rache zu nehmen. Solches ahnten die Bürger, als sie über die Folgen des blutigen Tags nachdachten. Rath- und Muthlosigkeit bemächtigte sich Aller. Da erhoben Diejenigen, die noch fest an der alten Lehre hielten, ihre Stimme, und forderten, daß man durch demüthige Unterwerfung größerem Unglück vorbeugen müsse. Dieser Vorschlag ging durch. Die Eidgenossen übernahmen es, bei dem Kaiser zu vermitteln. Als diese vor dem Kaiser erschienen, verlangte er unbedingte Unterwerfung. Dieser kaiserliche Bescheid versetzte alle Einwohner in die äußerste Bestürzung; man mußte das Schrecklichste ahnen,

denn noch lagen die Kaiserlichen auf dem Lande umher. Ambrosius Blarer mit seinen Amtsbrüdern und mehrere evangelisch gesinnte Bürger flohen aus der Stadt. Mittlerweile traten die in der Stadt mit dem römischen Könige Ferdinand in Unterhandlung, und erboten sich, die Stadt an das Erzhaus Oesterreich zu übergeben, unter der Bedingung, daß er des Kaisers Ungnade abwende. Dieß wurde vom Kaiser angenommen. Den 13. Oktober 1548 erschien Nikolaus von Pollweiler, ein Bevollmächtigter desselben, in der Stadt, und legte den Bürgern den Willen seines Herrn vor. Demzufolge sollten sich die Bürger von Konstanz als förmliche Unterthanen unter den Kaiser stellen, und geloben, Allem nachzukommen, was er der Religion halber verordnen würde. Diese Punkte wurden auch wirklich beschworen. Die Kasse der Stadt, ihr Geschütz und ihre Archive wurden dem Bevollmächtigten ausgeliefert, die Einwohner entwaffnet und die Güter der Entflohenen confiszirt. Nun verließen die übrigen Evangelischgesinnten, die meisten Rathsglieder sammt dem Reichsvogt Blarer die Stadt, um lieber arm, aber getreu ihrem Glauben im Ausland zu leben. Den 26. Januar 1549 schwor Rath und Bürgerschaft den förmlichen Huldigungseid in die Hand des Nikolaus von Pollweiler. So war die alte achtbare freie Reichsstadt in eine österreichische Landstadt verwandelt. Die Reichsacht wurde von ihr genommen, aber in Hinsicht auf Religion wieder Alles auf alten Fuß gesetzt. Der Bischof nahm im Jahre 1551 wieder seinen Wohnsitz in der Stadt.

Ueber diese Gewaltthat gegen die Stadt Konstanz erhoben die protestantischen Stände eine laute Klage; auch forderte das Reich die aus seiner Mitte gerissene

Stadt wieder zurück. Um letzteres zu beruhigen, versprach der Erzherzog, die Stadt bei ihren vom Reich erhaltenen Rechten zu schützen. Wirklich erhielt auch Konstanz im Jahre 1559 wieder das Recht, seine Bürgermeister selbst zu wählen. Im Jahre 1563 fuhr Kaiser Ferdinand unter dem Donner der Kanonen nach Konstanz, und ließ sich daselbst huldigen; er verweilte drei Tage in der Sadt und bestätigte ihre Freiheiten. Auch ward im Jahre 1567 ein österreichischer Landtag daselbst gehalten.

War die Zeit der Reformation eine verhängnißvolle für Konstanz gewesen, die Zeit des dreißigjährigen Kriegs berührte nicht minder schmerzlich die Stadt und ihre Umgebung. Als im Jahre 1632 die schwedischen Truppen in Oberschwaben eingedrungen waren, und sich immer mehr dem See zu zogen, hatten sich alle katholischen Bewohner der Seegegend nach Konstanz geflüchtet, das ein Meer voll Jammer und Elend war. Im Jahre 1633 rückte das schwedische Hauptcorps unter Gustav Horn über Stein am Rhein auf thurgauischem Boden heran. In Konstanz ahnte man nichts von der Ankunft der Schweden, bis man das feindliche Volk von den Mauern herab gewahr wurde. Die ganze Seite des Rheins bis gegen Gottlieben hatte der Feldmarschall besetzt. Von letzterm Orte, seinem Hauptquartier, aus, operirte er gegen die Stadt. Bald hatte er sie nach allen Seiten umschlossen, so daß sie nur von der Seeseite her frei war. Mittlerweile rüsteten sich die Konstanzer auf alle mögliche Weise, um dem Feind die Stirne zu bieten. Die Thore wurden verrammelt und die Wachen auf den Thürmen wohl versehen. Vom Kreuzlinger Thor an bis zum Rauenecker Thurm ward eine starke Brustwehr ge-

zogen. Alle Bewohner der Stadt, ohne Unterschied des Standes, Geschlechts und Alters, thaten bei dieser Arbeit Handreichung, und so eifrig, daß Manche die Nächte hindurch nicht aus den Kleidern kamen. Ueber die Stadt war Gouverneur der wackere Obrist Maximilian Willibald, Erbtruchseß von Waldburg; ihm war ein Regiment zu Fuß, nebst 400 Altringischen Knechten beigegeben. Während unter seiner Anordnung solche Thätigkeit in der Stadt herrschte, kamen von allen Gegenden des Sees Hülfstruppen herbei. Die ganze Schwabenseite suchte zu helfen, während die Schweizerorte mit den Schweden der Stadt allen Abbruch thaten. Bald hatten die Schweden den ganzen Obersee und kreuzten auf allen Seiten. Mit dem 18. September machten sie den ersten ernstlichen Angriff auf die Stadt: sie schossen eine Bresche in die Mauer. Die Einwohner antworteten in gleichem Ton von den Thürmen herab, und brachten dem Feinde manchen Schaden bei. Am 18. erschien ein schwedischer Trommelschläger vor den Stadtthoren, und forderte zur Uebergabe auf mit dem Anfügen, daß der Herr Feldmarschall entschlossen wäre, wofern sich die Stadt nicht gutwillig übergäbe, sie im Sturm zu nehmen, und das Kind im Mutterleib nicht zu verschonen. Die Bürger antworteten: es seien keine Kinder und Weiber in der Stadt, mit denen der Feind zu streiten habe, sondern tapfere Männer, drum mög der Herr Feldmarschall nur tapfer anheben. Der Feind ließ sich's nicht umsonst sagen. Dreimal, meist in der Nacht, stürmte er an verschiedenen Seiten, aber die Bürger hielten sich als Männer. Indeß erhielt die Stadt bedeutenden Sukkurs, darum waren alle Angriffe des Feinds umsonst, er fand überall einen wachsamen und beherzten Gegner. Der

blutigste Sturm war am 30. September; er dauerte von Abends 6 Uhr bis Morgens 6 Uhr ununterbrochen fort. Die Schweden ließen 800 Todte in den Gräben, die Konstanzer verloren 160. Noch ein Versuch wurde vom Feind gemacht, allein der brachte ihm selbst den größten Schaden. Als die Schweden anrückten, machten die Bürger einen Ausfall und schlugen sie zurück. Der Feind zog sich in's Kloster Kreuzlingen, die Bürger ihm nach, und vertrieben ihn auch von hier. Bald darauf verließ er die Gegend ganz. So wurde die Stadt frei von einer Belagerung, die vom 7. September bis 3. Oktober gedauert hatte. Am 4. Oktober wurde Gott dem Allmächtigen zu Lob und Dank in der Domkirche ein Te Deum gehalten.

Seit dieser Zeit wurde die Stadt wenig mehr von der Furie des Kriegs heimgesucht. Nur im österreichischen Successionskrieg im Jahre 1740 wurde sie von den Franzosen besetzt, und Bürgerschaft sowie Geistlichkeit mit harten Abgaben und Brandschatzungen belegt. Bis in's Jahr 1745 blieb diese 3000 Mann starke Besatzung zu Konstanz.

Im Jahre 1777 hatte die Stadt den letzten Besuch von einem Regenten aus habsburgischem Stamm: Kaiser Joseph II. kam auf seiner Rückreise von Paris hier an. Als er die Entvölkerung und Gewerbslosigkeit der einst so berühmten Stadt sah, ertheilte er einer Kolonie ausgewanderter Fabrikanten aus Genf ausgezeichnete Privilegien und ungehinderte Religionsübung, um durch sie dem Handel und Gewerb wieder Schwung zu geben. Diese an 250 Köpfe starke Kolonie theilte sich in Uhrmacher und Manufakturisten. Die letzteren errichteten unter Macaire de Lor und Trissier eine Indienne-

druckerei auf der Dominikaner-Insel, die sie vom Kaiser zum Geschenk erhalten hatten. Ein sprechender Beweis, wie das österreichische Kaiserhaus auf die Stadt Konstanz seine liebende Sorgfalt richtete. Das erkannten auch die Konstanzer, denn sie waren ihrem Regentenhaus durch dritthalbhundert Jahre hindurch mit herzlicher Treue ergeben. Diese Gesinnung erprobten sie besonders während des für ihre Stadt so verderblichen Feldzugs vom Jahre 1799. Als der französische General Oudinot in Verbindung mit dem helvetischen General Keller wiederholte Versuche machte, die Konstanzer zum Eintritt in die schweizerische Republik zu veranlassen, und diese Aufforderung mit Versprechungen und Drohungen begleitete, da erklärten sie fest und bestimmt, daß sie sich nie entschließen werden, jene Bande eigenmächtig zu zerreißen, welche sie mittelst des Eides der Treue an das Haus Oesterreich knüpfen. Aber der Friede von Preßburg hat diese Bande gebrochen. Doch fiel das Loos der Stadt Konstanz auf das Lieblichste, indem sie der milden und weisen Regierung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden überlassen wurde. Den 12. Jan. 1806 wurde die Stadt von seinem Bevollmächtigten in Besitz genommen.

Die neueste Geschichte der Stadt ist noch in zu neuem und schmerzlichem Andenken, als daß es nöthig wäre, sie hier darzustellen; sie muß dem Urtheil der Nachwelt verfallen. Vorderhand breiten wir lieber den Schleier der Vergessenheit darüber, wie über alle jene Ereignisse der Jahre 1848 und 1849, wovon besonders dieser Winkel des Bodensees Zeuge gewesen.

Wir gehen zu den Merkwürdigkeiten der Stadt über, an denen sie reicher ist, als alle Städte am Bodensee.

1) Die Domkirche, die größte Kirche am ganzen Bodensee, wurde zuerst von den schwäbischen Benediktinern gegründet, als sie aber baufällig wurde, erbaute Bischof Rumald im Jahre 1052 mit Ablaßgeldern an ihrer Stelle eine neue. Sie wurde im Jahre 1056 vollendet, und der heiligen Jungfrau geweiht. Die Kirche ist in gothischem Styl in Form eines Kreuzes erbaut. Im Innern zeichnen sich 16 große Säulen aus, die das Gewölbe tragen, und deren jede 30 Fuß hoch, 3 Fuß dick, aus freiem Stein gehauen ist. Die gegen Abend an der Kirche befindlichen beiden Thürme, sowie der kleinere in ihrer Mitte, welcher die Wohnung des Feuerwächters enthält, waren ursprünglich viel größer, oder bildeten vielmehr einen größeren Thurm mit 3 Spitzen. Den 21. Oktober 1511 zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags kam im mittleren Thurm Feuer aus, welches die Zierde der Domkirche verzehrte. Die Veranlassung dazu gaben ein Dachdecker und ein Zinngießer. Der eine machte im mittleren Stockwerk Hobelspäne, der andere hatte an dem mit Blei bedeckten Thurm zu löthen. Dem letzteren entfiel der Löthkolben in den untern Stock; er entzündete die Hobelspäne, und bald stand der mittlere Thurm bis zur Kuppel in Flammen. In Kurzem waren auch die beiden Nebenthürme von den Flammen ergriffen. Nach zwei Stunden war das Feuer so groß, daß die Glocken herabfielen; von den mit Blei bedeckten Helmen aber schmolz das Blei und lief herab, als ob es regnete. Unter den zerschmolzenen 10 Glocken war eine 353, eine andere 140 und eine dritte 110 Centner schwer. Ein Bach von geschmolzenem Metall floß die Fischmarktgasse hinab bis in den See. Aus dem gesammelten Metall wurde das auf dem Münsterhof stehende Muttergottes-

bild gegossen. — Auf der Altane des Thurmes genießt man die köstlichste Aussicht über den Ober- und Untersee, sowie ihre näheren und ferneren Ufer. — Sehenswerthe Gegenstände in der Domkirche sind: Der Haupteingang zwischen den Thürmen. Er bildet eine Vorhalle mit einem Portal, auf dem die Leidensgeschichte des Heilandes in zwanzig kunstreichen Darstellungen in erhabener Arbeit aus Eichenholz geschnitzt. Ueber je einem Thorflügel befinden sich zwei größere Brustbilder mit der Unterschrift: Symon Bainder artifex me fecit anno Christi millesimo CCCCLXX. — Das Innere des Doms besteht aus einem Mittel- und zwei Seitenschiffen, längs welchen sich zu beiden Seiten durch Gitter abgeschlossene Altäre hinziehen, unter denen einige vortreffliche Gemälde enthalten, wie z. B. an der linken Seite der Nepomukaltar. Der Hochaltar, welcher aus vergoldetem Silber besteht, hat ein sehr mittelmäßiges Altarbild; desto mehr imponiren über dem Altarbild die vier großen silbernen Statuen des heiligen Pelagius, Konrad, Konstantin und der heiligen Helene. Der linke Nebenaltar zeigt zwei in der Wand angebrachte Bildhauerarbeiten, deren größere die sterbende Maria, umgeben von den zwölf Aposteln, darstellt. Dicht dabei die Grabmäler des Wolfgang Jakob von Bernhausen, sowie des Domherrn Friedrich Soler von Richtenhofen. — Die Schatzkammer in einem Nebengewölbe enthält in verschlossenen Wandschränken große Kostbarkeiten: im ersten das Haupt des Johannes, ein gutes altes Gemälde, nebst silbernen Leuchtern; im zweiten die silbernen Statuen des hl. Konrad und Pelagius; im dritten zwei Crucifixe und zwölf Altarleuchter von Silber, goldene Kelche und kostbare Monstranzen;

im vierten die hl. Jungfrau von Silber, mit dem Postament fünf Fuß hoch; im fünften verschiedene Reliquien in Gold, Silber und Perlen eingefaßt; im sechsten den hl. Nepomuk in halber Lebensgröße aus Gold und Silber. Außerdem befinden sich in der Schatzkammer sehr große und kostbare neue Monstranzen aus Gold und Silber, welche meist in Augsburg verfertigt worden, sowie einige Kirchenbücher auf Pergament mit alten und kunstvollen Miniaturen, für den Bischof Hugo von Landenberg geschrieben. — In der oberen alten Sakristei ist ein merkwürdiges Wandgemälde, Christus am Kreuze darstellend, wohl eines der ältesten dieser Art; in der unteren Sakristei ein schätzbares Altarbild aus Albrecht Dürers Zeit, vielleicht von ihm selbst. — Unter den Kapellen an der Kirche zeichnet sich die des hl. Konrad aus, wo dessen Leichnam ruhen soll. An diese stößt eine unterirdische Kapelle (Krypta), welche auf kurzen Säulen ruht, deren jede ein eignes Kapitäl hat; sie mag wohl noch aus Bischof Rumalds Zeit herrühren. In der Grabkapelle ist ein hl. Grab, welches ganz nach dem Muster des hl. Grabes zu Jerusalem gebaut worden sein soll. Hier ist auch der berühmte Marmorstein aus der Römerzeit aufgestellt. Die fast unlesbare Schrift lautet:

IMP. CAES. G. AVRE. VAL. DIOCLETIAN.
SAR. MAX. PERS. MAX. TRIB. POT. XI. IMP.
IMP. CAES. M. AVR. VAL. MAXIMIAN.
MAX. PERS. MAX. TRIB. POT. X. IMP. VIII. COS.

NVAL. CONSTANTIVS. ET. GAL. VAL. M.
CAESS. MVRVM. VITVDVRENSEM. A. S.
CVRIO. AVRELIO. PROCVLO. V. C. PR. —

In den Nebenhallen und im Innern der Kirche finden sich mehrere Grabmäler berühmter Männer. In einer Seitenkapelle der Kirche das Grabmal des Bischofs Otto IV. von Sonnenberg; in der Margarethakapelle das Grabmal Bischofs Otto III., eines Markgrafen von Hochberg (über letzterem ein sehr altes Glasgemälde mit den Aposteln); das Grabmal des Bischofs Burkhard von Randegg in der rechten Chorseite; das der beiden Bischöfe Burkhard und Heinrich von Höwen. Die genannten Grabmäler alle gehören noch in die Mitte und das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. In der Domkirche liegt auch der unglückliche Herzog Ernst von Schwaben begraben; doch läßt sich seine Grabstätte nimmer nachweisen. — An der Domkirche befindet sich ein schöner gothischer Saal, der durch die darin aufgestellten Gegenstände merkwürdig geworden. Herr Johann Nicolaus Vincent aus Italien hat eine schätzbare Sammlung von Antiquitäten und naturhistorischen Gegenständen veranstaltet, welche er mit Vergnügen jedem Natur- und Alterthumsfreunde vorzeigt. Wir finden in dieser Sammlung Glasgemälde vom Jahre 1492—1560, meist biblische Darstellungen; auch viele wunderschön gemalte Wappen mit kleineren Gemälden. Unter den naturhistorischen Gegenständen verdient besondere Beachtung ein ausgezeichnetes Mineralienkabinet. Es finden sich darin die herrlichsten Petrefakten, z. B. Ammonshörner von ungewöhnlicher Größe, inwendig mit den herrlichsten Krystallisationen; Marmorarten von allen Farben in schön geschliffenen Stücken; Metalle von allen Schweizergebirgen, besonders Gold vom Monte Rosa, den Herr Vincent mit seinem Bruder Anton zum ersten Mal bestiegen. Ueberhaupt ist diese Sammlung eine in

jeder Beziehung reiche zu nennen, und kein Fremder möge die Stadt verlassen, ohne dieselbe besichtigt zu haben. Dabei ist die Art der Aufstellung der genannten Gegenstände äußerst geschmackvoll.

2) Die Stephanskirche, zweite Pfarrkirche, früher dem hl. Nikolaus geweiht, bestand schon im Anfang des siebenten Jahrhunderts. Später wurde sie die Kirche des Kollegiatstiftes, welches Bischof Salomo I. im Jahre 839 stiftete. Bischof Theodorich liegt darin begraben. Es finden sich in derselben mehrere gute Arbeiten des berühmten Bildhauers Hans Moring, der von 1560—1612 zu Konstanz lebte. 3) Die Spitalpfarrkirche, dritte Pfarrkirche, war einst die Kirche des Augustinerklosters, welches Bischof Eberhard II. Truchseß von Waldburg im Jahre 1268 stiftete. Sie heißt die Spitalkirche, weil das Spital der Stadt in das verlassene Kloster eingenommen wurde. 4) Das Rathhaus, von Wasser umgeben, aus dem fünfzehnten Jahrhundert, im Jahre 1735 erneuert. 5) Das Kaufhaus, im Jahre 1388 erbaut und zur Zeit der Kirchenversammlung zum Conclave, aber nie bei Sitzungen verwendet. Ueber dem Portal ist die Schrift auf Stein: „Dis ist daz Hus dez Frids und Verainigung, die mit der hailigen katholischen Kirchen, in dem die unraine Yrung drier Baebsten usgerüt, und ainigkeit christlicher Gaistlichkait durch die hailigen Erwehlung Babst Martinis des fünften befestiget ist. Anno Dj. MCCCCXVII." Hier sind mehrere interessante Antiquitäten aufgestellt, welche jeder Fremde gegen Erlegung einer Kleinigkeit besehen kann. Man findet daselbst Alterthümer aus der Zeit des Conciliums, welche sich meist auf Johannes Huß beziehen. Das Merkwürdigste in dieser Beziehung sind wohl die Ueber-

reste des Gefängnisses aus dem Dominikanerkloster, in dem Huß vor seiner Hinrichtung gefangen saß. Außerdem finden sich hier einige alte Schilde, sowie eine Sammlung alter Bildhauerarbeiten in Elfenbein, Marmor und Holz, schöne gemalte Fensterscheiben und mehrere alte Oelgemälde auf Holz. Unter den Alterthümern aus frühester Zeit sind bemerkenswerth alte Götzenbilder von Stein und Metall, vor Allem aber eine große Begräbnißurne, wohl aus germanischer Zeit, die bei Singen, am Fuße des Hohentwieler Berges, ausgegraben wurde. 6) Das Haus in der Paulsstraße, nahe beim Schnetzthor, mit dem Brustbilde des Johannes Huß, zweifelsohne dasjenige, in welchem er vom 3.—28. November 1414 wohnte. 7) Das Leo'sche Kaffeehaus auf dem oberen Markt, mit der Inschrift: „Curia pacis Constantiae Anno MCLXXXIII.“, und das sogenannte Bommer'sche Haus, mit der Inschrift: „Der Friedenshof des Jahrs 1183.“ Beide Häuser bildeten ehemals ein Gebäude, in dem Friedrich I. mit den Lombarden Friede schloß, und sind erst seit Kurzem wieder in einer Hand, der des Hrn. Kaffetier Leo, vereinigt. 8) Die Stadtkanzlei, eines der schönsten Gebäude der Stadt, besonders durch seine Bauart merkwürdig. Hier ist die bekannte Chronik des Ulrich von Reichenthal über die Kirchenversammlung, Papierhandschrift in Folio mit etwa 150 Gemälden, zu sehen. 9) Das hohe Haus, welches im Jahre 1293 Albrecht von Klingenberg, Bischof Heinrichs Bruder, aus Stein erbaute. 10) Das ehemalige Dominikanerkloster, jetzt Indiennefabrik von Macaire, hat eine schöne alte Kirche und Kreuzgangkapelle. In dem Sankristeigange die Grabschrift des byzantinischen Philologen Emanuel Chry-

soloras, der im Jahre 1415 auf dem Concilium starb. 11) Das Museum, Versammlungsort der zahlreichsten geschlossenen Gesellschaft von Konstanz, an der Stelle der vor ungefähr achtzehn Jahren abgebrochenen alten Pfalz aufgebaut, ein elegantes, ziemlich umfangreiches Gebäude mit hübschen Gartenanlagen. 12) In der Schreibergasse, bei der sogenannten Niederburg, ist das Haus Bischof Konrads des Heiligen. Inschrift: Domus S. Conradi. 13) Die ganz bedeckte hölzerne Rheinbrücke, mit steinernen Pfeilern, von Graf Mangold von Rohrdorf im zwölften Jahrhundert erbaut; sie wurde in den Jahren 1449 und 1675 zerstört, und im Jahre 1802 wieder hergestellt. Eine sehenswerthe Mahl- und Sägmühle lehnt sich an diese Brücke. Schon im Jahre 1427 stand eine Mühle an ihrer Stelle. 14) Das Haus zur Katz, ein uraltes, aus ungeheuren Quadern gebautes Haus, einst Zunfthaus der Ritterschaft. In demselben befindet sich noch ein schöner gothischer Saal mit hohen Bogenfenstern. Das Haus ist jetzt im Besitz des Lithographen und Kunsthändlers Pecht. 15) Das große Armenspital in dem aufgehobenen Augustinerkloster. Den ersten Grund dazu legte Bischof Konrad I. (im Jahre 976). Er erbaute ein Haus für fremde Kranke und arme Reisende, und versah es mit Einkünften. Um's Jahr 1220 wurde es von den Edlen Heinrich Binzenhofer und Ulrich Blarer erneuert und reich beschenkt. Seit 1809 sind mehrere milde Stiftungen damit vereint; hundert Arme werden darin verpflegt und jährlich 6250 fl. an Dürftige vertheilt. In der Spitalkirche ist ein sehr schönes Gemälde von Marie Ellenrieder, „Jesus der Kinderfreund.“ 16) Die St. Magdalenen-Stiftung, das sogenannte Spitäle, im Jahre 1299

von Bischof Heinrich von Klingenberg ursprünglich für kranke oder alterschwache Diener des Domkapitels gestiftet. Ferner die Armenbüchse, von Franz von Blank im Jahre 1792, und die Chorherr Sturm'sche Stiftung, im Jahre 1813 gegründet. 17) Das Lyceum, ursprünglich von der Ritterschaft des Kantons Algau gestiftet. Ehemals waren die Lehrer an diesem Lyceum die Mitglieder des Jesuitenkollegiums zu Konstanz. Außer dieser Lehranstalt sind noch Elementarschulen, sowie weibliche Lehr- und Arbeitsinstitute vorhanden. 18) Bibliotheken. a) Die des Lyceums wurde aus der früheren Jesuitenbibliothek gebildet; sie zählt etliche 1000 Bände, auch einige Handschriften, worunter eine ausgezeichnete Biblia pauperum aus dem dreizehnten Jahrhundert auf feinem Pergament mit hübschen Miniaturen. An der pergamentnen Handschrift eines Klassikers ist ein interessanter Katalog angehängt, welcher Werke benennt, die in der älteren Bibliothek vorhanden waren. b) Die Stadtbibliothek besitzt acht Folianten der Konstanzer Chronik von Chr. Schultheiß aus dem sechzehnten Jahrhundert, eine Reformationsgeschichte der Stadt Konstanz von J. Vögeli, sowie die Chroniken von Zündeli, Gregor Mangold und Merken, und eine alte deutsche Gesetzsammlung von Andreas Frauenlob auf Pergament, aus dem fünfzehnten Jahrhundert. 19) Oeffentliche Kunstsammlungen hat die Stadt keine, dagegen finden wir bei dem edlen Freiherrn von Wessenberg, dem erleuchteten Gelehrten und Dichter, eine reiche Sammlung von Gemälden und Kupferstichen. Besonders aber lenken wir die Aufmerksamkeit auf das Atelier der Hofmalerin Fräulein Ellenrieder, welches mit zuvor-

kommender Güte allen Freunden der Kunst geöffnet wird. Viel des Trefflichen ist hier zu sehen. Auf die in der Sammlung des Hrn. J. N. Vincent und im Kaufhause aufgestellten Gemälde und Kunstgegenstände ist bereits oben S. 105 ff. aufmerksam gemacht. 20) Der neugebaute Hafen mit schönem Leuchtthurm. Hier hat man eine herrliche Aussicht.

Gasthöfe: Adler, goldner Hecht, badischer Hof, Krone, Kreuz, Steinbock.

Wenn je eine Stadt reich ist an lieblichen Umgebungen, so ist es die Stadt Konstanz; nach allen Seiten hinaus lassen sich die angenehmsten Spaziergänge und Ausflüge machen. Wir nennen die nächsten bei der Stadt: 1) Der **Fürstenberg,** auf einem Hügel, eine halbe Stunde von der Stadt über dem Rhein gelegen, mit schöner Aussicht in das nahe Thurgau, und sehr guter Wirthschaft. 2) Das sogenannte **Gütle.** 3) Das **Käntle,** ein Wirthshaus am jenseitigen Ufer des Sees (liebliche Partie zu Wasser). 4) Der **Jakob,** Wirthschaft am Ende der Landzunge, mit prachtvoller Aussicht. 5) Der **Salzberg,** schönes Landgut des Lithographen und Kunsthändlers Pecht, mit hübsch eingerichteter Gartenwohnung. Die großartigste Aussicht in der Nähe von Konstanz findet man auf dem neuen Kirchhofe von Allmannsdorf, eine Stunde von der Stadt. Sehr liebliche Ausflüge auf der Schweizerseite sind der **Beßmer** und die **Seeburg.** Als weitere hübsche Punkte nennen wir Hard, Loretto, dann Gottlieben, Schloß Castel, Kreuzlingen ꝛc., deren nähere Beschreibung gehörigen Ortes gegeben ist. Einer der schönsten, wenn auch entfernteren Ausflüge, ist der auf die Insel Reichenau, zu der wir zu Wasser, seit Kurzem aber auch zu jeder Zeit auf einer schmalen Faschinenstraße zu Land gelangen. Doch zuvor besuchen

wir die interessante Vorstadt von Konstanz, die nun aufgehobene Reichsabtei Benediktinerordens

Petershausen,

Petri domus, welche unmittelbar über der Rheinbrücke liegt.

Als Stifter des Klosters wird Gebhard II., Bischof von Konstanz, genannt, der ein Sohn des Grafen Ulrich von Bregenz war. Noch als Domherr vertauschte er an das Kloster Reichenau, seine Güter zu Zurzach gegen den Boden, auf dem er sein Kloster gründete. Damals war dieser Ort unbewohnt und feucht gelegen wie ein Sumpfgrund. Im Jahre 983 legte Gebhard den Grund zu der Klosterkirche. Er leitete in eigner Person den Bau und ließ unter jeden Eckstein ein Goldstück legen. Im Jahre 992 wurde der Bau vollendet; Gebhard weihte die Kirche zu Ehren des hl. Gregors. In eigner Person reiste er nach Rom, um die Gebeine dieses Kirchenpatrons zu holen, die er auch wirklich von Pabst Johannes XV. zum Geschenk erhielt. Reich war die Ausstattung, welche Gebhard seiner neuen Stiftung zukommen ließ: er übergab ihr alle seine väterlichen Besitzungen. Zu dieser Begabung kamen bald noch viele andere, besonders gab die Herzogin Hadewig, auf der Burg Hohentwiel, eine Verwandte des Stifters, dem Kloster bedeutende Güter. Auch Adilhard, Oheim des Stifters, schenkte mehrere Orte. Das erste Privilegium erhielt Petershausen von Pabst Johannes XV. im Jahre 989. Diesem folgten noch mehrere von Kaisern und Päbsten. Die Grundlage der Privilegien des Gotteshauses ist in Folgendem enthalten: „Das Gotteshaus hat keinen Dienst, keinen Tribut, keinen Zins, keine Sen-

dung, noch irgend eine Dienstleistung überhaupt, weder dem römischen Pabst noch Kaiser, nicht einmal dem Bischof zu Konstanz, auch keiner andern Person, welcher Gewalt oder Würde sie auch sein möge, außer allein Gott zu leisten." Das Kloster Einsiedeln in der Schweiz schickte die ersten Mönche in das Kloster. Der erste Abt, oder vielmehr nur Verweser an des Stifters Stelle, hieß Bezelin. Er starb im Todesjahr des Stifters. Diesem Abt folgten noch dreiundfünfzig im Amte. Unter Meginward, dem elften Abt, wählten viele Edle der Umgegend ihr Begräbniß zu Petershausen und machten bedeutende Stiftungen. Gegen das Ende des elften Jahrhunderts schien der religiöse Eifer der Mönche zu Petershausen bedeutend abzunehmen. Da wandte sich Gebhard III., Bischof von Konstanz, an den Abt Wilhelm zu Hirsau, mit der Bitte, er möchte aus seinem Konvent Mönche nach Petershausen senden, um das Kloster wieder in bessere Ordnung zu bringen. Hirsau war damals unter den Klöstern des Schwabenlandes durch seine Disziplin ausgezeichnet. Abt Wilhelm schickte eine Anzahl frommer Mönche in das ungeordnete Petershausen; er sandte auch einen Abt aus seinem Kloster, den Theodorich, einen Mann, ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, der dem Gotteshause jetzt dieselbe Disziplin gab, wodurch sich Hirsau auszeichnete. Es nahm so sehr zu, daß es bald an neunzig Mönche zählte. Unter diesem Abt erlitt das Kloster durch Plünderung und Verheerung von Graf Heinrich von Heiligenberg empfindlichen Schaden. Im Jahre 1158 brannte es ganz ab, bis auf die Sakristei und Bücherkammer. Chorknaben waren im Schlafsaal der Brüder unvorsichtig mit dem Feuer umgegangen. Der damalige Abt Kon-

rad I. schritt sogleich wieder zum Aufbau, den die Brüder theils durch eigenes Handanlegen, theils durch Kollekten bei Armen und Reichen kräftig förderten. Auch andere Klöster, wie Hirsau, Zwiefalten, St. Peter trugen ihr Scherflein bei. Ein Wald bei Bregenz lieferte das Holz, das man auf fünfzig Schiffen herbeiführte. Im Jahre 1162 wurde der Grundstein zur Kirche gelegt, deren Vollendung Abt Konrad nimmer erlebte. Abt Heinrich I. vollendete den Bau der Kirche. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert suchen die Aebte durch Erwerbungen und Tausche den Wohlstand des Klosters auf jegliche Weise zu mehren. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erwarb sich Abt Johannes III. besonders viel Verdienste um dasselbe; er führte verschiedene Gebäude auf und hinterließ das Kloster sehr bereichert. Aber in den Jahren 1489 und 1495 gerieth das Kloster in solche Noth, daß die Mönche auf einige Zeit auswandern mußten. Als die Konstanzer im Jahre 1528 die neue Lehre auch in Petershausen einführen wollten, mußte Abt Gebhard III. die Flucht ergreifen. Nach zwanzig Jahren aus seinem Exil zurückkehrend, fand er das Kloster verwüstet; 1549 mußten jedoch die von Konstanz allen Schaden vergüten; die Klostergebäude wurden neu aufgeführt, und die Mönche wieder einberufen. Mit dem Jahr 1595 wurde das Kloster zum hl. Georg zu Stein mit allen dazu gehörigen Orten auf ewig dem Kloster einverleibt. Der dreiundfünfzigste Abt Georg Strobel, von Pfullendorf, baute das ganze Konvent neu auf, und der letzte Abt, Joseph Keller, vollendete das schon angefangene Oekonomiegebäude. Er starb nach vielen Leiden, welche er und sein Stift in den französischen Kriegen auszustehen hatten, im Jahre 1808.

Das Kloster Petershausen gehörte zu den reichsunmittelbaren Stiftern. Der Abt hatte bei dem Reichstag Sitz und Stimme auf der Prälatenbank; 700 Menschen standen unter seiner Hoheit. Das Wappen des Stifts war ein silberner Schlüssel im blauen Feld und ein blauer Fisch in silbernem Feld. Durch die Säkularisation fiel das Kloster als Entschädigung an die Markgrafen von Baden, welche es im Jahre 1803 aufhoben und die Mönche pensionirten. Das Klostergebäude wurde in eine Kaserne verwandelt und die schöne Kirche aus uralter Zeit niedergerissen. Besonders merkwürdig war das Portal der letztern, welches in einer treuen Zeichnung des Malers Hug uns erhalten worden. Ueber demselben im Bogen ist der triumphirende Heiland zwischen zwei Engeln, unter ihm die zwölf Apostel; zu beiden Seiten der Thüre die Statuen des Kirchenpatrons Gregor und des Stifters Gebhard, und je drei Basrelief von Sandstein, welche sich wohl auf die Geschichte des hl. Gebhard beziehen und mit dem Portal selbst etwa aus dem Jahr 1171 stammen.

Wenn man auf dem von Petershausen aus am See hinführenden Wege bleibt, ohne sich rechts zu wenden, kommt man in eine Vizinalstraße, welche auf die Reichenau führt. Bei der sogenannten **Chindlibildkapelle** führt der Weg in den See, der zur Sommerszeit oft so seicht wird, daß man trocknen Fußes hinübergehen kann. Zu andern Zeiten ist ein Fährmann da, der uns nach kurzer Fahrt und sanftem Ruderschlag auf die Insel

Reichenau,

das kleine gelobte Land, hinüberbringt.

Mitten aus den Fluthen des lieblichen Untersees steigt ein Eiland hervor, das mit allem Recht den Namen Reichenau (Augia dives) führt, denn es ist fürwahr eine reiche Aue, die Alles darbietet, was man nur wünschen kann. In ihren Ueberfluß hat sich eine Menge glücklicher Sterblicher getheilt, die zwischen Rebenhügeln, Wiesen und Obstgärten nach allen Seiten hinlaufende Wege angelegt, Gärten und Felder umzäunt und abgetheilt, und unzählige Hütten über die Insel ausgestreut haben, in welche Jeder einheimst, was zur Nothdurft und Lust des Lebens genug ist.

Will man die Reichenau in ihrer ganzen Herrlichkeit betrachten, so besteige man den erhabensten Punkt der Insel, die sogenannte **Hohenwart,** auf welcher einer der edelsten Bewohner der Insel, Herr Hofrath v. Seyfried, ein Belvedere errichtet hat, das sich mitten aus Rebgärten erhebt, und jedem Besucher der Insel freundlich geöffnet wird. Durch die Aufstellung eines Frauenhofer'schen Tubus von bedeutender Größe ist dafür gesorgt, daß man auch die entferntere, weitgedehnte Umgebung in ihrer ganzen Lieblichkeit betrachten kann. Wir lassen dem Besucher der Insel sich selbst das herrliche Gemälde vorführen, was wir in diesen Blättern nur unvollkommen geben könnten; denn auch hier heißt es im wahrsten Sinne: die Natur kann nicht beschrieben, nicht gemalt werden; ihre Pracht muß mit den Augen gesehen und mit dem Herzen empfunden werden. Herr v. Seyfried, welcher durch Errichtung seines Belvederes die Freunde der Natur so sehr sich verpflichtet, hat sich auch in andrer Beziehung große Verdienste um die Insel erworben, indem er, sowie Herr Kaufmann

Teichmann aus Ulm, nach Kräften für die Veredlung des dasigen Weinbaus gewirkt.

Später, als an manchen Orten am See, erst im neunten Jahrhundert, wurde auf der Reichenau Wein gebaut, aber seit dieser Zeit kommen Weinberge oft in den Urkunden vor, und selten wird ein Jahrstag gestiftet, an dem nicht den Konventualen ein ordentlicher Trunk ausgesetzt ist. Bis auf die neuere Zeit galt für den besten der Insel der sogenannte Schlaitheimer, den die Keller von Schlaitheim, Erbschenken der Reichenau, aus den unteren Rheingegenden, namentlich vom Johannisberge, hieher verpflanzt haben sollen. Diesen edlen Rebensorten stehen an Güte keineswegs diejenigen nach, welche Herr v. Seyfried auf der Insel heimisch gemacht, denn wir finden sogar spanische Trauben, nahe bei seinem schönen Landhause, die fortkommen und gedeihen.

Der Weinbau ist auch jetzt noch, wie in früherer Zeit, neben der Viehzucht, ein Hauptnahrungszweig der Inselbewohner, die im Ganzen 354 bad. Jauchert Ackerfeld, 353 Jauchert Wiesen, 496 Jauchert Weinberge und 59 Jauchert Weideplätze besitzen, und in drei besondere Gemeinden eingetheilt sind, nämlich: 1) **Oberzell** mit 330 Seelen; 2) **Mittelzell,** das eigentliche Kloster, mit etwa 1000 Seelen und mehreren Gasthöfen, unter denen die Krone mit Recht zu empfehlen ist; 3) **Unterzell** mit 150 Seelen.

Mit dem achten Jahrhundert erhalten wir die erste urkundliche Nachricht von der Reichenau. Sie ist im Besitz eines austrasischen Landvogts, Namens Sintlas, der auf der nahen Burg Sandegg wohnte; von ihm hatte die Insel ursprünglich den Namen Sintlas-Au.

Durch diesen Sintlas wurde der fromme Bischof Pirminius veranlaßt, auf der noch öden und wüsten Insel, einem Aufenthalt der Eidechsen und Schlangen, eine geistliche Niederlassung zu gründen. Von vierzig seiner Brüder unterstützt, machte sich Pirminius an das fromme Werk: die Wildniß wurde durch Ausreuten der Gesträuche und Hecken in einen sonnigen Platz mit milder Luft, in einen bequemen Wohnort umgeschaffen, und in Kurzem erhob sich durch den Fleiß des hl. Mannes und seiner Brüder ein Kloster, Anfangs noch klein von Umfang, das aber bald die Zierde der ganzen Gegend werden sollte. Der Stiftungsbrief wurde vom fränkischen König Karl Martell den 25. April 724 ausgestellt. Ungewöhnlicher Segen begleitete die Stiftung. Könige und Kaiser, aber auch andere minder begüterte andächtige Leute suchten zu ihrem Seelenheil den Wohlstand des Klosters zu mehren. So kam es, daß die Reichenau in den ersten Jahrhunderten ihrer Stiftung das begütertste Kloster in ganz Alemannien war, und mit Recht ihren Namen, reiche Aue, führte. Die Besitzungen derselben waren so ausgebreitet, daß noch die Sage geht, wenn der Abt der Reichenau gen Rom reiste, habe er jede Nacht auf eignem Grund und Boden übernachten können. 125 Orte gehörten dem Kloster, und es war dadurch eine Menge Vasallen ihm verpflichtet. Wenn die Zahl der letztern auch nicht 300 betrug, wie ein Chronist behauptet, so waren es doch 4 Erzherzoge von Oesterreich, 20 Pfalzgrafen und Markgrafen, 23 Grafen und 28 Freiherren und Ritter, die von dem Kloster Lehen trugen. Kaiser, Könige und Päbste suchten die Reichenau heim, und waren keine solche Besuche auf der Insel, so befanden sich stets Botschafter von Königen und

Fürsten daselbst. Der Palast des Abts, welcher bald die fürstliche Würde erhielt, stellte schon früh das Bild eines glänzenden Hofes dar. Wenn der Abt der Reichenau große Tafel hielt, — und das mag oft geschehen sein, besonders, wenn fürstliche Besuche das Kloster beehrten, — da kredenzte der Ritter vom nahen Salenstein, als Schenke der Au, seinem geistlichen Lehensherrn in silbernem Becher den köstlichen Trank aus den Rebhügeln, welche das Kloster umgeben, und der edle Ritter von Krähen, als Truchseß der Au, stellte den Braten auf die Tafel, welchen er vielleicht selbst in den dichten Wäldern um seine Burg herum erjagt hatte. — Wie die Reichenau im Zeitlichen blühte, so wurde sie auch im Geistlichen fürwahr eine reiche Aue. Sie war ein lieblicher Garten, in dem Künste und Wissenschaften herrlich erblühten. Nicht nur beteten die Mönche und sangen ihre Psalmen — sie dichteten selbst schöne Lieder, lasen die römischen und griechischen Klassiker, durchblätterten die Chroniken früherer Tage und verfaßten selbst solche, oder gaben sich Mühe, wichtige Handschriften durch zierliche Abschrift zu vervielfältigen. Nebendem war die Reichenau eine wahre Pflanzschule gelehrter Bildung, nicht nur für die Seegegend, sondern für die ganze herrliche Landschaft, welche sich unter dem Namen Alemannien von der Mündung des Neckars bis zu der alten Stadt Zürich erstreckte, ja sie war neben den Klöstern St. Gallen, Hirsau und Fulda eine der ersten Akademien des südlichen Deutschlands. Der alemannische Adel hatte hier seine Erziehungsstätte gewählt. Nicht nur wurden Mönche hier zu ihrem frommen Stande herangebildet, auch Junker von altem Adel wurden hier in den Wissenschaften unterrichtet. Hier lernten sie lesen und schreiben, hier

wurden ihnen die Gesetzbücher ihres Landes erklärt, nach denen sie einst als Grafen und Herren ihre Hintersassen zu richten hatten. Hier wurden sie auch in edlen Künsten unterrichtet und in Dingen geübt, die ihnen zum künftigen Lebensgenuß dienen sollten. — Die Reichenau erhielt durch ihre Unterrichtsanstalten und ihre wohlgeordnete Disziplin schon in früher Zeit einen solchen Namen, daß viele deutsche Benediktinerklöster aus der Reichenau den Stamm ihrer Mönche holten. Aus der Reichenau gingen 25 berühmte Gelehrte, 60 Bischöfe, 18 Erzbischöfe, 29 Aebte, 22 Chorherren hervor; zur Gründung fremder Klöster gab die Reichenau 128 Mönche, die in ihr herangebildet wurden. Gegen das Ende des achten Jahrhunderts, unter Abt **Waldo**, lebten 640 Mönche und Klosterzöglinge auf der Reichenau. Gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts waren es noch 400, in der Folgezeit bis zum Jahre 1206 waren im Durchschnitt immer noch über 200 Zöglinge in der Pirminius-Anstalt. — In solchem Glanz erhielt sich die Reichenau besonders zur Zeit der Karolinger und Ottonen; unter den späteren deutschen Kaisern aber, den Heinrichen, und besonders unter den Staufen, ging es mit dem Wohlstand des Klosters immer mehr abwärts. Die aufgeklärten Fürsten aus dem Stamme der Staufen waren nicht so eifrig, die Klöster zu begaben, auch die Reichenau erhielt wenig Neues mehr, und das schon Erlangte verringerte sich unter den Kaisern und Gegenkaisern, da die Reichenau mehr oder weniger in den großen Kampf jener bewegten Zeit hineingezogen wurde — und meistens zu ihrem Schaden. Schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ertönte der Klagegesang Abt **Konrads**:

Königsau, fürwahr, reich bist du früher gewesen —
Ach! jetzt so, wie du bist, wie Vieles hast du verloren!

Vor dem genannten Abt Konrad hatte die Reichenau 40—50,000 fl. jährliche Einkünfte, unter Abt Diethelm, gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, waren sie schon bis auf 1600 fl. herabgekommen, unter Abt Werner von Rosenegg im Jahre 1385 aber war das Kloster so verarmt, daß derselbe täglich auf einem weißen Rößli gen Niederzell hinabritt, um dort bei dem Leutpriester zu St. Peter Imbiß und Nachtmahl zu halten. Die Renten des Klosters betrugen nur noch drei Mark Silbers. Abt Friedrich von Wartenberg, um's Jahr 1427, ein zweiter Pirminius, suchte durch geordnete Haushaltung den Wohlstand des Klosters wieder herzustellen. Ehe er das Amt antrat, lebten die Mönche nur in Lust und Freuden, und führten ein ärgerliches Leben: oft zogen sie gen Ulm zur Fastnacht, tanzten, turnierten, spielten, und trieben ungeistliche Possen. Er verkaufte alle Besitzungen zu Ulm, den Tummelplatz ihrer ungeistlichen Freuden, und brachte sie wieder in bessere Ordnung. Nach Abt Friedrichs Tod ging das alte Sündenleben wieder an: die Oberen, selbst dem Verderbniß hingegeben, steuerten nicht der Unordnung der Mönche. Die Folgen der Schwelgerei stellten sich ein: ein Gut, ein Dorf, eine Stadt nach der andern mußte versetzt werden, damit immer neue Geldquellen flossen. Das einst so herrliche Kloster ging seinem Untergang entgegen. Dieses Dahinsiechen des Klosters benützten seine nächsten Nachbarn, die Bischöfe von Konstanz, die schon lange ihre neidischen Augen auf das liebliche Eiland geworfen hatten, um es ganz in ihr Bereich zu ziehen. Schon früher arbeiteten einzelne

Bischöfe daran, die Sache zu Stande zu bringen, aber es war von keinem Erfolg. Erst Johannes von Weza, der im Jahre 1537 das Bisthum antrat, und bei Kaiser Karl V. in großem Einfluß stand, brachte es dahin, daß ihm das Kloster übergeben wurde. Des Bischofs Vorhaben unterstützte noch der damalige Abt Marx von Knöringen, mit Recht der Verräther von seinen Zeitgenossen genannt. Der Lohn seines Verraths war eine Summe von 1400 fl. und noch ein nicht sehr bedeutendes Leibgeding. Im Februar des Jahrs 1540 übergab der Abt dem Bischof das Kloster und verließ die Insel. Im Jahre 1541 wurde dieser fast jüdische Handel auf dem Reichstag zu Regensburg bestätigt. Dieß ist jene unter dem Namen der Inkorporation bekannte widerrechtliche Einverleibung der Reichenau in's Bisthum Konstanz, gegen welche himmelschreiende Ungerechtigkeit sich später ein Reichenauer Mönch, Gregorius Diez, erhob und selbst in Rom klagte, aber nach seinem Tod blieb die Sache wieder liegen. Die Bischöfe blieben im Besitz der Reichenau; sie zogen ihre Einkünfte zu ihren Tafelgeldern und schrieben sich Herren der Reichenau. Zwölf Mönche unter einem Prior hielten den Gottesdienst; ein Obervogt verwaltete die Einkünfte des Klosters, und schaltete und waltete an seiner Herren Statt. Manchmal führte auch die Frau Obervogtin die Zügel der Regierung. Spätere Versuche, dem Kloster wieder seine Selbstständigkeit zu erringen, welche der Prior Lazarus Lippius und zuletzt der freimüthige Prior Meichelbeck machte, blieben fruchtlos. Die Bischöfe von Konstanz blieben Herren der Reichenau, bis auch dem Bisthum seine Stunde schlug.

Wir betrachten nun die Orte der Insel.

Mittelzell (die eigentliche Reichenau). Das Erste und Merkwürdigste ist die noch stehende Münsterkirche; sie wurde von Abt Hatto I. im Jahre 806 an der Stelle einer Kirche erbaut, die der fromme Pirminius aufgeführt hatte. Zweimal wurde diese Kirche durch Brand, einmal durch Krieg zerstört, und wohl wieder erneut, aber der alte Thurm stammt noch aus Hattos Zeit. Vor dem Portal zur Linken begrüßt uns ein altes Schnitzwerk aus dem fünfzehnten Jahrhundert, den Heiland am Oelberg darstellend. Das Innere der Kirche ist düster; auf beiden Seiten an den Pfeilern sind Gemälde von geringem Kunstwerth aufgehängt, welche die Geschichte des hl. Bluts darstellen. Letzteres, das wichtigste Heiligthum der Reichenau, wird im Altar unter mehreren Schlössern verwahrt. Hinter dem Hochaltar steht ein schönes altdeutsches Gemälde mit den meisten Kirchenheiligen, weiblichen und männlichen Geschlechts, aus dem fünfzehnten Jahrhundert. In der rechten Abseite der Kirche ist das sogenannte Grab des Evangelisten Markus, eine schöne Steinhauerarbeit in deutschem Styl. Wichtige Grabmäler enthält die Kirche. Das interessanteste ist an der Sakristeithüre zu sehen. Es ist die Grabstätte Kaiser Karls des Dicken. Im Jahre 1728 wurden seine Gebeine von einer andern Stelle der Kirche hieher versetzt, und drüberhin an der Wand ein Gemälde, den Kaiser darstellend, aber ohne Kunstwerth, angebracht. Der Schluß der lateinischen Aufschrift lautet deutsch:

Pannonier und Cymbrer besiegt' er in glücklicher Feldschlacht,
Karl, ob der Dicke des Leibs Karol der Dicke genannt.
Die er noch jung und gewaltig geführt die Zügel des Reiches —
Wurden ihm wieder geraubt, ohne sie starb er als Greis.

Man zeigt noch einen Zahn von dem Kaiser. Außer dieser Grabstätte finden sich noch andere von Wichtigkeit in der Kirche. Es liegen hier begraben unter Denkmalen: Abt Diethelm von Castel † 1342; Mangold von Brandis † 1384; Werner von Rosenegg † 1402; Friedrich von Zollern † 1427; Friedrich von Wartenberg † 1454; Georg Piskator † 1519; Bischof Johannes von Weza † 1548. Das Grab Herzog Gerolds von Schwaben, der hier seine Ruhestätte fand, läßt sich nimmer auffinden, eben so wenig das Grab des Grafen Mangold von Veringen, der im Kampf gegen Herzog Ernst von Schwaben fiel. Von den Gräbern der Herzoge Burkard, Berthold und Hermann von Schwaben, welche in der sogenannten Evanuskapelle lagen, hat man gleichfalls keine Spur mehr. Wir treten jetzt in die Sakristei, wo die wichtigsten Alterthümer aufbewahrt sind. 1) Die Reliquien des hl. Markus, in einem silbernen und vergoldeten Sarge von schöner Arbeit. Außerdem noch 6—7 alte Reliquiensärge. 2) Eine Urne von weißem Marmor, welche durch Simon Bardo im Jahre 910 auf die Reichenau kam. Angeblich ein Krug von der Hochzeit zu Kana. Ueber diese Urne, sowie über das hl. Blut sind zwei uralte lateinische Legenden vorhanden. 3) Ein sogenannter Smaragd von 28 Pfund, der aber nichts als ein Glasfluß von außerordentlicher Größe ist. 4) Ein Evangelienbuch auf Pergament ohne Jahrzahl, wohl noch aus dem Ende des zehnten Jahrhunderts. Der Band hat ein silbernes und vergoldetes Beschläge mit schönen Figuren in getriebener Arbeit. 5) Ein Ciborium von Elfenbein mit schönen geschnitzten Figuren. 6) Ein Abtsstab (Pedum), aus dem vier-

zehnten Jahrhundert, mit der Umschrift: „Mangolds von Brandis." 7) Eine Monstranz vom Jahre 1688, mit einer Menge von Edelsteinen besetzt, und von schönen Emaillegemälden umgeben. 8) Ein Zahn, in Gold gefaßt, mit einem goldnen Kettlein sammt Ring, mit der Aufschrift: Dens St. Marci Evangelistae. 9) Ein Meßgewand mit einer sehr alten Stickerei, den Gekreuzigten darstellend. Die Arbeit möchte wohl noch aus dem elften Jahrhundert sein. — Im weitläufigen Klostergebäude ist nichts von Bedeutung zu sehen. — Noch ist in Mittelzell wichtig die alte Pfalz, welche im Jahre 1312 von Abt Diethelm an der Stelle einer uralten Pfalz erbaut wurde. Jetzt ist sie wieder zerfallen, oder vielmehr von Menschenhänden zusammengerissen — bald wird man nur noch die Stätte kennen, wo einst das herrlichste Gebäude der Reichenau stand. Neben derselben steht das noch ältere Pelagiuskirchlein (nicht weit von dem Gasthaus zur Krone).

Niederzell, am westlichen Ufer der Insel, hat eine liebliche Kirche mit zwei Thürmchen, welche noch etwas von byzantinischem Styl zeigt. Bischof Egino von Verona gründete sie mit einer Probstei für sechs Chorherren. In der Kirche, unweit des Altars, ist sein Grabmal, eine messingene Platte mit der lateinischen Inschrift:

Hac sunt in fossa praeclari praesulis ossa,
Quem Verona dedit, nomen Egino fuit.
Fundavit cellam, Petro Pauloque dicatam,
Febris pulsa probat factaque mira pium.

Nur etwa hundert Schritte von Niederzell liegt das sogenannte **Bürglin,** einst ein Erholungsort der Mönche,

von dem aus man eine herrliche Aussicht auf das Thurgau und Höhgau hat.

Oberzell, am östlichen Ufer der Insel, hat eine in reinem byzantinischen Styl gebaute Kirche mit einer merkwürdigen unterirdischen Kapelle. Früher hieß die Kirche Hattoszell, weil sie von Abt Hatto III. im Jahre 888 gegründet wurde. Es war eine Probstei mit sechs Chorherren damit verbunden. Patron der Kirche ist der hl. Georg, dessen Haupt hier aufbewahrt wird.

Der äußerste Punkt der Reichenau gegen Osten trägt die Ruinen der Burg **Schopfeln** (Scopula), welche in Urkunden oft als Aufenthalt der Aebte genannt wird. Vielleicht war sie auch manchmal in Zeiten der Noth ein Zufluchtsort für dieselben, da es nicht nur eine lustige, sondern auch wehrhafte Burg gewesen sein muß. Sie wurde schon früh zerstört in Veranlassung einer Fehde der Konstanzer mit Probst Mangold und seinen Vettern auf der Reichenau. Die letzteren hatten einem Fischer von Konstanz die Augen ausgestochen, darauf die von Konstanz den Herren von Brandis auf der Au ihre Güter verwüsteten. Bald ließ Probst Mangold bei Nacht fünf Fischer von Konstanz fahen, denen drückte der geistliche Vater mit eigenen Fingern die Augen aus, und schickte sie also blind gen Konstanz. Auf dieß fielen die von Konstanz abermals in die Au, und zerstörten das Schloß Schopfeln und noch viele andere Gebäude. Noch steht von der Burg eine Ringmauer, aus großen Fündlingen zusammengefügt, die aus dem dreizehnten Jahrhundert stammt. Der Hauptbau aber, an den sich die Mauer anschließt, ist wohl aus viel früherer Zeit.

Bei der Burg Schopfeln sind wir wieder auf dem Rückweg nach Konstanz; wir lassen uns über den Rhein

fahren und kommen in die aus zerstreuten Häusern bestehende kleine Vorstadt von Konstanz **Paradies,** wohl wegen der Fülle und Fruchtbarkeit der Gegend also genannt. Ihre Bewohner haben dieselben Rechte, wie die in der Stadt, sind aber durch Sprache, Kleidung und Sitte ganz verschieden von den Städtern. Hier, wie auf dem sogenannten Brühl, war im vierzehnten Jahrhundert der Turnierplatz. Nicht weit davon, zwischen dem alten Graben und dem sogenannten Espan, haben wir nach Prof. Eiseleins scharfsinniger Untersuchung die Stelle zu suchen, wo Huß sein Leben endete.

Ueber das **Tägermoos,** vor Jahren eine öde Fläche, jetzt mit schönen Alleen besetzt, gelangen wir in einer halben Stunde zu den beiden Schweizerorten Tägerwylen und Gottlieben, deren äußerste Häuser an der Landstraße zusammen reichen. Wir gehen zuerst hinab an das Ufer des Rheins, zu dem Kreisort

Gottlieben,

bei dem der Rhein in den Untersee mündet. Das hiesige, mit zwei viereckigen Thürmen versehene Schloß ist eines der merkwürdigsten am See. Bischof Konrad der Heilige soll diese Burg schon im zehnten Jahrhundert erbaut haben. Nach Andern war Bischof Eberhard von Waldburg um's Jahr 1250 ihr Gründer. Dieser Bischof verlegte aus Widerwillen gegen die Stadt Konstanz seinen Wohnsitz hieher, ja, er erbaute hier eine Brücke, um sie noch empfindlicher zu kränken und an ihrer Nahrung und dem Zoll zu schädigen. Doch die Brücke brachte keinen großen Vortheil und kam deßwegen wieder in Zerfall. Im Jahre 1355 wurde die Burg

von Konrad von Homburg erobert und verbrannt, aus Rache, weil Bischof Johann ihm zuvor seine Stadt und Schloß Markdorf eingenommen und zerstört hatte. Doch wurde sie bald darauf wieder hergestellt. Manchmal diente die Burg den Bischöfen zur Aufbewahrung ungehorsamer Geistlichen, wie z. B. des Felix Hämmerlein von Zürich. Im Schwabenkrieg erbot sich Bischof Hugo von Hohenlandenberg, als ein mit Zürich verbürgerter Fürst, das Schloß Gottlieben mit seinem eigenen Volke zu besetzen, aber der Kaiser und der schwäbische Bund lagen dem Bischof so lange an, bis er es ihnen eingab, um es wider die Schweizer zu gebrauchen. Im dreißigjährigen Krieg schlug Gustav Horn zu Gottlieben eine Brücke über den Rhein, die aber nach der Belagerung der Stadt Konstanz von den kaiserlichen Völkern wieder zerstört wurde. In einem der Thürme, im oberen Stockwerk, zeigt man noch das Blockhaus mit kleinem Eingang, in dem Johann Huß und Pabst Johannes während des Conciliums gefangen saßen. Prinz Ludwig Napoleon, der jetzige Präsident der Republik Frankreich, begann das Schloß im alten gothischen Style wieder herzustellen, sein Verlassen der Schweiz hinderte jedoch die Vollendung. Doch ist immerhin so viel daran geschehen, daß es eine neue Zierde der Seegegend geworden. Nach ihm kam das Schloß in die Hände des Grafen Beroldingen. Im Jahre 1692 versanken hier bei heftigem Winde und unmerklicher Erderschütterung vier Häuser in den See.

Eine kleine Strecke wieder aufwärts, quer über die Straße hin, und wir befinden uns in dem Dorfe **Tägerwylen,** wo von einem sanften Hügel der einstige Freisitz

uns freundlich entgegenwinkt. „Die reizende Aussicht, welche man an diesem Ort genießt," sagt der alte und kundige Pfarrer J. C. Fäsi, „ist eine der allerfreudigsten, so nur immer kann gefunden werden. Man hat auf einen Blick die Stadt Konstanz, den Boden-, den Bodmer- und den Unter-See, die Insel Reichenau, und die ganze schwäbische Seite an den Ufern dieser drei Seen im Gesicht." Dieser herrliche Landsitz gehörte im Jahre 1766 dem Baron Rüppli, bischöflichem Obervogt zu Bischofszell, später dem Chorherrn Rüppli von Keffikon zu Konstanz, von dem er an die Familie Steiner kam. Frau Steiner, eine edle Kunstfreundin und selbst Künstlerin, hat noch bis in die neueste Zeit die Gemächer dieses Schlößchens bewohnt, wo sie im Anblick der schönsten Natur begeistert für die Malerei lebte.

Oberhalb des Pflanzbergs ragt die Burg

Obercastelen,

von der noch die Reste eines einst hohen Thurms übrig sind. Ulrich von Castelen saß um's Jahr 1128 auf dem Bischofsstuhl zu Konstanz, und war wohl einer der Ersten des Geschlechts, das sich von dieser Burg geschrieben. Aus Furcht vor Graf Rudolph von Bregenz, mit dem er in Krieg verwickelt war, zerstörte er seine eigene Burg, damit sein Widerpart sie nicht gegen ihn gebrauchen möchte. Kaum war die Burg wieder aus ihrem Schutt erbaut, so wurde sie von den Herzogen von Zähringen, Landgrafen im Thurgau, abermals zerstört (1142). Die Bischöfe von Konstanz erbauten sie wieder und nahmen von jetzt an öfters ihren Aufenthalt daselbst. Im Jahre 1499 wurde sie von den Eid-

genossen zerstört, weil es der damalige Bischof mehr mit den schwäbischen Bundestruppen, als mit den Eidgenossen hielt. Seit dieser Zeit ist sie im Zerfall geblieben. Etwa hundert Schritte von dem alten entfernt steht das neue, gar stattlich gebaute Schloß Obercastel, das früher dem Junker Dietrich Zollikofer gehörte, von dem es an die Familie Scherer von St. Gallen gekommen. Hier ein von Oberst v. Scherer angelegtes Observatorium mit schönen astronomischen Instrumenten. An das Schloß schließt sich ein schöner Garten mit Spaziergängen und ausländischen Pflanzen an.

Eine Stunde von Tägerwylen und Obercastelen, landeinwärts, an der Landstraße nach Frauenfeld, liegt das Dörflein **Wäldi**, wo eine Aktiengesellschaft im Jahre 1830 auf dem sogenannten

Hohenrain

einen hohen hölzernen Thurm errichtet hat, dessen oberstes Stockwerk das ausgedehnteste, prachtvollste Rundgemälde nicht nur von der Seegegend, sondern von der ganzen Kette der Schweizerberge darbietet. Man schaut hier die Berge des Höhgaus, den Untersee mit der Insel Reichenau, einen guten Theil des Rheins und seiner Ufer, Konstanz, Meersburg und die übrigen Städte und Ortschaften an der ganzen Strecke des Sees hinauf nach Bregenz und Hard, unter sich ringsherum in das herrlich blühende Thurgau, und hinein in die üppig grünenden Fruchtgelände benachbarter Kantone. Den Gesichtskreis aber umkränzen die Massen schroffer Felsenzinnen oder eisgekrönter Bergeshäupter der Alpenkette, dieser Tempelsäulen im Allerheiligsten der Schöpfung! Wir schauen sie anfangend

vom Sailing in Bayern, an dessen Fuße Hohenschwangau, die durch Geschichte, Poesie und Kunst verherrlichte Burg liegt, bis wo die Jungfrau ihr seit Ewigkeit verschleiertes Haupt vom blitzenden Eisdiademe gekrönt in den blauen Aether taucht. — Außer dem Sailing sind vom Hohenrain aus sichtbar der Grünten bei Immenstadt, der Aggenstein bei Hohenschwangau, der Zugspitz bei Partenkirch, der Hühnerspitz in Tirol, der Hochvogel bei Sonthofen, der Widderstein, die rothe Wand, die Schecha Plana, die Säntiskette, die sieben Churfürsten, der Glärnisch, Dödi, die Klariden, die Windgelle, das Faulhorn im Berner Oberland, der Titlis, der Urner Rothstock, der Mythen bei Schwyz, das Finster-Aarhorn, Schreckhorn, Wetterhorn, Wellhorn, der Mönch, der Eiger, die Jungfrau, der Vischerglätscher, das Silberhorn, die Blümlisalp, der Pilatus, der Rigi, die Hohgant, Scheibenfluh, der Niesen bei Thun, und der letzte sichtbare dieser Kette: das Stockhorn. — Aus flachern Gegenden ragen hervor: die Waldburg in Württemberg, der Hütliberg bei Zürich, der Laegernberg bei Baden rc. rc.

Hat sich das Auge an diesem Anblick genugsam erlabt, so kehren wir an das Ufer des Sees zurück, lassen zur Rechten gegen den See hin den schönen Landsitz **Hertler**, einst den Herrern von Hertler gehörig, und gelangen über das Dorf **Triboltingen** zu dem großen Marktflecken

Ermatingen,

auf einer Art Halbinsel im Untersee gelegen, seine Filiale eingerechnet mit wohl 2700 Einwohnern, welche Spedition

und Fischerei, auch bedeutenden Handel mit den bekannten marinirten Gangfischen, den Häringen des schwäbischen Meers, treiben. Ermatingen war schon unter den fränkischen Königen ein Tafelgut (curtis regia). Es war einer der ersten Orte, den Karl Martell im Jahre 724 dem neugestifteten Kloster Reichenau vergabte, mit vierundzwanzig Leibeigenen, die im Thurgau wohnten. Schon früh muß es Weinbau gehabt haben, denn jener Stifter bestimmte, daß der zum hl. Abendmahl nöthige Wein für das Kloster von Ermatingen gegeben werden soll. Hier im Hause des Leutpriesters hielt der aus Konstanz fliehende Pabst Johannes XXIII. im Jahre 1415 Rast, und saß von da aus in ein Schifflein, auf dem er den Rhein hinabfuhr. In Ermatingen wurden im Schwabenkrieg dreiundsiebenzig Schweizer von etlichen tausend Schwaben in einem Scharmützel erschlagen; aber bei Schwaderloch bereiteten die Schweizer den Gefallenen ein großes Todtenopfer.

Von Ermatingen an sind die felsigen Ufer des Untersees mit Schlössern und Landhäusern geziert, die mit einander durch freundliche Lage und schöne Einrichtung wetteifern. Zunächst oberhalb Ermatingen das freundlich gelegene Schloß

Hard,

mit herrlichen Gartenanlagen, welches um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von dem Landeshauptmann Junker Zollikofer von St. Gallen von Grund auf prächtig erbaut wurde. Ein späterer Besitzer, General Lindsay, hat es bedeutend verschönert. — Nächst demselben ist von einer Gräfin aus Pommern ein kleines Lusthaus erbaut worden, dem sie den Namen **Lilienberg** gab. — Unweit Hard ist der schöne

Wolfsberg,

früher einem Herrn von Breitenlandenberg gehörig. Herr Parquin, Oberst der alten Kaisergarde, wandelte den schönen Freisitz in eine noble Pension nach schweizerischer Art um; doch sie mußte bald wieder aufgegeben werden, denn am See gedeihen nicht jene comfortablen Anstalten, wie im Innern der Schweiz, wo man gewohnt ist, alle Bequemlichkeit mit schwerem Geld zu bezahlen. Gegenwärtig ist der Wolfsberg im Besitz der gräflichen Familie von Parry. In geringer Entfernung, auf einer Höhe, ragt der bekannteste und schönste der Landsitze am Bodensee, das Schloß

Arenaberg,

mit herrlicher Aussicht. Ehedem war es ein Wohnsitz derer von Geißberg zu Konstanz, kam dann an die Gasser, auch Bürger dieser Stadt, und von diesen an die Familie von Streng. Letztere verkaufte den lieblichen Landsitz an die Herzogin von St. Leu, ehemalige Königin von Holland, welche den Arenaberg zu einem wahren Feensitz umgestaltete. Mit seinen schönen Wohngebäuden und einer niedlichen Kirche, von lieblichen Parkanlagen umgeben, und überall Erinnerungen an den großen Kaiser und das Haus der Napoleoniden, konnte es wohl für die liebenswürdige und geistreiche Hortense ein Wohnsitz werden, der sie für frühere Pracht und Herrlichkeit des Lebens entschädigte. Auch Prinz Ludwig Napoleon hat hier Tage verlebt, unvergeßlich den Anwohnern des Sees, für die seine Milde ein Segen gewesen, schöne Tage, auch ihm wohl ewig unvergeßlich bei aller Pracht des Elysee und seiner hohen Stellung, zu der ihn Frankreich berufen.

Ueber einer Waldschlucht, von einem ziemlich weit vorspringenden, jähen Hügel, blickt die altergraue Burg

Salenstein

herab, die besonders sehenswerth wegen ihrer alterthümlichen Bauart. Sie zeigt noch ganz das Bild einer alten Ritterburg mit Graben und Zugbrücke und ihren vielen, mit Zinnen versehenen Giebeln. Vor Zeiten befanden sich zwei Schlösser an diesem Ort, welche Behausungen der Edlen von Salenstein gewesen. Diese waren Schenken in der Reichenau und kommen schon im dreizehnten Jahrhundert in Urkunden vor. Nach ihnen hatten die Mundpratten von Spiegelberg zu Konstanz die Burg eine Zeit lang im Besitz. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts saß Herr David von Breitenlandenberg auf diesem Schlosse. In neuerer Zeit gehörte die Burg dem obengenannten französischen Obersten Parquin, von dem sie an Herrn Aman überging. Unter der Burg liegt das zur Pfarrei Ermatingen eingepfarrte Dorf gleichen Namens; nahe dabei das Dorf **Mannenbach** mit einer schon im Jahre 1155 eingeweihten Kapelle auf sanftem Hügel, und einem kleinen, neu erbauten Schlößchen, welches dem Herrn General Grene gehört. Ueber diesem Dorfe liegt auf einer Höhe mit reizender Aussicht das Schloß

Eugensberg,

von dem berühmten Helden dieses Namens, dem durch seine Herzensgüte unvergeßlichen ehemaligen Vicekönig von Italien, seinem Erbauer, also genannt, und gegenwärtig im Besitz des Herrn von Kiesow aus Augsburg. Treffliche Aussicht, vorzüglich überraschend von

seinem Balkon aus. Es soll auf dem Boden des alten Schlosses Sandegg erbaut worden seyn. — Von Mannenbach gelangen wir nach **Berlingen**, auf einer Erdzunge an der von den schönsten Fruchtbäumen beschatteten Landstraße gelegen. Seine meist wohlhabenden Einwohner, reformirter Confession, beschäftigen sich mit Wein- und Obstbau, Viehzucht, Fischerei und Schifffahrt. Namentlich ist die Industrie der Küfer bedeutend, die oft 60—70 zusammen nach Schwaben wandern, das Holz zu Fässern und Weingeschirr einkaufen, und nachher ihre Waare in die Ferne senden. Hier finden sich merkwürdige Versteinerungen. — Ueber das Dorf hin blickt das Schloß

Sandegg,

in seiner ursprünglichen Grundlage wohl die älteste Burg an dem Untersee. Hier wohnte im Jahre 724 der fränkische Landvogt Sintleoz (Sintlas), der wahrscheinlich die ganze Landschaft am Untersee im Namen des austrasischen Königs verwaltete. Von ihm erbeten kam der hl. Pirminius in diese Gegend, und nahm eine Zeitlang unter dem eines rechtschaffenen Hirten noch entbehrenden Volke seinen Aufenthalt. Da trat eines Tags der Landvogt Sintlas vor den frommen Mann und sprach: „O trauter Priester, wir sinnen an dich, daß du dich mit väterlichem Rath beredest, in was Orten du dir mögest ein Haus des Gebets machen.“ Darauf sprach Pirminius: „Mich bedünket, ich sehe in der Nähe eine Insel, dem Gottesdienst geschickt, die wir schnell zu Schiff mögen ergreifen; wir eilen dahin, vielleicht wird uns der gütige Gott daselbst sein' Gnad' öffnen.“ Sintlas antwortete: „Das geschieht nicht, Herr Vater, denn diese

Insel ist der Schlangen, Kröten und gräulichen Würmer Heimath, wohin kein Mensch kommen, noch Wohnung daselbst machen kann.“ Der heil. Vater sprach: „Was redest du Kleiner des Glaubens? Das Erdreich ist des Herrn, und was darin ist und wohnt. Hat nicht Christus Jesus gesagt: ihm sei alle Gewalt gegeben im Himmel und Erdreich; hat er nicht Gewalt gegeben, über die Otter und den Basilisken zu wandeln und auf den Löwen und Drachen zu treten?“ Auf solche Worte des frommen Mannes legte Sintlas kein Hinderniß mehr in den Weg, und ließ die Schiffe bereiten. Sobald der hl. Mann die Reichenau betrat, erhoben sich die vergifteten Thiere wie von einer feindlichen Macht genöthigt zur Flucht, und verließen die Insel; und man sah eine solche Menge hinwegfahren, daß drei Tage und drei Nächte der See, durch den sie schwammen, ganz bedeckt war, und nachher nichts mehr von ihnen gesehen wurde. (Siehe Reichenau S. 117.) Sandegg ward später Eigenthum der Reichenau; die Aebte wohnten oft darauf, und unterzeichneten Urkunden daselbst. So im Jahre 1264 und 1282. Nachdem es oft seine Besitzer gewechselt, wurde es im Jahre 1693 an das Kloster Muri verkauft. In neuerer Zeit wurde es Besitzung der Herzogin von Dino, und ist jetzt in den Händen des Herrn Aman zu Ermatingen.

In einer halben Stunde sind wir in dem schön gelegenen Städtchen

Steckborn,

dem Hauptort des gleichnamigen Bezirks, mit ungefähr 1000 reformirten und katholischen Einwohnern, welche sich vorzüglich von Weinbau, Küferei, Brennerei, Viehmastung,

nicht unbedeutender Schifffahrt, Gerberei, Tuchfabrikation, Wollenmanufakturen, Baumwollspinnerei, Stecknadel- und Spitzenfabrikation nähren, und meist wohlhabend sind. Schon im zwölften Jahrhundert wird Steckaburon, Steckboren, Steckbüren genannt. Es hatte im dreizehnten Jahrhundert eigene Edelleute. Herr Hildebrand von Steckbüren, welcher im Jahre 1227 lebte, war des Grafen von Rapperschwyl Dienstmann; sein Name kommt in vielen Urkunden vor. Im Jahre 1263 lebte Ritter Hildebold von Steckborn, der zu seinem und seiner Hausfrau, sowie seines Sohnes und dessen Hausfrau Seelenheil zwei Weinberge, welche er in der Au besaß, dem Kloster Reichenau vergabte. Am Jahrtag der Genannten soll Allen, die im Kloster anwesend sind, eine Gabe Brod und Wein, sowie von einem Ferkel dargereicht werden. Im Jahre 1294 war Eberhard von Steckborn Bruder des St. Leonhardsordens, und sein Bruder Hiltpolt Ritter des deutschen Ordens. Die Grafen von Kyburg besaßen, ehe sie die Landgrafschaft Thurgau von dem Hause Zähringen erblich an sich brachten, die Landesherrlichkeit über die Stadt. Auch das Kloster Reichenau muß schon seit alter Zeit Rechte und Besitzungen daselbst gehabt haben. Im Jahre 1317 erlangte Abt Diethelm von der Au, ein geborner von Castel, von Kaiser Heinrich VII. das Recht, einen Wochenmarkt auf den Donnerstag daselbst zu halten. Der Kaiser gab auch Allen, die dar und dannen kamen, mit sammt allem ihrem Gut und Hab', kaiserliche Beschirmung, Geleit und Freiheiten der andern offenen Märkte; die wider solches handeln, sollen in kaiserliche Kammer verfallen sein. Im Jahre 1342 hatte Abt Diethelm viel Widerstands von seinen eigenen Kon-

ventbrüdern, die ihn nicht dulden wollten. Von solchen Auffsatzes der Mönche wegen wohnte er oft zu Steckborn, da er einen Thurm und wohlbewahrt' Haus erbaute. Diese Burg, der Thurm genannt, steht noch, und ist zu einem Kauf- und Vorrathshaus eingerichtet. Bis zur Revolution besaßen die Bischöfe von Konstanz, als Aebte der Reichenau, die niedere Gerichtsbarkeit.

Nur wenige hundert Schritte von der Stadt haben wir zu gehen, um in das im Jahre 1847 aufgehobene Frauenkloster

Feldbach

zu gelangen, das gleichfalls auf einem in den Untersee sich erstreckenden Horn gelegen ist. Vor Zeiten war hier eine Kapelle erbaut, welche schon im zehnten Jahrhundert von dem hl. Konrad, Bischof von Konstanz, geweiht wurde. Auch eine Burg stand da, welche die Ritter von Feldbach von den Freiherren von Klingen zu Lehen trugen. Kuno von Feldbach soll diese seine Burg, mit aller Zugehör, auch die Kapelle, mit Einwilligung seiner Lehensherren, Ulrichs und Walters von Klingen, den Beguinen-Schwestern auf der Brugg zu Konstanz um 100 Mark Silber im Jahre 1252 käuflich überlassen haben. Diese erbauten im Jahre 1253 daselbst ein Kloster und nahmen den Benediktiner-Orden an; später verließen sie denselben mit Einwilligung Bischofs Eberhard von Konstanz, und wählten den Cisterzienser-Orden, welche Ordensänderung Pabst Innozenz IV. bestätigte. Kaiser Heinrich VII. und Friedrich III. nahmen das Kloster in ihren Schutz. Im Jahre 1282 überließ das Stift St. Gallen diesem Kloster das jenseit des Sees gelegene Dorf Hemmenhofen mit Zehenten und Kirchensatz. Im

Jahre 1283 übertrug Bischof Eberhard von Konstanz dem Kloster die Kapelle daselbst sammt ihren Einkünften. Von der Abtei Reichenau erhielt Kloster Feldbach die niedern Gerichte zu Umwylen, Haßloo, Tägermoos und Götschenhäusli. Das Kloster hatte die Freiheit, aus sich selbst eine Aebtissin zu wählen. Von seiner Stiftung an stand es unter der Aufsicht der Aebte von Salmannsweil, später (im Jahre 1593) wurde die Visitation dem Abt des Klosters Maria-Stern zu Wettingen übertragen. Noch im letzten Jahrhundert belief sich die Zahl der Nonnen auf 30. Das Klostergebäude ist größtentheils alt und unregelmäßig und hat einen ansehnlichen Garten. In der Klosterkirche liegt ein Walter von Klingen begraben, dessen kolossales Standbild daselbst noch zu sehen ist.

Unweit Feldbach, hoch über der Landstraße, liegt der schöne Landsitz **Clarisegg**, umgeben von Weinbergen, einst einem Ifflinger von Granegg gehörig; weiter oben auf waldiger Höhe die schöne Ruine

Neuenburg,

welche dermalen zu dem weiter unten liegenden Dorfe **Mammern** gehört. Auf Neuenburg und zu Mammern wohnten vor Zeiten die Edlen von Mambüren. Von diesem Geschlecht stammte Abt Mangold von St. Gallen, welchen der Herzog Konrad von Zähringen im Jahre 1224 mit Gewalt zum Abt einsetzte. Nach Abgang dieses Geschlechtes kam die Herrschaft von einer Hand in die andere. Im Jahre 1451 kam sie von denen von Ulm an die von Landenberg, im Jahre 1522 an die von Reischach, von diesen im Jahre 1523 an einen Herrn von Hunen, im Jahre 1528 an Pol-

ley Thüringer, des Raths zu Steckborn, im Jahre 1530 an Marx von Kilchen, und dann an die Freiherren von Thumb, Erbmarschallen in Württemberg. Weiter kam sie im Jahre 1621 an die von Roll, welche das schöne neuere Schloß zu Mammern erbauten, im Jahre 1667 an die Reding von Biberegg, hernach an die Püntiner. Von ihnen wurden die Gerichte von Mammern im Jahre 1668 an das Kloster Rheinau verkauft, das nun auch von denen von Reding das Schloß Neuenburg erwarb. Beide Schlösser blieben von nun an im Besitz dieses Klosters. In dem schönen Schloßgebäude wohnen seitdem zwei Rheinau'sche Conventualen, der eine als Statthalter, der andere als Pfarrer

Gerade über Mammern, an einem rauhen Tobel, steht das Schloß

Liebenfels,

„was seiner Lage halben eher einem Raubschloß, um den See zu beunruhigen, als dem Stammhaus und Sitz eines vornehmen adeligen Geschlechts gleicht." Edle dieses Namens trugen in früher Zeit die Burg von den Bischöfen von Konstanz zu Lehen. Im Jahre 1252 zeugte Hermann von Liebenfels in einer Feldbacher Urkunde. Im Jahre 1297 lebte Hermann von Liebenfels, der war des Bischofs zu Konstanz Pfleger zu Klingnau. Jakob von Liebenfels hat in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Antheil am Gericht zu Eschenz. Während das Geschlecht dieses Namens noch lange, ja in weiblichen Nachkommen bis in das letzte Jahrhundert fortblühte, waren auch die edlen Lanzer auf der Burg ansässig. „Ungefähr um das Jahr 1480," erzählt der Chronist Stumpf, „haben die Eidgenossen Liebenfels

überfallen, und Sackmann darin gemacht, darum, daß Ludwig Lanz, darauf seßhaft, Herrn Ludwigen von Freyberg, der das Bisthum Konstanz gegen Otto von Sonnenberg behauptet, beiständig und beholfen war. Darnach im Jahre 1529 ward Liebenfels von den Landleuten, den Thurgauern, belagert und aufgeben, und etliche Edelleute wurden darauf gefangen, von wegen eines Mords, der mit Geld gebüßt ward." Lange Zeit gehörte die Burg dem Luzern'schen Stift St. Urban. Gegenwärtig ist das Schloß im Zerfall. Wegen einiger unterirdischen Gewölbe von mehreren Stockwerken, sowie einiger oberen Gemächer, in welchen noch alte Malereien zu sehen sind, ist es des Besuchs werth.

Gegenüber dem Schlosse Liebenfels, ebenfalls auf einer Höhe, lagert in friedlicher Stille die ehemalige Probstei

Klingenzell,

im wunderbaren Kontrast gegen die düster blickende Ritterburg. Johann Walter von Hohenklingen hat sie im Jahre 1336 gestiftet, an demselben Platz, wo er kurze Zeit zuvor von einem wilden Schwein in Lebensgefahr gebracht worden. Die neue Stiftung wurde der Abtei St. Georgen zu Stein einverleibt, über die er mit denen seines Geschlechts Schirmvogt war. Nach der Reformation wurde die Probstei nebst vielen andern Gütern der Abtei Stein entzogen und dem Kloster Petershausen zugetheilt. Im vorigen Jahrhundert wurde die baufällige Probstei etwas höher auf den Berg gebaut. Auf dem Platz, wo die alte Kapelle stand, steht eine Wallfahrtskirche zur schmerzhaften Mutter.

In geringer Entfernung von Klingenzell, ebenfalls auf einem Berge, erblicken wir das Schloß

Freudenfels,

und mit ihm schließt sich die Reihe der zunächst am Ufer des Untersees liegenden Schlösser. Auch von ihr schrieb sich in alten Zeiten ein Geschlecht, das nunmehr abgegangen ist. Im sechzehnten Jahrhundert kam es an die von Peyer, von welchen es das Kloster Einsiedeln im Jahre 1623 erkaufte, das noch in seinem Besitz ist, und einen Conventualen hier als Statthalter unterhält.

Wir wandern nach dem Orte

Eschenz,

das eigentlich aus zwei Dörfern, Ober- und Unter-Eschenz, besteht. Schon in einer Urkunde vom Jahre 800 kommt dieser Ort unter dem Namen castrum Exientiae vor. Wegen des letzteren ganz römisch lautenden Namens, welcher exientia Rheni (Rheinausfluß) bedeuten könnte, wollten Mehrere schon hieher ein römisches Castrum verlegen, aber das Bächlein Esch, welches hier mündet, möchte diese Ansicht widerlegen, und Eschenz heißt nichts Anderes als Ausfluß der Esch. Bereits um's Jahr 950 hat Kaiser Otto der Große dem Kloster Einsiedeln Alles vergabt, was Graf Guntram zu Eschenz besessen. Neben Kloster Einsiedeln mögen aber auch die Grafen von Oeningen hier ansässig gewesen sein. Von der Abtei Einsiedeln trugen die Herren von Hohenklingen Lehen zu Eschenz, und waren Kämmereivögte derselben. Als die Abtei Einsiedeln ihre daselbst erlangten Rechte mit Vorbehalt der Lehensherrlichkeit veräußerte, erkaufte sie wiederum den halben Theil dieser Vogtei und Gerichte von Ulrich dem Jüngern, Freiherrn von der Klingen, den andern halben Theil in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von Jakob von

Liebenfels. Im Jahre 1468 erkaufte Einsiedeln von Heinrich von Boßweil den halben Theil des Kirchensatzes zu dem andern schon besessenen, und das Jahr darauf wurde die Pfarrpfründe von Bischof Hermann von Konstanz dem Kloster einverleibt, darum die jeweiligen Pfarr-Conventualen von Einsiedeln sind. Zu Eschenz stand vordem eine Burg, von der sich die Edlen von Eschenz geschrieben, welche Unterbeamte der Freiherren von Klingen gewesen. In der Schlacht bei Sempach fiel Hermann von Eschenz sammt seinen zwei Söhnen. Heinrich von Eschenz war vom Jahre 1348—1391 Abt von St. Blasien, und ein Anderer desselben Namens im Jahre 1363 Abt von Muri.

In einer Viertelstunde befinden wir uns in dem alterthümlich merkwürdigen

Burg,

der Vorstadt der Schaffhausen'schen Stadt Stein. Burg besteht aus einer Kirche und Pfarrwohnung, und etlichen an der Vorbrücke bei Stein gelegenen Häusern, deren Bewohner das Bürgerrecht in Stein haben, und obwohl auf Thurgauischem Boden wohnend, ein zum Kanton Schaffhausen gehöriges Kirchspiel bilden. Hier auf Burg, da wo das Pfarrhaus erbaut ist, stehen wir auf der Grundmauer eines römischen Castells, auf was schon der Name „Burg" deutlich hinweist. Hinter dem Pfarrhause läuft eine mehr als mannshohe, ungemein dicke, aus mächtigen Kieseln erbaute Mauer in einer Länge von 150 Fuß von Norden nach Süden. Rechnet man dazu, daß man von Burg bis Eschenz beim Graben schon oft auf Gemäuer, Estrich und Gewölbe gestoßen, auch hin und wieder auf dem Felde alte römische Monumente und

Münzen gefunden, so ist unzweifelhaft, daß hier eine wichtige römische Niederlassung gewesen. Schade, daß die in der alten Pfarrkirche befindlichen Marmorsteine, welche am Antritt des Chors stehen, keine zusammenhängende leserliche Inschrift mehr haben, welche uns irgend einen Aufschluß über diese römische Niederlassung geben könnten. Viele, und zwar schon ältere Schriftsteller, nehmen an, daß die alte Stadt Gaunodurum hier gestanden, welche schon der Geograph Ptolomäus als eine der bedeutendsten Städte der Helvetier aufführt. Wohl war sie eine jener Städte, die sie vor ihrem Aufbruch nach Gallien zerstörten, und wurde dann von den Römern, die später diese Gegend in Besitz nahmen, wieder aufgebaut, und als Castell gegen die Alemannen befestigt. Der alte helvetische oder gallische Name Gaunodurum blieb auch der römischen Niederlassung. Als aber auch diese von den Alemannen wieder zerstört wurde, ließen die Bewohner der Gegend die römische Kolonie in ihrem Schutt liegen, und siedelten sich auf dem andern Ufer des Rheins an. Die neue Ansiedlung aber hießen sie nach der alten Römerniederlassung Stein am Wasser, was eigentlich nur der deutsche Name für Gaunodurum (Gauno Stein, durum Wasser) ist; und so wurde der Grund zu der Stadt Stein gelegt, zu der wir uns bald hinüber wenden, wenn wir zuvor die kleine, nur hundert Schritte von Burg entfernte

Rheininsel Im Woerd

werden besucht haben. Dieses liebliche Eiland, von dem Chronisten Hermannus Contractus im elften Jahrhundert Jnsula Rheni genannt, macht einen Theil der oben genannten römischen Niederlassung aus. Von Burg her-

über ging wahrscheinlich eine Brücke bis zu der Insel, welche eine römische Vorschanze bildete, und reichte von der Insel bis an's jenseitige Ufer. Zur Winterszeit, sagt der alte Fäsi um's Jahr 1766, kann man noch die hölzernen und durch das Alter versteinerten eichenen Pfähle im Fluß sehen. Ja noch im Anfang unsers Jahrhunderts wurde ein solcher herausgerammelt, und man fand ihn mit einem eisernen Schuh beschlagen. Um die Mitte des achten Jahrhunderts hat diese Insel eine traurige Berühmtheit erhalten: sie wurde das Patmos des hl. Othmars von St. Gallen, dessen Geschichte wir füglich hier geben. Othmar stammte aus einem edlen Geschlechte Alemanniens, und wurde im Jahre 720 von Karl Martell zum ersten Abt von St. Gallen erwählt. Unter ihm erhielt das Kloster viele Schenkungen an beiden Ufern des Bodensees, im Breisgau und Elsaß. Das erregte den Neid des Bischofs Sidonius von Konstanz, der ohnedieß ein bösgesinnter Mann war. Da er nicht selbst gegen St. Gallen feindselig verfahren konnte, so wählte er Andere zur Ausübung seines Unrechts. Das waren die beiden Verwalter oder Kammerboten in Alemannien, Warin und Rudhard. Er gewann sie für sich, indem er mehrere Orte an sie vergabte. Diese hielten redlich, was sie, durch Geschenke bestochen, dem Bischof versprochen hatten. Sie raubten für sich und den Bischof, was dem Kloster St. Gallen angehörte. Der fromme Abt Othmar wandte alle Bitten an, um die Beiden von ihrem Unrecht abzubringen. Es half nichts. Da reiste Othmar zum König Pipin, und beklagte sich bei ihm über die von den Kammerboten gegen das Kloster verübten Ungerechtigkeiten. Der König nahm ihn wohlwollend auf, und es ergingen von ihm

bald strenge Befehle an die Kammerboten, daß sie die geraubten Güter herausgeben sollten bei Verlust seiner königlichen Gnade. Das besserte sie aber nicht, sondern sie machten es immer ärger; sie raubten fort, und plagten die Unterthanen von St. Gallen. Während der Zeit war auch der böse Bischof nicht unthätig. Er schlug einen listigeren Weg ein, um den frommen Abt Othmar zu stürzen, an dem er sonst keine Ursache finden konnte. Er berief eine Synode zusammen, bei welcher der fromme Othmar erscheinen mußte. Da trat, auf Ansinnen des bösen Bischofs, ein Mönch, Namens Lambert, ein Auswurf aus dem Kloster St. Gallen, auf, und klagte den schuldlosen Mann des Ehebruchs an. Zu reden gezwungen, antwortete Othmar: „Ich bekenne gern, daß ich viele große Sünden begangen habe, wegen dieser Beschuldigung aber rufe ich Gott, der in mein Innerstes schaut, zum Zeugen an.“ Demungeachtet aber wurde er von der Synode verdammt und den beiden Kammerboten zur Bestrafung übergeben. Diese nun legten ihn gefangen in die königliche Pfalz neben dem Flecken Bodmann (ad villam Potamum) und quälten ihn durch Hunger und Einsamkeit. Nur heimlich und bei Nacht brachte ihm Perathgoz, ein treuer Bruder seines Klosters, Nahrung. Ein frommer Fürst, Namens Gozbert, der in der Nähe von Bodmann, bei dem jetzigen Eschenz, wohnte, nahm sich endlich des Unglücklichen an. Er galt viel bei den Kammerboten, und brachte es durch seine Bitte dahin, daß sie ihren Gefangenen auf die kleine Rheininsel bei Stein, die Gozbert besaß, abführen ließen. Dort lebte er als Gefangener zufrieden mit kärglicher Nahrung, indem er sich einzig und allein frommer

Andacht und Bußübungen widmete. Er starb im Jahre 759, nachdem er nicht volle vierzig Jahre Abt gewesen war. Nach zehn Jahren wurde sein Leichnam gen St. Gallen abgeholt und dort begraben. An der Stelle aber, wo der fromme Othmar seine letzten Lebenstage zugebracht hatte, ward eine Kapelle erbaut, die ihm zu Ehren, der nachher heilig gesprochen wurde, den Namen St. Othmarskapelle erhielt. Ob die Kapelle, sowie das Häuschen darneben, aus alter Zeit stammen, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten; doch könnte die Kapelle wenigstens wegen ihrer einfachen Bauart schon einer ziemlich frühen Zeit angehören. — Der Stiftung gemäß sollte die Rheininsel dem Pfarrer von Eschenz zur Wohnung dienen, und sie ward ihm im Jahre 1526 wirklich auch zum Aufenthalt angewiesen; aber im Jahre 1580 wurde er mit Gewalt aus derselben wieder vertrieben, und die evangelische Confession des öffentlichen Gottesdienstes zu Eschenz beraubt.

Wir wenden uns hinüber nach

Stein am Rhein,

der ersten zum Kanton Schaffhausen gehörigen Stadt. Sie liegt an einem zierlichen Gelände auf der rechten Seite des Rheins, der hier wieder seinen ursprünglichen Namen erhält. Die Stadt hat einen ziemlichen Umfang und wohlgebaute Häuser, von denen manche noch aus alter Zeit stammen und mit hübschen alten Gemälden auf der Seite gegen die Straße hin geziert sind. Die günstige Lage verschafft den Einwohnern, deren Zahl sich auf etwa 1300 beläuft, durch Schifffahrt und Spedition, nebst dem starkbesuchten wöchentlichen Kornmarkt, wesentliche Vortheile; auch nähren sie sich fleißig von ver-

schiedenen Gewerben, sowie von Acker= und Weinbau, und treiben starken Weinhandel nach Schwaben.

Schon im achten Jahrhundert stand hier ein starker, ansehnlicher Flecken, der von Herzog Burkhard von Alemannien im Jahre 966 mit Graben und Mauern umgeben und mit Marktgerechtigkeit begabt wurde. Einen bedeutenden Zuwachs erhielt Stein, als im Jahre 1005 das Benediktinerkloster zu Hohentwiel hieher verlegt wurde. Um diese Zeit mögen die Freiherren von Klingen mit der Herrschaft über die Stadt und wohl auch Vogtei über das Kloster des hl. Georg zu Stein belehnt worden sein. Um sich ihre Herrschaft über die Stadt zu sichern, bauten sie über derselben die gewaltige und feste Burg Hohenklingen. Schon im Jahre 1267 erklärten sie sich gegen das Kloster, daß sie selbiges bei Leihung des Schultheißenamts, dem Recht des Bannweins und andern Freiheiten erhalten wollen. Im Jahre 1359 kam die Hälfte von Hohenklingen und der Stadt, sowie die Kastenvogtei des Klosters um 20,000 Florentinergulden an die Herzoge von Oesterreich. Wenige Jahre nachher gaben die Herren von Klingen zu, daß die Stadt ein offen' Haus für Oesterreich sein soll. Im Jahre 1415, bei der Achtserklärung Herzog Friedrichs (s. oben S. 81), bemächtigte sich Kaiser Sigmund durch den Burggrafen Friedrich von Zollern der Stadt. Bald darauf kam solche als ein Reichs= und österreichisches Lehen wieder an die von Klingen, denn im Jahre 1419 verkaufte Ulrich der Aeltere von Klingen seinen halben Theil an der Burg und Stadt um 9300 fl. dem Kaspar von Klingenberg, und ein Anderer dieses Hauses seine Hälfte dem Nämlichen um 8500 fl. Im Jahre 1442 belehnte Kaiser Friedrich III. den Albrecht von

Klingenberg und im Jahre 1449 seinen Bruder Hans von Klingenberg mit dem halben Theil der Burg Hohenklingen und der Stadt in des Reichs Namen. Diese zwei Brüder verkauften wieder im Jahre 1457 Burg und Stadt sammt hohen und niedern Gerichten, auch großen und kleinen Zöllen, sowie ihre Herrlichkeiten vor der Brücke u. s. w., um 24,500 rheinische Gulden an die Stadt selbst. So gelangte Stein zur völligen Freiheit. Kaiser Friedrich III. und Herzog Albrecht VI. von Oesterreich bestätigten diesen Kauf. Im Jahre 1459 schloß die Stadt mit Zürich und Schaffhausen ein Bündniß auf 25 Jahre. Im Jahre 1478 kam sie in Gefahr, ihre Freiheit auf eine traurige Weise wieder zu verlieren: ihr Bürgermeister H. E., näher bezeichnet ihn unser Geschichtschreiber nicht, machte sammt einigen andern Bürgern mit dem höhgauischen Adel einen Anschlag, die Stadt vom Rhein her bei Nacht zu überfallen und sie unter das Joch zu zwingen. Doch der böse Anschlag mißlang, die Feinde wurden abgetrieben und der verrätherische Bürgermeister in einem Sack von der Rheinbrücke gestürzt und ersäuft. Von dieser Begebenheit soll es herrühren, daß der Wächter auf Hohenklingen durch Blasen des Horns oder Abbrennung einer Kanone die ankommenden Pferde und Schiffe anzeigen muß. Sobald das fünfundzwanzigjährige Bündniß mit Zürich und Schaffhausen abgelaufen war, im Jahre 1484, begab sich die Stadt in den Schutz des Standes Zürich, mit Vorbehalt ihrer Freiheiten, und nahm ihn zu ihrem Herrn und Obern an. Unter Zürichs Schutz blieb Stein, bis es im Jahre 1799 dem Kanton Schaffhausen einverleibt wurde.

Schon im Jahre 1523 fand die evangelische Lehre

bei vielen Bürgern Eingang; bald begehrten sie einen eigenen Prediger, der aus den Einkünften des Klosters besoldet werden sollte. Dieß kam durch Vermittlung der Stadt Zürich zu Stande, und im Jahre 1528 wurde die Klosterkirche für den evangelischen Gottesdienst eingeräumt. Der Abt des Klosters, David von Winkelheim, zuerst ein großer Freund der Kirchenverbesserung, hatte freiwillig in Gegenwart seiner Freunde und Gönner die Abtei und das Kloster dem Stande Zürich übergeben, sich selbst aber lebenslänglich ein ehrliches Leibgeding ausbedungen. Der resignirte Abt blieb nebst einer kleinen Anzahl von Brüdern, da die meisten schon vorher ausgetreten waren, im Kloster; aber bald hernach packte er Alles, was im Kloster war, Urkunden, Baarschaft, Kleinodien u. dgl. zusammen, und ließ sich mit den Brüdern an Strickleitern in ein zur Flucht bereitetes Schiff, mit dem er nach Radolfzell fuhr. Hier widerrief er die freiwillige Uebergabe des Klosters und gab sich auf's Neue als einen Abt von Stein aus. Wirklich erhielt er auch von dem römischen König Ferdinand den Genuß der Klostergüter in der Nellenburgischen Landgrafschaft, starb jedoch in obenerwähnter Stadt schon im darauffolgenden Jahr. Nach vielen Streitigkeiten wurde die Abtei mit dem Kloster Petershausen vereinigt. In der Stadt selbst nahm die Reformation immer rascheren Fortgang, und das evangelische Wort, welches schon so früh daselbst Eingang fand, wird seitdem ununterbrochen daselbst verkündigt. — An der ehemaligen Kirche des Konvents ist der Kirchenrath Melchior Kirchhofer als Prediger angestellt, ein Mann von seltener Gelehrsamkeit, in dem seine Vaterstadt sowie die ganze Schweiz den ersten Reformations-Historiker der neueren

Zeit verehrt. Freunde der Geschichte werden es nicht bereuen, seine reiche Sammlung von Werken und Exzerpten über Reformationsgeschichte kennen zu lernen, die er den Fremden wie den Bekannten mit großer Leutseligkeit zugänglich macht.

Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt nennen wir vor Allem den kleinen Saal des Amtshauses im alten Kloster, der nach der Jahrzahl über der Thüre im Jahre 1516 eingerichtet und gemalt wurde. Die hölzerne Stubendecke ist gekippert gewölbt, mit verschlungenen Sprüchen, Emblemen und Arabesken bunt verziert. Die Wände sind grau in grau mit trefflichen Freskogemälden ausgeschmückt, welche Scenen aus dem Ritterleben, Lustbarkeiten aller Art, Frauengruß und Begegnung, Spiele u. s. w. darstellen. Außerdem sehen wir hier eine große Messe, ferner die Belagerung einer Burg, Scenen aus dem punischen Krieg, als den Sturm von Sagunt, den Schwur des Hannibal u. s. w. In den Nischen der Fenster stehen Figuren von Männern und Frauen, ebenfalls grau in grau. Dieser Saal und das anstoßende Gemach wurden von dem genannten Abt David von Winkelheim erbaut; unten war sein Speisezimmer, in dem gleichfalls schönes Schnitzwerk zu sehen. Noch machen wir aufmerksam auf das ehemalige adelige Zunfthaus, zum Klee genannt, neben der Rheinbrücke. Es enthält treffliche Glasgemälde aus guter Zeit. Dergleichen finden wir auch im Schützenhaus jenseit der Stadt. Auf dem Rathhause hängt das Bild eines berühmten Steiners, Hans Rudolph Schmieds. Er wurde im Jahre 1590 zu Stein geboren. Seine Gefangenschaft in der Türkei wurde die Grundlage seines Glückes. Weil er während derselben die türkische Sprache

gründlich erlernt hatte, wurde er im Jahre 1617 der kaiserlichen Botschaft zu Konstantinopel als Dolmetsch vorgeschlagen und aus der Sklaverei entlassen. Später wurde er von den Kaisern Ferdinand II. und III. in wichtigen Angelegenheiten, ja bald als Gesandter bei der türkischen Pforte verwendet, und wegen seiner Verdienste unter dem Titel eines Freiherrn von Schwarzenhorn in den Adelstand erhoben. Er starb als kaiserlicher Gesandter bei der Eidgenossenschaft im Jahre 1667 und hinterließ nur zwei weibliche Nachkommen. Das Bildniß, auf dem er in türkischer Tracht abgebildet ist, schenkte er nebst einem noch vorhandenen silbernen und vergoldeten Becher mit Schmelzarbeit seiner Vaterstadt.

Gasthöfe: Schwan (an der Brücke), Krone, Rabe.

Wollen wir noch einer angenehmen Aussicht über den Rhein, einen Theil des Untersees und des Höhgaus genießen, so besteigen wir die auf steiler, mit Reben umkränzter Höhe gelegene Burg

Hohenklingen,

von der wir schon in der Geschichte der Stadt Stein gesprochen. Die Aussicht überwiegt reichlich die Mühe des Steigens. Die Burg ist noch gut erhalten und wird von einem Wächter bewohnt, der noch jetzt seine bestimmten Signale in gewissen Zeiten zu geben hat. Im Vorhof derselben ist oben an der Wand ein Gemälde zu sehen, das einen großen Hirsch vorstellt. Eine nebenstehende Inschrift in Reimen erzählt treuherzig dem gläubigen Leser, daß dieser Hirsch einst bei einer Belagerung der Burg aus eigenem Antrieb auf dieselbe gekommen

und sich der ausgemagerten Besatzung als Speise dargeboten habe.

Steigen wir wieder hinab in's Thal, so hätten wir jetzt die beste Gelegenheit, mit einem vorbeifahrenden Dampfschiff die schöne Strecke bis Schaffhausen und zum herrlichen Rheinfall in wenigen Stunden zurückzulegen, — doch wir wandern nur um die Ufer des Bodensees, und so müssen wir diesen so schönen und zweckmäßigen Ausflug aus unsrer Tour lassen; wir verfolgen unsern Weg von Stein aus an dem rechten Ufer des Rheins und des Untersees, und gelangen zuerst zu dem Dorfe

Oeningen,

mit der ehemaligen Benediktinerabtei dieses Namens. Das Dorf liegt in einem gar lieblichen Weingelände, und wird schon in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts als ein Hof (curtis) mit Aeckern, Wiesen, Wäldern und Weiden genannt. Hier haben wir den Sitz der alten Grafen von Oeningen zu suchen, ob wir gleich auch nicht die geringste Spur mehr auffinden können, wo einst ihre Burg stand. Zuverlässig standen die beiden Grafenhäuser Achalm und Oeningen in naher Verwandtschaft mit einander, denn zu gleicher Zeit erscheinen Kuno und Leutold von Oeningen und Kuno und Leutold von Achalm als Stifter des Klosters Zwiefalten. Sie waren auch verschwägert mit Herzog Rudolph von Rheinfelden, der eine Ida von Oeningen zur Gemahlin hatte. Daher finden wir auch in jenem unglückseligen Streite Rudolphs gegen Heinrich IV. einen Grafen von Oeningen auf Rudolphs Seite. Von diesen Grafen von Oeningen wurde die Probstei gegründet. Im Jahre 995 nämlich stiftete

Graf Kuno von Oeningen mit Beistimmung seiner Gattin Richlinde und seiner Söhne Egbert, Lüpeld, Kuno und Luithold auf seinem Gut Oeningen am untern See, oberhalb der Stadt Stein, ein Augustiner-Chorherrenstift. Kaiser Otto I. bestätigte auf seiner Reise durch die Seegegend diese Stiftung. Im Jahre 1155 ward das Stift unter das Bisthum Konstanz gestellt; es heißt dort: „Die Probstei Oeningen, welche wir (Kaiser Friedrich I.) als eine Erbschaft, an uns übergegangen, der Konstanzer Kirche übergeben haben, und deren Schirmvogtei wir auf's Neue aus der Hand des Bischofs empfangen, soll von nun an unter keinem Distrikt eines andern Schirmherrn stehen." Im Jahre 1255 bestätigte Pabst Alexander die Stiftung, welche von Pröbsten verwaltet wurde. Im Jahre 1428 überzog Bischof Otto von Konstanz, in Verbindung mit den Höhgauern, Dorf und Stift Oeningen, und beides wurde von ihnen geplündert. Im Schweizerkrieg blieb die Probstei durch die Klugheit ihres Probstes vor der Plünderung gerettet. Im Jahre 1499, den 23. April, schickten die aus dem Walliser Lande den Eidgenossen 800 Mann als Zusatz. „Als diese Walliser," so erzählt Stumpf weiter, „gegen Stein kamen, ward ihnen gesagt, wie der Probst von Oeningen seine Habe gen Konstanz hinter die Königlichen geflüchtet hätte, deßwegen gedachte Walliser unterstunden, dem Probst die Wagen zu bringen und zu streifen. Deß ward der Probst gewarnet, schicket den Wallisern alsbald drei Ochsen, dazu eine Anzahl Wein und Kernen, gen Stein, mit Bitt, hieran Genüge zu haben, und ihn nit weiter zu versuchen. Hiermit hielten die Walliser Kirchweih zu Stein und zogen darnach in's Schwaderloch." Im

Bauernkrieg machten die Unterthanen der Probstei einen Theil des Höhgauer Haufens. Im Jahre 1534 wurde die Probstei Oeningen zu den Tafelgeldern des Bischofs von Konstanz gezogen, der sich von nun an Bischof von Konstanz und Statthalter von Oeningen nannte. An die Stelle der Pröbste traten Prioren, nachher Superioren, und zuletzt Dekane. Die Mönche wurden aus den Einkünften des Hochstifts unterhalten. In neuerer Zeit (1805) kam Oeningen zum badischen Landesantheil, und das Stift wurde aufgehoben. Noch jetzt zeigt das große geräumige Klostergebäude mit schönem Garten, daß Oeningen in früherer Zeit zu den bedeutendsten Klöstern Oberschwabens gehörte.

Unterhalb Oeningen und zu demselben gehörig liegt hart am See die Burg

Oberstaad,

eine der schönsten am Untersee und noch ganz wohl erhalten. Mitten aus derselben ragt ein Thurm von ziemlicher Höhe, und gewiß noch aus alter Zeit. Der Thurm hat hübsche gothische Fenster und im obersten Stockwerke genießt man eine prächtige Aussicht. — Es mag wohl keine Burg im Höhgau und am Bodensee sein, die so oft und schnell hinter einander ihre Besitzer wechselte, deren Wappen wir in einem kleinen Gemach am Plafond gemalt finden. Wahrscheinlich wurde die Burg Staad von den Freiherren von Klingen ob Stein oder denen von Klingenberg erbaut, denn im Jahre 1446 verkaufte Albrecht von Klingenberg „Burg, Haus, Hof, Hofstatt und Hofrait zu Oberstaad mit dem Wassergraben und das Fischfangen in dem See von dem Haus zu Oberstaad auf und nieder, wie wir und unser Vordere

das Alles sament und sunder inne gehabt" an Konraden Egglin, gesessen zu Herderen, um 500 rhein. Gulden. Im Jahre 1491 veräußerte dieser Egglin die Burg an Peter Mäßlin von Konstanz, aber schon im Jahre 1501 kam sie wieder an die Familie Herderen. Ludwig Egglin von Herderen veräußerte sie dann im Jahre 1511 an Herrn Niklas, Probst zu Oeningen. Vom Konvent zu Oeningen kaufte sie Pilgerim von Hohen-Landenberg um 1200 fl. Nach dessen Tod im Jahre 1516 gab seine Wittwe Dorothea, geborne von Ramschwag, mit Willen des Vormünders ihrer Kinder, das Schloß wieder an Herrn Konrad, Probst und Administrator von Oeningen, um die frühere Kaufssumme, nur bedingt sie sich noch 40 fl. „für Bäu und Schaden." Doch die Burg war wie eine Judenwaare, die in keiner Hand lange geblieben. In demselben Jahr verkaufte sie der Probst wieder an den edlen Junker Sebastian von Mandach, mit einem Mehrerlös von 80 fl. über den genannten Kaufschilling. Bei dieser Familie blieb die Burg am längsten. Mit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts theilten sich Mehrere dieses Geschlechts in den Besitz der Burg. Im Jahre 1608 verkaufte Anna Benigna von Reichlin-Meldegg, die Wittwe eines Junkers von Mandach, welche im Alleinbesitz der Burg war, dieselbe an das Kloster Einsiedeln „um 7600 fl. und 400 fl. der Verkäuferin zu Trinkgeld." Von Einsiedeln kam Staad im Jahre 1623 eine Zeit lang an den deutschen Orden, im Jahre 1637 an das Kloster Muri, dann an die Herren von Rüpplin, die es bis zum Jahre 1772 besaßen.

Vermöge seiner Lage am Ausfluß des Rheins aus dem Untersee war Oberstaad ein gelegener Ort, um den

Waaren, die auf dem Wasser kamen, aufzulauern. Was Hohenkrähen und Friedingen für das Land, das war Oberstaad für das Wasser — eine Art Raubschloß. Es war eine der ersten Burgen, die die Schweizerhorden im Jahre 1499 ihrer Wuth aufopferten. Sie zogen von Stein aus davor, gewannen sie, legten Besatzung darein und verbrannten sie am ersten Tag des Märzen durch besondere Personen wider den Befehl der Obrigkeit. Doch scheint dieß eine nur oberflächliche Zerstörung der Burg gewesen zu sein, so daß sie leicht wieder hergestellt werden konnte, denn sie wird bald darauf wieder als bewohnbar aufgeführt. Dem Verderben des Bauernkriegs, so wie dem des dreißigjährigen Kriegs, scheint sie vor vielen Burgen der Gegend entgangen zu sein.

Gehen wir eine Strecke weiter aufwärts immer am See hin, so gelangen wir nach

Kattenhorn,

einem Filial von Oeningen. Schon in der angeführten Gränzurkunde vom Jahre 1155 wird der kleine Ort aufgeführt. Er hatte wohl schon früh einen Ansitz für adelige Bewohner. Vielleicht waren die zu Staad ansässigen Herren von Landenberg die ersten Besitzer. Im Jahre 1570 saß zu Kattenhorn ein Jakob Pfaw, genannt Spät, der an die Wittwe des Hans Kaspar von Mandach zu Staad $1\frac{1}{2}$ Jauchert Acker verkaufte. Der Ort hat ein altes Landenbergisches und ein neues Schultheißisches Schlößlein, beide mit einem großen Rebgut, dem Fürsten von Fürstenberg gehörig.

Von Kattenhorn aufwärts, dem Fuße des Schiener

Bergs zu, kommen wir zu den beiden berühmten **Steinbrüchen** von Oeningen und Wangen, die eines Besuchs werth sind, aber leider! schon so sehr ausgebeutet wurden, daß der Naturhistoriker kaum mehr etwas findet, das er als Andenken daran nach Hause bringen möchte. Der Oeninger Steinbruch liegt an der südlichen Seite des Schiener Berges, an dem Ende eines sanften Abhanges, wenigstens 500 Fuß über dem Ufer des Untersees. Schon im Jahre 1680 kam dieser Steinbruch durch Kauf an das Kloster, aber er war damals schon lange bekannt, denn er lieferte der Nachbarschaft ihre Kalk- und Bausteine. Alle Gänge des Stifts Oeningen und der Kirche sind mit solchen Platten von glimmerigen grauen Schiefersteinen belegt, ja der Altar zu Unterbühl, sowie einige Statuen zu Petershausen sind daraus gefertigt. Erst im Jahre 1708 wurde die gelehrte Welt durch Dr. Scheuchzer in Zürich auf den Oeninger Steinbruch mit seinen merkwürdigen Fossilien und Petrefakten gelenkt. Seit dieser Zeit wurden die Oeninger Fossilien nicht nur der Gegenstand gelehrter Verhandlungen, sondern leider! auch ein Handelszweig der Steinhauer und andrer Leute, welche der Natur auf jegliche Weise eine praktische Seite abzugewinnen suchen — manche seltene Stücke wanderten um hohe Preise in's Ausland, doch blieben manche auch in den Naturalienkabinetten der Nachbarschaft. Der Wangener Steinbruch ist eine kleine Viertelstunde vom genannten entfernt. Er liegt mehr südlich gegen den See hin, an einem steilen Bergabhang, welcher sich nach und nach bei dem Thale von Wangen verliert. Der Weg dahin ist mühsam, doch wird man durch die reizendste Aussicht bei der Grube für alle Mühe belohnt. Man

überblickt von hier aus den ganzen Untersee, die Insel Reichenau und die vielen das Ufer und die benachbarten Hügel bekränzenden Burgen, Landsitze und Dörfer, und in der Ferne zeigen sich die stolz aufgethürmten Felswände der Schweiz, welche den Horizont umschließen. Dieser Steinbruch ist der Länge nach weniger beträchtlich, als der bei Oeningen; auch ist der Kalkschiefer, welcher die Petrefakten enthält, von dem Oeninger Schiefer etwas verschieden durch Farbe, ist härter und hat keinen Geruch, während dieser beim Reiben einen stinkenden Geruch verbreitet. Die Fossilien, welche in beiden Steinbrüchen gefunden werden, sind entweder Petrefakten im engeren Sinne, wohin verschiedene Versteinerungen von Säugethieren, von Amphibien und Fischen, besonders die daselbst ausgegrabenen Muscheln gehören — oder sie kommen als Petrefakten im weiteren Sinne vor, nämlich als halbverweste, mit einem erdharzigen Stoffe durchdrungene, mehr oder weniger mürbe Körper, z. B. Knochen, Fische und Holzarten, oder als Spurensteine, wohin die Abdrücke von Fischen und die mannigfaltigen Pflanzen und Blätter gehören. Unter den bisher aufgefundenen Gegenständen nennen wir als die wichtigern: eine Fledermaus, einen Iltis, eine Haselmaus, das zerstreute Gerippe eines Hirsches, einen Fuchs, eine gemeine Flußschildkröte, eine Schnepfe, eine Kröte, einen Wasserfrosch, eine Blindschleiche. Ferner finden sich von Fischen die meisten Arten, welche im Bodensee vorkommen; alle gewöhnlichen Käfer und Mücken; Muscheln und Schnecken, die noch den perlmutterähnlichen Glanz beibehalten. Unter den mannigfaltigen Pflanzenpetrefakten hat sich sogar ein Cypressenabdruck vorgefunden. — Das Ausführlichste über die beiden Steinbrüche gab

Dr. Karg, Stadtarzt zu Konstanz, im I. Bd. der Denkwürdigkeiten der Naturforscher Schwabens, S. 1—74.

Vom Dorfe **Wangen** wandern wir wieder längs dem See, und sehen in einer ½ Stunde das auf einer kleinen Anhöhe liegende Schloß

Marbach,

das, seitdem es von dem Grafen Grimaldi in ein feines Lustschloß umgeschaffen worden, von außen wenig Spuren mehr zeigt, daß einst eine feste Burg hier gestanden. Das jetzige Schloß ist massiv gebaut, und enthält schöne hohe Gemächer. Von seinem Balkon aus hat man eine reizende Aussicht auf den See und das Thurgau bis über Konstanz hinaus. — Marbach hatte in früherer Zeit einen eigenen Adel; Albrecht und Luithold von Marbach, Edelknechte, sind im Jahre 1254 Zeugen in einer zu Feldbach ausgestellten Urkunde. In einem Jahrzeitbuch der Komthurei Tobel werden Walter und Rudolph von Marbach genannt. Vielleicht starb dieses Geschlecht früh aus. Um's Jahr 1301 saß „Einer von Ulm, der war ein Pfaffe, und Bruder des St. Galler Abts Heinrich von Ramstein, bei dem Niedersee zu Marbach." Derselbe wirkte Viel dafür, daß der Abt im Amt blieb. Um's Jahr 1382 kaufte Wernher von der Reichenau von Nikolaus Sattler von Ravensberg die Herrschaft Marbach. Im Jahre 1368 zogen die von Konstanz mit Schiffen vor Marbach, eroberten die Feste mit Gewalt, die ward geplündert und sammt allem zugehörigen Gebäu verbrannt. (S. oben S. 70.) Doch scheint sie schnell wieder aufgebaut worden zu sein. Im Jahre 1409 verkaufte das Kloster Reichenau die Burg an Ritter Jakob von Ulm. Zehn Jahre später

zogen die Konstanzer wider diesen von Ulm, ihren Bürger, wegen etwas verdrießlicher Worte, die er ihrem Stadtboten sollte entboten haben. Das Schloß wurde eingenommen, und genannter von Ulm mit einem zwölfjährigen Sohn gen Konstanz geführt. Vom Jahre 1552 bis 1582 war Marbach in andern Händen, bis es Hans Kaspar von Ulm im Jahre 1598 wieder an sein Haus brachte.

Von Marbach führt uns der Weg zuerst nach dem kleinen, früher dem Kloster Feldbach gehörigen, Dorfe **Hemmenhofen** und dann gen

Gaienhofen,

Dorf und Schloß, am See gelegen. Von allen Schlössern, die längs dem See gegen Stein hin liegen, hat dieses die günstigste Lage, da kein andrer Punkt der Aussicht auf die Reichenau und die Stadt Konstanz im Wege steht. Es ist, wenn auch sein Aeußeres in neuerer Zeit eine bedeutende Aenderung erlitten, doch noch das frühere Schloßgebäude und gehört wohl dem sechzehnten Jahrhundert an. Neun Thürme sollen früher um dasselbe gestanden sein, daher man es nur das Schloß mit den neun Thürmen nannte. Eine sechs Schuh dicke Mauer, die in neuerer Zeit bedeutend abgenommen wurde, sowie ein Graben, ehedem mit Zugbrücke, umgibt das Schloß.

Gaienhofen gehörte schon im zwölften Jahrhundert zu dem Hochstift Konstanz, von dem seine ersten Besitzer es zu Lehen trugen. Im Jahre 1295 resignirte Graf Hugo von Werdenberg seine Besitzungen zu Gaienhofen, die er zu Lehen getragen, wieder dem Hochstift. Das Schloß war, wie die meisten in der Nähe liegenden,

im Besitz der Herren von Klingenberg. Im Jahre 1311 verkaufte Albrecht von Klingenberg das Schloß Gaienhofen sammt Zugehör um 625 Mark Silbers an das Bisthum. Später kam die Herrschaft pfandweise an Bischof Konrad von Freisingen, dann wieder an die von Klingenberg, endlich nach einander an die von Reischach, von Heudorf und Andere. Um's Jahr 1417 saß zu Gaienhofen Herr Johannes Stuber, Ritter, und Herr Heinrich von Randegg. Beide verübten an einem der benachbarten Ritter eine üble Mordthat. „Sie hatten," so erzählt die Chronik, „den Junkherr von Reischach und seinen Sohn Michael freundlich in ihr Haus zu Gast geladen, sie auch in Essen und Trinken wohl traktirt. Da sie sich nun zu Nacht schlafen gelegt, ruft Junkherr Konrad von Reischach seinem Sohn Herrn Michael; der legte nur das Unterkleid an, und wollt' eilfertig hinauf zu seinem Vater, der ihn gerufen hätt'. Da kamen die zwei Obgenannten, der Stuber und der von Randegg, und ermordeten und erstachen ihn auf der Stiegen verrätherisch und boshaftig, in der neunten Stund der Nacht. Dessen beklagte sich sein Vater Junkherr Konrad von Reischach bei Ihro kaiserlichen Majestät, Kaiser Sigmund; darum wurden die zwei Obgenannten in kaiserliche Acht erklärt von solchs Mords und Missethat wegen, auch ihr Hab und Gut war verfallen, und an was Ort man sie bekommen würde, sollte man mit ihnen nach der Gerechtigkeit verfahren." Nach dieser Zeit finden wir die Burg in dem Besitz derer von Mosax. Im Jahre 1483 übergibt Johann Peter von Mosax seiner Schwieger Clementia, Gräfin von Montfort, geb. von Hewen, statt ihrer vermög Heirathsbrief

auf der Grafschaft Werdenberg zu fordern gehabten 6200 fl., die Pfandherrschaft Gaienhofen, welche dieselbe im Jahre 1492 gegen Erlegung der Summe von 600 fl. dem Hochstift Konstanz zurückstellte. Bei dem Hochstift blieb Gaienhofen bis in die späteste Zeit. Im Jahre 1499 wurde die Burg von den Eidgenossen erobert und besetzt, aber „nach Befriedung des Kriegs dem Bischof wiedergeben."

Bei dem nächsten Orte, zu dem wir jetzt gelangen, dem Dorfe **Hornstaad**, treten wir in jenes Gebiet am See ein, welches unter dem Namen

die Höri

bekannt ist. Sie begreift das ganze Ufer des Untersees von Hornstaad an bis zum Dorf Bohlingen. Manche dehnen den Bezirk bis Oeningen aus und schließen noch den Gebirgszug des Schiener Bergs mit ein. Wollen wir den Namen Höri erklären, so ist wohl die richtigste Ansicht, wenn wir ihn von dem Wort hören ableiten, was im ganzen Höhgau für gehören genommen wird. Die Gegend, von der wir sprechen, gehörte schon seit alten Zeiten dem Bischof von Konstanz, daher hieß man sie die Höri (Hörende, Gehörende) zum Bisthum Konstanz. Diese Ansicht gründet sich auf jene Gränzurkunde, die Kaiser Friedrich Barbarossa im Jahre 1155 ausstellte, und die im Jahre 1357 von Kaiser Karl IV. bestätiget wurde. In derselben heißt es von der Höri: „Außerdem bestätigen wir alle Jagdgerechtigkeit in der Höri, wie sie von unserm Urgroßvater, Kaiser Heinrich, zur Zeit des Bischofs Romuald von Konstanz, mit Beistimmung des Abts Ulrich von Reichenau, und Anderer, die Güter oder Lehen daselbst hatten, der genannten

Kirche (zu Konstanz) verliehen wurde, mit ewigem Privilegium, daß Niemand das Recht hat, daselbst zu jagen ohne Erlaubniß des Bischofs." Nach dieser Urkunde war der Umfang der Höri in früherer Zeit viel bedeutender als jetzt. Der halbe Theil der niedern Gerichtsbarkeit über die Gegend war zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts noch im Besitz der Freiherren von Zimmern. Hans Werner, Freiherr von Zimmern, Herr zu Wildenstein und Falkenstein, verkaufte denselben, nachdem er ihn zuvor der Lehenschaft von Oesterreich ledig machte, im Jahre 1539 um die Summe von 950 fl. an das Hochstift Konstanz, welches schon vorher die andere Hälfte, sowie die hohen Gerichte, von dem Hause Oesterreich zu Lehen trug. — Unter den in der Höri liegenden Orten nennen wir **Horn,** das mit Gaienhofen, Hornstaad, **Gundolzen** (Cunigundis villa) eine Gemeinde bildet, und den mehr landeinwärts gelegenen Hof **Grünenberg** mit schöner Aussicht auf den See. Der letztere war früher der Sitz eines adeligen Geschlechts. Hamann von Grünenberg und Petermann sein Sohn, sowie Hamann von Grünenberg der Jung, sind im Jahre 1392 Ritter des St. Jörgenschilds; Wilhelm von Grünenberg war im Jahre 1447 unter den Räthen des Grafen Ludwig von Würtemberg. Der Edelsitz wurde später ein Nonnenkloster, von dem man aber jetzt keine Spur mehr sieht. Hart am See liegen die Dörfer: **Itznang,** Geburtsort des berühmten Dr. Mesmer, Entdecker des thierischen Magnetismus; **Bankholzen** (Bankholzheim), wo früher eine Burg stand, dann **Moos,** nicht weit vom Ausfluß der Aach in den Untersee. Wir schreiten über dieselbe und gehen auf das mehr landeinwärts liegende hübsche Dorf

zu, seinem Umfang nach das größte in der Höri. In älterer Zeit war es ein Flecken und hatte zwei Thore. Schon früh wird Bohlingen genannt. Unter den Vergabungen, welche Kuno, Graf von Oeningen, und seine Gemahlin Richlinde im Jahre 965 machten, ist auch Bohlingen aufgeführt. In der oben angeführten Urkunde ist ein Hof (curtis) zu Bollingen und die Kirche daselbst als zum Bisthum Konstanz gehörig genannt. In frühester Zeit schon kommt ein Geschlecht vor, das sich von Bollingen schrieb. In einer Urkunde, die Bischof Berthold von Konstanz im Jahre 1175 ausstellte, erscheinen Cunrad und Berthold von Bollingen als Zeugen. Doch scheint dieß Geschlecht bald ausgestorben zu sein, denn im fünfzehnten Jahrhundert sind die Ritter von Homburg im Besitz des Dorfs. Im Jahre 1456 verkauften Burkard, Wilhelm, Albrecht und Cunrad von Homburg diese ihre Besitzung sammt Itznang an Graf Alwik von Sulz; um die Summe von 5500 fl. kam sie dann im Jahre 1497 von Rudolph und Hermann, Grafen von Sulz, an das Hochstift Konstanz. Im Bauernkriege machten die Landleute von Bohlingen und Gaienhofen mit den aufrührerischen Bauern Gemeinschaft. Es mußten daher zufolge des Hilzinger Vertrags vom 5. Juli 1525 die Thürme im ganzen Amte niedergerissen, und alle großen Glocken, mit welchen die Bauern Sturm geläutet hatten, weggeschafft werden. In Bohlingen befindet sich noch ein altes Schloß, das in früherer Zeit dem Bischof von Konstanz als Jagdschloß diente, nun aber in ein Gasthaus verwandelt ist. Von hier aus

mögen die Bischöfe das uralte Jagdrecht in der Höri hauptsächlich geltend gemacht haben, das sie lange übten. Im Jahre 1633 hielt der Bischof von Konstanz hier sein Jägermahl. Das vernahm der neubestellte Kommandant Widerhold auf der nachbarlichen Burg Hohentwiel. Schnell war ein Anschlag auf den Bischof gemacht, aber dieser entrann noch zur guten Stunde, mußte jedoch sein Leibpferd, Silbergeschirr und andere Geräthschaften zurücklassen, die dann in Widerholds Hand fielen.

Ehe wir die Höri verlassen, lohnt es sich wohl noch der Mühe, einen Gang auf den **Schiener Berg** zu machen, und dort eine Höhe zu besteigen, von der aus man bei weitem die herrlichste Aussicht auf den Untersee und seine Umgebung hat. Man geht von Bohlingen aus an einer von einer Kirchhofmauer umgebenen Kapelle vorbei, läßt diese rechts liegen, und ein gangbarer Weg führt aufwärts den Schiener Berg hinan, der die große Landzunge ausfüllt, welche der Rhein und die westliche Bucht des Untersees bilden. In einer halben Stunde sind wir auf der Höhe des Bergs; noch eine kleine Strecke und wir sind bei einem Hof, von dem in geringer Entfernung die Ruinen der

Schrotzburg

mit ihrer herrlichen Aussicht ragen. Zur Linken prangt der Höhgau mit seinen zertrümmerten, auf vulkanische Felsen gelagerten Ritterburgen; zur Rechten der Untersee mit der lieblichen Reichenau, die in ihrer ganzen Ausdehnung vor dem Auge liegt. Ueber sie hin die Stadt Konstanz mit dem unermeßlichen Obersee, den das in blauen Nebel verhüllte Vorarlberg bekränzt. Das Ganze gewährt einen Anblick, einzig in

seiner Art. — Die Ruine liegt auf einem Vorsprung des Schiener Bergs und überragt das ganze Gebirg. Ein Graben, der nur noch wenige Mauerreste umgibt, zeigt den Umfang der früheren Burg. Wie fest ihr Bau war, beweist ein Mauerstück von ziemlicher Höhe, das früher zuverlässig ein Thurm war. — Schon wegen der trefflichen Lage, vermöge welcher die Schrotzburg den ganzen See beherrschte, ist es wohl glaublich, daß sie auf den Trümmern eines Römercastells aufgebaut war. Für diese Annahme spricht die Auffindung von vierzig römischen Silbermünzen in der Nähe der Burg, die größtentheils in Donaueschingen aufbewahrt werden. Wohl mag auch die Schrotzburg eines jener Castelle gewesen sein, welche Kaiser Valentinian in der Mitte des vierten Jahrhunderts am See und Rhein erbauen ließ, um sich gegen die wiederholten Einfälle der Alemannen zu schützen. Eine alte Legende schreibt die Erbauung der Burg einem schwäbischen Dynasten Namens Scrot zu, von dem sie ihren Namen erhalten haben soll. — Gegen Ende des neunten Jahrhunderts waren ohne Zweifel die beiden Kammerboten Erchanger und Berthold im Besitze der Burg. Als diese ihren Widerpart Bischof Salomo in ihre Hände bekommen, führten sie ihn auf eine ihrer Burgen, wo Bertha, Erchangers Gemahlin, lebte. Dort wollten sie den Bischof in Haft liegen lassen, bis er an den eigentlichen Ort seiner Bestimmung, auf die Burg Hohentwiel, abgeführt würde. Doch ehe dieß geschah, wurde der Bischof von Erchangers Gemahlin heimlich entlassen, während Siegfried, der Neffe des Bischofs, zu seiner Befreiung herbeieilte. Die Burg, auf welche der Bischof von den Kammerboten gelegt wurde, ist ohne Zweifel die Schrotzburg, ob sie gleich in der Erzählung Diepolds-

burg genannt wird. Es ist nämlich in der Erzählung ausdrücklich von einem Städtchen (oppidum) die Rede, das der Beschreibung nach unter der Burg lag. Siegfried, der Neffe des Bischofs, führte vor dasselbe die beiden Brüder sammt ihrem Neffen Luitfried, welche er in seine Hand bekommen hatte, und das Städtchen ergab sich ohne Schwertstreich. Letzteres ist wohl kein anderes als das jetzige Dorf Bohlingen, das ja schon in früher Zeit eine Mauer gehabt haben soll. Schrotzburg mit Bohlingen lag dem Sitze der Kammerboten, der Feste Twiel nahe, und die Burg war vermöge ihrer Lage in einer waldigen Gegend ohnedieß auch geeignet, einen geheimen Gefangenen zu verbergen. Das Geschichtbuch erzählt uns, daß die Burg nach dieser Begebenheit zerstört, später aber wieder aufgebaut wurde. In der Folge schrieb sich von der Burg ein adeliges Geschlecht, denn im Jahre 1503 kommt ein Ulrich von Schrotzburg vor, der wegen Haus- und Hofraitin zu Schienen eine Gült geben muß. Im Schweizerkrieg (im Jahre 1499) mag wohl die Schrotzburg mit den vielen andern Burgen des Höhgaus gleiches Schicksal gehabt haben.

Wir gehen zu dem Hofe zurück, um noch einen Gang zu dem Dorf

Schienen

zu machen, das dem ganzen Bergrücken den Namen gegeben. Es liegt wie in einem Kessel des Gebirgs, das sich von Süden gegen Nordwest in einer beinahe geraden Richtung von Gaienhofen bis gegen Stein am Rhein hinzieht, und mit Fichten und Buchen, sparsam nur mit Tannen, bewachsen ist. In dem Dorfe auf einem Hügel, der Pfarrkirche gegenüber, steht eine Kapelle, von der

die Sage geht, daß sie von den ersten Christen erbaut worden sei, die sich vor den Heiden hieher flüchteten. Vielleicht ist dieß von Attilas Zug im Jahre 445 oder von Einfällen der Hungarn im zehnten und elften Jahrhundert zu verstehen, wo die Leute in diese Wildniß flüchteten und hier ein Kirchlein gründeten. Die Pfarrkirche zu Schienen ist eine berühmte Wallfahrtskirche und noch aus der Zeit Karls des Großen. In früherer Zeit war sie die Kirche eines Klosters, das an dieser Stelle gestanden haben soll. Die Gründung desselben wird von Einigen einem Atto, Grafen im Höhgau und der Bertholdsbaar, zugeschrieben, der noch im neunten Jahrhundert lebte. Nach Anderen wurde erst im Jahre 905 ein Kloster Benediktinerordens hier erbaut, welches an Reichthum und Pracht den ersten Klöstern Deutschlands wenig nachgab. Aber üble Wirthschaft und Verschwendungssucht der Aebte bereiteten demselben bald den Untergang. Man sah sich genöthigt, diese Benediktinerkolonie aufzulösen, und selbe in ein Chorherrenstift zu verwandeln, das mit sechs Herren besetzt wurde. Allein das Stift hielt sich kaum hundert Jahre. In Folge seines gesunkenen Zustandes wurde es im Jahre 1452 der Abtei Reichenau einverleibt, welche schon 1215 die Vogtei über die dortige Kirche vom Herzog von Teck erkauft hatte. Es wurde aus dem Stift eine Probstei gebildet und mit einem Probst, sowie fünf Patern besetzt; unter letzteren befinden sich im Jahre 1452 Heinrich und Ulrich von Bankoldsheim. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts theilte Schienen das Schicksal der Reichenau: es fiel auch unter den Krummstab des Bischofs von Konstanz. — In der Kirche zu Schienen befindet sich das Begräbniß der Herren von

Schienen. Unter den Grabmälern ist merkwürdig dasjenige, welches sich auf der linken Seite des Chors befindet. Es wurde von Einem des Geschlechts von Schienen gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts einem Knappen, Namens Kuenzle, gesetzt, der seinem Herrn 18 Jahre lang treu gedient und ihm drei Töchterlein aus der Taufe gehoben hatte. — Das Geschlecht der Herren von Schienen war unter den Hohenstaufen mächtig. Einer derselben trug hohe Würden in Italien. Im vierzehnten Jahrhundert werden mehrere des Geschlechts genannt. Ein H. de Schynau wird im Jahre 1338 Bürger zu Diessenhofen, deßgleichen ein H. de Schynow im Jahre 1350. Im Jahre 1333 wird eine Stiftung gemacht zwischen einem Ulrich von Schienen und der Probstei Schienen. Im Jahre 1369 stellt Kuenz von Schienen der Probstei einen Revers aus. Johann und Konrad von Schienen verkaufen im Jahre 1391 dem Stift Schienen ihren Hof zu Buch um 125 Pfund Heller. Im Jahre 1441 wird Wernher von Schienen unter den Edelleuten genannt, welche den Reichsstädten ihr Gut auf dem Untersee raubten. Herr Sixt von Schienen kommt vor als Mitglied des St. Jörgenschilds im Jahre 1487 und 1488. Mit Anna von Hohenlandenberg zeugte er den Sixt von Schynow, der im Jahre 1512 lebte und mit Waldburga von Stadion eine Tochter, Maria Jakobe, zeugte. Einer der Letzten des Geschlechts war Konrad von Schienen, der im Jahre 1563 lebte. — Von einer Burg Schienen findet sich nirgends eine Spur mehr, und es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit behaupten, daß sie schon früh abging, indem sie im Jahre 1441 nicht unter den Burgen genannt ist,

auf denen sich die Edelleute von den Reichsstädtern enthielten.

Wir steigen von der Höhe in's Thal hinab, wenden uns dem Dörflein **Moos** zu und gelangen auf moorigem Grunde, indem wir die Aach bei ihrer Mündung überschreiten, in die Stadt

Radolfzell,

deren Thürme uns schon aus weiter Ferne zuwinken. Sie liegt an der nordwestlichen Bucht des Untersees, ist der Sitz eines badischen Bezirksamts, Dekanats, Physikats, Forstamts, einer Domänenverwaltung und eines Amtsrevisorats, und hat etwa 1000 Einwohner, deren Haupterwerbszweig Weinbau, Obstzucht und Gartenbau ist. Auf ihren Wochenmarkt kommt viel Getreide, das in die Schweiz ausgeführt wird.

Gasthöfe: Krone (Post), sehr zu empfehlen, Hirsch.

Von dem seligen Ratoldus (Ratolph) hat Radolfzell seinen Namen. Ratoldus war in Alemannien von vornehmen Eltern geboren. Zuerst war er Kleriker unter Bischof Egino von Verona; als dieser sein Bisthum verließ und auf die Reichenau zog, wurde er sein Nachfolger im Bisthum. Nach einigen Jahren fühlte Ratoldus denselben Hang zum Klosterleben, wie Egino, und kehrte in sein Vaterland zurück. Von Abt Hatto auf der Reichenau erhielt er die Erlaubniß, nahe bei der Insel eine Kirche nebst einem Hause für sich zu erbauen. Zum Dank dafür verschaffte er dem Kloster Reichenau von einem venetianischen Herzog, Namens Justinian, die Gebeine des Evangelisten Markus, welche seitdem als Hauptreliquien darin verehrt werden. Zu

gleicher Zeit erhielt Ratold die Reliquien des hl. Sinesius und Theopontus, und brachte sie in die kurz vorher von ihm erbaute Zelle am See. Ratold starb im Jahre 874 den 13. Oktober, und wurde in dem Gotteshaus, das er gegründet hatte, begraben.

Aus der Ratoldus-Zelle wurde schon im zwölften Jahrhundert ein Chorherrenstift, das unter Reichenau stand; es erhielt im Jahre 1290 von Abt Johann zu Reichenau seine Statuten. Schon vor dieser Zeit hatte sich um die Ratolph-Zelle herum eine Ansiedlung gebildet, die im dreizehnten Jahrhundert bereits eine Ringmauer mit Graben erhielt, damit die bei dem Stift ansässigen Einwohner einen Schutz hätten. Als Rudolph von Habsburg auf den deutschen Thron kam, brachte er auch Radolfzell sammt der Reichsvogtei an sich. Von nun erscheint Zell als eine Stadt der Herzoge von Oesterreich, die sie von Zeit zu Zeit mit Freiheiten und Privilegien begabten, doch mit Vorbehalt der Vogtei. Um's Jahr 1399 kam das Münzrecht von der Reichenau an die Stadt, die es dann nie mehr von sich gab. Wie der berüchtigte Pabst Johannes XXIII. vierzehn Tage lang zu Radolfzell wider Willen Herberge nehmen mußte, haben wir schon in der Geschichte von Konstanz gehört. Um dieselbe Zeit kam die Stadt in Folge der Achtserklärung Herzog Friedrichs von Oesterreich an das Reich. Kaiser Friedrich III. erneuerte im Mai des Jahres 1415 ihre Privilegien und erklärte, daß die Stadt, welche gebeten habe, sie bei dem Reiche zu lassen, auch ferner bei demselben bleiben, und weder versetzt noch verkauft werden solle. So ward Radolfzell eine Reichsstadt. Als im Jahre 1441 die Reichsstädte am See sich zu einem gemeinsamen Zug gegen mehrere Edelleute der Gegend

verbanden, legten sie sich mit ihrem Heer vor die Stadt Zell, weil sie dieselbe im Verdacht hatten, als ob sie es mit den Rittern gehalten, die sie befehdeten. Aber die Bürger öffneten den Anziehenden ihre Thore und schwuren zu ihnen; hierauf legten die Städte eine Besatzung in die Stadt, welche auch nach Beendigung des Feldzugs zurückblieb. Im Jahre 1454 kehrte Zell nach dem Beispiel mehrerer Städte wieder unter Oesterreich zurück, und huldigte dem Herzog Albrecht, der in eigner Person in die Stadt kam. Bei dieser Gelegenheit erhielt sie mehrere neue, sehr wichtige Privilegien.

Am Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts wurde Zell auf einige Jahre der Sitz des Bischofs von Konstanz. In Folge jener streitigen Bischofswahl, da Ludwig von Freiberg vom Pabst und Otto von Sonnenberg von dem Kapitel zum Bischof gewählt wurde, mußte der Erstere sich nach Zell zurückziehen, wo er drei Jahre lang saß, ohne seine Wünsche erfüllt zu sehen, denn sein Gegner wurde endlich auch vom Pabst im Bisthum bestätigt. Radolfzell hatte von dem ganzen Handel mehr Schaden als Nutzen, den es zog in dieser Zeit die Acht Kaiser Friedrichs auf sich.

Die Wehen des Schweizerkriegs fühlte die Stadt Zell weniger als die andern Städte am See; doch hatte sie während dieser Zeit immer Besatzung, und trug alle Lasten, die damit verbunden waren, bis der Friede von Basel auch sie befreite. Desto härter wurde sie im Bauernkriege mitgenommen. Um Ostern 1525 zogen zwei Bauernhaufen, der eine an 10,000 Mann stark, in das Höhgau, nahmen die Städtchen Engen und Aachweg, und legten sich dann, noch bedeutend verstärkt durch Höhgauer Zuzüge, vor Radolfzell, während sich der größte

Theil der Höhgauer Ritterschaft geflüchtet hatte. Die Bauern schlossen es von allen Seiten zu Wasser und zu Land ein, und hofften es durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Aber hier war man zuvor schon darauf bedacht gewesen, sich mit Allem zu versehen, was zu einer tapfern Gegenwehr gehörte. Die Stadt war von außen durch Gräben und Geschütz, von innen aber durch den Muth der Bürger und der hieher Geflüchteten gesichert; dazu konnte sie auf die Hülfe des schwäbischen Bundes rechnen. Dieser hatte, sobald er von dem Vorhaben der Bauern Kunde erhielt, die Stadt Ueberlingen bei ihrem Bundeseid aufgefordert, Radolfzell zu Hülfe zu ziehen. Sogleich sandte Ueberlingen 200 Knechte mit zwei Kanonen unter Befehl des Vogts von Bregenz, Marx Sittich von Ems, welche dem Feind Abbruch thaten, in der Folge in Verbindung mit anderem Kriegsvolk die Belagerer wiederholt schlugen, und endlich zur Unterwerfung brachten. Außer der Hülfe von Ueberlingen erhielt die Stadt auch die bestimmte Zusicherung baldiger Hülfe von dem Truchsessen Georg von Waldburg. Er war schon auf dem Weg in's Höhgau, da wurde er von der Bundesversammlung in Ulm abgerufen, in's Württembergische gegen Herzog Ulrich zu ziehen. Dennoch zog er voran bis Raithaßlach, was er bald den Belagerten zu Zell kund thun ließ. Als diese von seinem Anzug hörten, wagten sich einige Edelleute aus der Stadt und kamen glücklich in das Lager des Truchsessen. Sie schilderten ihm den traurigen Zustand der Stadt und baten ihn flehentlich, seine Zusage zu erfüllen, die Stadt zu entsetzen, und ihre Weiber und Kinder, ihre Genossen und Güter, welche alle in der Stadt eingeschlossen seien, von dem Untergang zu retten.

Dabei bemerkten sie, daß der argen Einschließung wegen auch bereits die Lebensmittel zu mangeln anfingen, und die Noth mit jedem Tage größer werden müsse, so daß am Ende die Stadt gezwungen sei, sich an die Bauern auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Schmerzlich war es für den Truchseß, sein gegebenes Wort nicht sogleich vollkommen lösen zu können, da er zuvor dem Befehl der Bundesversammlung Folge leisten mußte. So viel that er jedoch vorderhand für die Stadt, daß er 500 Reisige zur Besatzung derselben bestimmte. In eigner Person führte er dann die Edelleute in die Stadt zurück, die kaum wußten, wie sie wieder hineinkommen sollten. Auch die 500 Reisigen kamen ungehindert nach Zell. Es war aber die Hülfe, welche von Ueberlingen herkam, sowie die Mannschaft, welche der Truchseß der Stadt zusendete, ein Theil des Kriegsvolks, das 8000 Mann stark von der Regierung zu Innsbruck in's Schwabenland geschickt wurde, um den Aufruhr der Bauern zu unterdrücken. Als die Bauern, welche in der Gegend von Steißlingen, Wahlwies und Radolfzell 10,000 Mann stark standen, vernahmen, wie die Stadt Besatzung eingenommen hätte und der Truchseß mit seinem Heere über Pfullendorf herab gen Stockach käme, hoben sie die Belagerung auf und zogen sich in eine vortheilhaftere Stellung. Da rückten am 8. Juni die zu Stockach und um Sernatingen zurückgebliebenen Bundestruppen gegen die Bauern, schlugen sie nach zweistündigem Kampf in die Flucht, und verfolgten sie, mit der Besatzung von Zell verstärkt, bis gen Hilzingen. So war die bedrängte Stadt auf einmal von ihrer Noth befreit. Am 16. Juli erhielt die Sache der Bauern am See den letzten Stoß — sie wurden von den Bündischen von Neuem angegriffen,

und dermaßen geschlagen, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußten.

Radolfzell hatte während der fast zehnwöchentlichen Belagerung durch die Bauern große Treue gegen seinen Fürsten bewiesen, kein Opfer gescheut, große Summen auf die Erfordernisse der Vertheidigung gewendet und das Leben seiner Bürger nicht geschont, die wie gemeine Kriegsknechte der Gefahr kühn entgegen traten, und dem Feinde Schaden zufügten, wo sie konnten. Der Schaden, den die Stadt allein in diesem schweren Kriege erlitten hatte, betrug über 6000 fl., wofür sie später eine kaum genügende Entschädigung erhielt. Jedoch gab schon im Jahre 1526 König Ferdinand einen Beweis, wie er der Verdienste nicht vergessen, die sich die Stadt in jener Zeit erworben. In einer öffentlichen Urkunde, mit dem großen Staatssiegel versehen, verlieh er ihr unterm 28. Mai zum immerwährenden Andenken ein neues Wappen, in dem das österreichische zum Theil mit aufgenommen wurde, und ertheilte ihr wegen ihrer Beständigkeit und Treue verdiente Lobsprüche.

Das Zeitalter der Reformation hatte wenig Einfluß auf die Stadt. Während ein großer Theil der Seegegend, besonders die Städte Konstanz und Lindau die neue Lehre freudig aufnahmen, blieb Radolfzell der Lehre seiner Väter getreu. Als daher die geistliche Regierung zu Konstanz von den Bürgern genöthigt worden war, die Stadt zu verlassen, nahm sie in Radolfzell ihren Sitz. Im Christmonat 1542 zogen die Domherren ebenfalls hieher. — In diese Zeit fallen auch einige nicht unwichtige Erwerbungen der Stadt. Ungeachtet der drangvollen Zeiten war es ihr doch durch gute Wirthschaft nicht unmöglich geworden, Ausgaben zu machen.

Im Jahre 1538 kaufte sie um 1800 fl. alle Rechte vom Kloster Reichenau, die letzteres bisher daselbst besessen hatte; so hatte das Kloster nichts mehr an die Stadt anzusprechen. Im Jahre 1545 kaufte die Stadt von Konrad von Bodmann das Dorf Friedingen, und im Jahre 1548 das Dorf Hausen an der Aach von Dietrich von Homburg.

Im Jahre 1563 hatte die Stadt die Freude, den Kaiser Ferdinand I. in ihren Mauern zu begrüßen; er kam gerade von seiner Krönung zu Frankfurt mit zahlreichem Gefolge von Trabanten und andern Höflingen. Er verweilte daselbst vom 12. bis zum 13. Januar und zog dann nach Konstanz. — Im Jahre 1576 war Radolfzell sechs Monate lang der Sitz der Freiburger Universität, da dort eine epidemische Krankheit ausgebrochen war.

Auch die Wehen des dreißigjährigen Krieges ließen die Stadt Zell nicht unberührt. Schon mit dem Jahre 1631, als der Kriegsschauplatz der Seegegend näher rückte, hatten die Städte Konstanz, Lindau und Radolfzell kaiserliche Besatzung erhalten. Das war keine unnöthige Vorsorge gewesen, denn im Jahre 1632 kam der württembergische Oberst Rauch in die Gegend des Untersees, um die in der Nähe Hohentwiels gelegenen Orte in Besitz zu nehmen. Er nahm seine Stellung im Dorfe Singen, wo er durch die Feste gedeckt war, und im Nothfall auch Unterstützung in der Nähe hatte. Von da aus nahm er die sogenannte Staringer Schanze, wo hundert aufgebotene Bauern und fünfundzwanzig Soldaten nebst einem Korporal von Radolfzell als Besatzung lagen, ohne Schwertstreich. Beinahe auf gleiche Weise gab sich auch die Stadt am 26. Okto-

der 1632 in die Hände der Feinde. Die Bürger hielten es für unmöglich, mit der schwachen Garnison in die Länge zu widerstehen, und kapitulirten ohne Mitwirkung der Militärbehörde mit dem Obersten Rauch zu Singen. Der ließ die Stadt gleich darauf durch sein Regiment besetzen und verlegte dahin sein Hauptquartier. — Bald darauf versuchte man Radolfzell wieder in die Hände des kaiserlichen Volks zu bringen, aber der Anschlag mißglückte. Einige Bürger, sowie der damalige Stadtpfarrer, faßten den kühnen Gedanken; allein die Seele des Ganzen war ein Bürger, Namens Adam, sonst das Musmännlein genannt. Der verabredete mit dem Kommandanten zu Konstanz Tag und Stunde der Ausführung des Plans. In der Nacht des Auffahrtstags 1633 schickte dieser 400 Mann herab. Ihnen folgten in der Nacht des Pfingstsonntags Abtheilungen der Garnisonen von Ueberlingen und der Meinau, um den Anschlag auszuführen. Aber es ging nicht, wie es gehen sollte, denn Marsch und Anstalten waren übel kombinirt, und so kam es, daß die Kaiserlichen von der württembergischen Garnison übel empfangen wurden und entfliehen mußten. Die von Ueberlingen entkamen glücklich, aber die Meinauer wurden auf der Flucht eingeholt und größtentheils niedergemacht. In der Stadt wurde der Bürger Adam ergriffen und geviertheilt. Der Stadtpfarrer entging im Dunkel der Nacht dem Tode. — Das folgende Jahr erschienen die Kaiserlichen wieder vor der Stadt und griffen sie zu Wasser und zu Land an, aber der darin liegende Generalmajor Schaflitzki nöthigte sie zum Abzug. Radolfzell blieb unter fremder Botmäßigkeit bis zur Schlacht bei Nördlingen, nach deren Verlust die Schweden und ihre Verbündeten ganz

Schwaben räumten und auch die Stadt wieder österreichische Besatzung erhielt.

Im bayerischen Erbfolgekrieg hatte Zell gleichfalls zu leiden. Am 17. September 1744 rückte eine Kolonne von 7000 Franzosen ein. Gleich am andern Tag mußte Stadrath und Bürgerschaft einem bayerischen Kommissär im Namen Kaiser Karls VII. huldigen, und erhielt dagegen die Zusicherung des ruhigen Besitzes aller hergebrachten Freiheiten. Die französische Besatzung kostete so bedeutend, daß eine allgemeine Verarmung und Verschuldung der Stadt die Folge davon war. Dabei war der Soldat ausgelassen und muthwillig, und so unbekümmert um die Vorschriften des religiösen Kultus, daß man oft während der Messe die Trommel rühren und die Pfeife spielen ließ. Am 24. April 1745 zog endlich diese lästige Einquartierung wieder ab.

Bis zu den letzten zehn Jahren des achtzehnten Jahrhunderts genoß die Stadt Ruhe; von da an aber hatte sie in Folge des französischen Revolutionskrieges wieder vielfache Drangsale und Beschwerden zu erdulden. Durch den Frieden von Preßburg im Jahre 1805 wurde die Stadt württembergisch; mit dem Jahre 1810 fiel sie an Baden, in dessen Besitz sie seitdem geblieben.

Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt steht die alte, in gothischem Style erbaute Stadtkirche oben an. Sie wurde wohl an der Stelle aufgeführt, wo der hl. Ratold für sich und seine Brüder eine Zelle erbaut hatte. Die Bauart der Kirche gehört nicht jenem Jahrhundert an. Am Langhaus, das im einfachen Geschmack erbaut ist, trägt die an dem Chor stehende unterirdische Kapelle die Spuren eines höheren Alters an sich, als der Chor. Dieser wurde im Jahre 1436 von dem

Reichenauer Abt, Friedrich von Wartenberg, erbaut. Auf einem Stein am Chor ist folgende Inschrift zu lesen: „Nach der Geburt Christi MCCCC in dem XXXVI. Jar am XVI. tag des abarellen wird der Bau angefangen; da leit der hochwürdige her Friedrich von Wartenberc, Abt der Reichenau, den ersten Stein.“ Ueber das Alter der übrigen Theile der Kirche läßt sich nichts Bestimmtes angeben; wohl wurde in verschiedenen Zeiten daran gebaut. Der Thurm, auf dessen Gallerie man eine schöne Aussicht auf den Untersee und über den Höhgau genießt, war in früherer Zeit um ein Stockwerk höher; er brannte, vom Blitz entzündet, zum Theil ab. — Das Innere der Kirche ist sehr geräumig und hoch; der Chor ist durch ein Eisengitter von der übrigen Kirche getrennt. Zu den Merkwürdigkeiten der Kirche gehören: 1) Das Grabmal des hl. Ratolds. Es steht nicht weit vom Eingang in den Chor der Kirche, und ist aus Quadersteinen gebaut, die einen Sarkophag bilden. Seine sehr leserliche Umschrift ist: „Hoc saxo tegitur corpus boni Ratholdi Episcopi Veronensis, qui sub Imperatore Ludovico primo et Stephano Papa quarto hic prima fundamenta jecit.“ Oben auf dem Deckel: „Anno Domini 1538 Jar in der Regierung Kaiser Karoli des Vten ward dies Grab renovirt.“ In dem genannten Jahre hatte man das Grabmal ausgebessert. Bei dieser Gelegenheit fand man in einem Sarge von Eichenholz zwei Körper, wovon einer durch eine in Wachs aufbewahrte Urkunde als jener des Bischofs Ratold erklärt wurde. Als das Grabmal in späterer Zeit noch einmal geöffnet wurde, fand man Ebendasselbe, was im Jahre 1538 gefunden worden war. Wem der in dem gleichen Sarge vorgefundene zweite Körper angehöre, konnte auch

dießmal nicht ausgemittelt werden. 2) Das Reliquiarium der drei Heiligen, des hl. Sinesius, Theopontus und Zeno. Die Reliquien der beiden Ersteren brachte Ratold aus Tarris in Italien, das Haupt des hl. Zeno, Bischofs von Verona, erhielt er von dem Zenonischen Kloster dieser Stadt, und vermachte Sämmtliches seiner Kirche. Die Gebeine des hl. Sinesius und Theopontus werden in einem uralten kupfernen Sarge in dem diesen Heiligen besonders erbauten Altare, das Haupt des hl. Zeno aber in einem silbernen Infulhaupt aufbehalten. Diese drei Heiligen nennt man die drei Hausherren, weil das Reliquiarium die Form eines Hauses (Kirche) hat. In früherer Zeit war ein großer Zulauf des Volks hieher, und die Wallfahrt zu den drei Hausherren weit berühmt. Das jährliche Wallfahrtsfest wird immer noch sehr pompös gefeiert, sowie das berühmte Markusfest in der Reichenau. 3) Zwei alte Holzgemälde aus der deutschen Schule. Jedes hat etwa 3½ Schuh in der Breite, bei 4 Schuh Höhe. Gegenwärtig hängen sie im Hintergrund der Kirche. Das eine dieser Gemälde stellt Christus am Oelberg, das andere die Kreuzabnahme vor. Man erblickt auf dem ersten Bilde den betenden Heiland, seine Jünger um den Berg her liegend und schlafend, in der Ferne eine Rotte Bewaffneter, unter ihnen Judas mit dem Beutel. Auf dem zweiten sieht man außer dem Leichname des Heilandes die hl. Frauen mit Gefäßen und Joseph von Arimathia, die um den Leichnam stehen. Köpfe und Gewänder sind gut in Zeichnung und Kolorit. Die Farben sind auf Goldgrund aufgetragen. Kein Namen oder Zeichen eines Meisters ist angebracht, nur auf einem der Gemälde ist unten rechter Hand die Figur eines

knieenden betenden Geistlichen angebracht, über dem die Worte stehen: „Miserere mei Deus et fratrum et bene factorum meorum omnium lacorum.“ Auf der linken Seite ist das Wappen des Betenden. Die Gemälde sind wohl noch aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. 4) An dem Pfeiler rechts an dem Grabe des St. Ratold das Denkmal des Ritters Wolf von Homburg. Es ist eine gelungene Gußarbeit aus Bronce, 4 Schuh hoch, $2^1/_2$ Schuh breit, und wiegt über 1 Zentner. Oben stehen die Worte: „Anno 1560 auff den 22. Octobris ist christenlich verschieden der Edel und vest Wolf von Homburg, der letst seines stammes und Namens, dem Gott der almächtig gnedig und barmherzig seyn wolle.“ Ritter Wolf kniet in voller Rüstung vor dem Bilde der Dreieinigkeit, sein Helm liegt neben ihm, und auf seinem Schwert ist ein Kruzifix. Ein fliegender Engel hält das homburgische Wappen, ein Hirschgeweih, in seinen Händen. Aus des Ritters Mund gehen die Worte: „O her, dein bin ich, selig mach mich.“ Dieses Denkmal wurde zu Ulm gegossen. 5) Im Chor der Kirche liegt David von Winkelheim, Abt des Klosters St. Georgen zu Stein. Auf seinem Grabmal ist eine Inschrift aus gegossenen metallnen Buchstaben zu lesen: „Anno Domini 1526 an St. Martinstag starb der gnädig und geistlich hochwürdig Herr David Abbt des Gotteshaus Stain welcher zu Vrhaltung seines Gotteshauses Stiftung und Regel daselbst vertrieben ward. Dem Gott gnädig und barmherzig sein wölle.“ 6) Im Seitengange, neben dem sogenannten Ablösungsaltar, links, ist an der Wand das broncene Denkmal für Alexander Ballstettert und Anna Klumpin, seine Ehefrau, vom Jahre 1555.

7) Ebendaselbst ist das gleichfalls broncene Denkmal des Letzten aus dem Geschlechte der edlen Vogte, mit einer Inschrift.

Zu den lieblichen Umgebungen der Stadt gehört die **Mettnau** (Augia Meliae), jetzt Rebgut mit mehreren Häusern. Sie liegt auf der kleinen Erdzunge, die in den See ausläuft, eine halbe Stunde lang ist, und der Sage nach in früherer Zeit mit der Reichenau zusammengehangen haben soll. Noch hat der See in dieser Richtung, zwischen Mettnau und Reichenau, bei niederm Wasserstand sichtbare Untiefen. — Die Mettnau gehörte im sechzehnten Jahrhundert der Familie Vogt. Im Bauernkrieg mußte sie durch Verheerung Vieles dulden. Die Stadt kaufte im Jahre 1528 von Gerold Vogt seine Besitzung auf der Mettnau um 1010 fl.

Wer von Radolfzell auf die Reichenau fahren will, thut klug daran, die Strecke bis zur Mettnau zu Fuß zu machen, da er dort Schiffleute findet, die um geringe Belohnung auf die Insel überführen.

Von Radolfzell aus machen wir am füglichsten einen Abstecher in den

Höhgau,

was kein Freund des Alterthums und der Geschichte, sowie einer großartigen und reichen Natur, versäumen sollte.

Zu den schönsten Partien der ganzen Seegegend gehört der liebliche Höhgau mit seinen Ritterburgen und vulkanischen Bergkegeln, von welchen Höhen der Gau in früher Zeit den Namen Höhgau, Höhengau, erhalten haben mag. Schon in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts kommt der Höhgau unter dem Namen pagus Hegauensis, Heegewe, Hegowa, Hegowe, Hegow in der Geschichte vor. Er schloß den ganzen Landstrich in sich, der den Untersee umgibt, sowie den sogenannten

Rück zwischen dem Unter- und Ueberlinger-See, und zog sich über die Ruine Hohenfels hin bis zu dem kleinen Goldbach, fast vor die Thore der Stadt Ueberlingen, wo der Höhgau und Linzgau zusammenstießen. Dieß seine Ausdehnung gegen Süden. Nördlich erstreckte er sich über das Städtchen Engen hinaus bis auf die Höhe von Tuttlingen, wo die Baar (Bertholdsbaar) beginnt. Die alten Gränzen des Höhgaus schlossen mit andern Worten in sich den ganzen Landstrich, der in späterer Zeit unter dem Namen der Landgrafschaft Nellenburg oder „im Höhgau und Madach" (dem nördlichen Theil des Gau's) bekannt war, so daß sogar noch Stein am Rhein und der alte Nellenburgische Ort, die jetzige Stadt Schaffhausen in der Schweiz, in sein Gebiet fielen. Gegen vierzig Burgen und Burgruinen krönten in früherer Zeit seine Höhen; unter ihnen waren wohl Stoffeln und Nellenburg die Hauptsitze der Gaugrafen. Welchem Geschlechte die ersten Gaugrafen des Höhgaus angehörten, ist bisher noch nicht genau ermittelt worden. Gewöhnlich nahm man an, daß es das Geschlecht der Grafen von Nellenburg gewesen, welches immerhin das älteste im Höhgau war. Neuere Forschungen haben erwiesen, daß ein anderes Geschlecht den Nellenburgern im Grafenamt des Höhgaus voranging, und zwar das Haus von Ramsberg-Pfullendorf, welchem zuverlässig jener Gaugraf Ludwig angehörte, der in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts von Stoffeln aus den Höhgau verwaltete; sowie ein Graf Ulrich von Ramsberg, der im Jahre 1096 genannt wird. Nach Abgang dieses mächtigen Dynastengeschlechts kam das Grafenamt an die Nellenburger, die es bis zu ihrem Erlöschen besaßen und auf die Grafen von Thengen vererbten.

Die geschichtliche Bedeutsamkeit des Höhgaus betrachten wir später, wenn wir die Geschichte seiner Burgen geben; jetzt mag es am Platze sein, über seine naturhistorische Wichtigkeit zu sprechen. Betrachten wir den ganzen Landstrich, der von Osten, Norden und Westen von einer Hochebene umschlossen ist, und nur dem See zu eben hinläuft, so erscheint uns dieser Winkel am See wie ein Thalboden, der in frühester Zeit noch zum Umfang des großen Gewässers gehörte. Die Beschaffenheit des Bodens, der meistens mit Kies bedeckt ist, möchte für diese Ansicht sprechen. Sodann finden sich auf den bergigen Ufern des Ueberlingersees, besonders bei Bodmann, wenn man nur ein wenig in den sandigen Hügeln gräbt, Fischzähne von 1 bis 1½ Zoll, welche offenbar einer Zeit angehören, in der die Seefluth bei Weitem von größerem Umfang war, und also auch größere Seethiere in sich beherbergte. Damit steht auch die Volkssage in Verbindung, daß der Rhein in frühester Zeit in einem ganz anderen Bette gegangen. Der Rhein, so bezeichnet die Sage die Stelle, lief statt an der südlichen Seite des Schiener Bergs, auf der nördlichen hin, und so hätte sich natürlich sein Ausfluß mehr über den Höhgau, als sein jetziges Terrain, den Schweizerboden, verbreitet. Wann die Veränderung geschah, durch die dem Rhein sein jetziges Bette angewiesen wurde und wo mit ihm die ganze Wassermasse mehr gegen Süden zurücktrat, läßt sich nur muthmaßen. Wohl geschah es durch jene Erdrevolution, die unsre Gegend betraf, als durch eine gewaltige Gährung in den Eingeweiden der Erde jene Bergkegel emporgetrieben wurden, welche von nun an das Gebiet beherrschten, welches sie sich durch eigene Thätigkeit trocken gelegt. Die äußere Gestalt dieser Berg-

kegel ist ein deutlicher Beweis für ihre vulkanische Entstehung. Ihre Felsen haben eine senkrechte, statt horizontale oder schichtenartige Lagerung, sie stellen sich in einer Zuckerhutform dar, wie die meisten der bekannten Vulkane, und haben nur ein Plateau von geringem Umfang, ganz geeignet, um einen Krater zu bilden, weßwegen das Volk noch jetzt die Ansicht ausspricht, daß diese Berge in alter Zeit Feuer ausgeworfen haben.

So viel über die etwaige Entstehung dieser Bergkegel; was ihre Formation betrifft, so ist sie bei sämmtlichen dieselbe, ausgenommen, daß der Stofflerberg Basaltgebilde, und die Berge gegen den See hin Conglomerate enthalten. Die Hauptgebirgsart sämmtlicher Berge ist der sogenannte Klingstein (Phonolith oder Porphyrschiefer). Auf dem Hohentwieler- und Kräherberg findet man den bekannten Natrolith; auf dem letzteren jedoch nur in geringeren Massen. In den Spalten, Klüften und Höhlungen der Felsen kommt er zu Tage. Er legt sich mehrentheils in Gestalt von Kugelabschnitten an, die von der Größe einer Erbse bis zu der Größe einer welschen Nuß vorkommen; er findet sich aber auch in derben Stücken, ohne besondere Gestalt, auch eingesprengt und angeflogen, ferner, doch ziemlich selten, in einzelnen kleinen nadelförmigen Kristallen, die insgemein weiß, oder gelblich weiß, durchscheinend und glänzend sind. Die meisten Natrolithe sind orangegelb; rothe, besonders ganz blutrothe, werden sehr selten gefunden. Wegen des ziemlichen Antheils von Natrum, das in diesem Fossil sich vorfand, erhielt es den Namen Natrolith. Man verwendet die Steine mit Natrolith zu Tischplatten, aus dem ausgebrochenen Natrolith aber werden in neuerer Zeit kleine Schmuck-

sachen, Ringe u. dgl. verfertigt. Außer dem Natrolith findet man auf diesen Bergen, besonders auf Hohentwiel, das in dieser Beziehung am reichhaltigsten ist, den Pechopal in seinen drei Gestaltungen: den vollkommnen, den unvollkommnen und thonartigen. Bei den beiden ersteren findet man oft bläulich grauen Chalzedon, entweder in getropfter Gestalt, auswendig und in den Höhlungen als eine Kruste ansitzend, oder auch den Opal adernweise durchsetzend. Dieser Pechopal kommt in dem thonigen Gestein oft in beträchtlich großen Stücken nesterweise vor. Im Nebengestein dieser Bergkegel, der sogenannten Grauwake, finden sich Hornblende, kristallisirter Glimmer und conzentrisch schalige Granitkugeln. Letztere werden von der Größe einer Nuß bis zu der einer Kegelkugel gefunden. Auch verschiedene Arten von Hornstein, sowie Amethyste, sind schon gefunden worden. Die meisten dieser Steinarten scheinen nicht, wie die übrigen herumliegenden Geschiebe, von dem Wasser aus der Ferne herbeigeführt worden zu sein, sondern sie gehören ihrem ganzen Aussehen nach zu den eigenen Erzeugnissen dieser Berge, und sind Zeugen ihrer eigenthümlichen Natur und Entstehung.

Sind diese Bergkegel wegen ihrer Fossilien für den Mineralogen von großer Wichtigkeit, so bieten sie auch dem Botaniker eine reiche Ausbeute zum Theil seltener Pflanzen. Auf Hohentwiel, Stoffeln, Höwen u. s. w. blühen im Mai: Steinkraut; Graublätterige Nelke; Rauhblätteriger Hederich; Vieljähriges Bartgras; Rundblätterige Zehrwurzel; Breitblätterige Haftdolde; Quitten-Mispelbaum; Dreitheiliger Steinbrech; Dreiblätteriger Baldrian; Buxbaum-Ehrenpreis; Steinbeere. Im Juni blühen: Einblüthiges Habichtkraut; Mauerkraut; Immer-

währender Salat; Kleinster Schneckenklee; Behaarte Spitzfahne; Großer Bocksbart; Bereifte Hauswurz; Klettenartiges Mausohr; Breitblätterige Kresse; Schmalblätteriger Lein; Silberglänzendes Fingerkraut; Geneigtes Fingerkraut; Gemeine Judenkirsche; Gelbliche Resede; Kleiner Steinbrech; Ohrlöffel-Silene. Im Juli blühen: Bitterer Wermuth; Sommerfleckenblume; Wilder Salat; Sprossende Nelke; Binsenförmiger Knorpel-Salat; Zweijährige Nachtkerze; Hahnsporn-Fennich; Gebogene Hauswurz; Aehrenblüthiger Ehrenpreis. Im August blühen: Kleinblätteriges Goldhaar; Gemeiner Ysop; Spatzenstrauchartige Stellera. Die bisher aufgezählten Pflanzen können wir wegen der Nähe dieser Berge am Seeufer mit allem Recht auch als eine Flora der Bodenseegegend betrachten, die wir in der Einleitung unberührt gelassen.

Wir beginnen nun unsre Wanderung in den Höhgau und auf seine Ritterburgen. Der erste Ort, in den wir von Radolfzell aus gelangen, ist das Pfarrdorf **Böhringen** mit ungefähr 300 Einwohnern. Im vierzehnten Jahrhundert hatte die Herrschaft Oesterreich über gewisse Güter daselbst das Vogtrecht. Später finden wir Böhringen im Besitz der Herren von Bodmann; Hans Konrad von Bodmann verkaufte im Jahre 1538 den Ort an die Stadt Radolfzell. Ueber das Landgut **Nickelshausen,** das im vierzehnten Jahrhundert den Edlen von Homburg und später andern adeligen Familien gehörte, gelangen wir nach dem großen Pfarrdorf

Singen,

das am Fuße des Hohentwieler Bergs liegt. Schon in einer Urkunde vom Jahre 787 kommt Singen unter dem Namen Sisingen vor. Im Jahre 900 gab König

Heinrich I. einem Babo, Vasallen des Grafen Burchard im Zürchgau, das bisherige Lehen im Orte Sisingen im Hegowe als Eigenthum. Später hatte es Edelleute, welche Vasallen der Reichenau waren. Ein Adilbero von Singen kommt schon im Jahre 1100, und ein Ritter Marchelin von Singen am Schluß des zwölften Jahrhunderts vor nach dem Klosterbuch von Salem. Im Jahre 1315 stifteten die Edlen von Fridingen ein ewiges Licht in die Kirche zu Singen. Im Jahre 1359 wird diese der Reichenau einverleibt. Mehrere adelige Familien hatten Zehenten zu Singen. Im Jahre 1429 verkaufte Wolf von Wülflingen seinen Zehenten zu Singen, und im Jahre 1434 stellte Konrad von Fridingen einen Revers aus über die „Widem zu Singen, daß solche von dem Gotteshaus Reichenau mit 130 Pfund möge gelöset werden.“ Demnach waren die Herren von Fridingen wohl am meisten an Singen betheiligt. Im Jahre 1488 hat ein Ulrich Gräter von Zell Zehenten zu Singen von der Reichenau zu Lehen. Auch die von Bodmann waren daselbst begütert, denn im Jahre 1539 verkaufte Hans Wolf von Bodmann sein Besitzthum zu Singen an die Reichenau. Im dreißigjährigen Kriege kam Singen an die Familie von Rost, und durch diese an die Grafen von Enzenberg, welche daselbst ein schönes Schloß bewohnen.

Mannigfache Spuren römischer Niederlassung finden sich in der Gegend von Singen. Auf dem Blachfelde, welches sich gegen die zu Hohentwiel gehörige Besitzung, den **Bruderhof**, hinzieht, fand man im Jahre 1821 eine gut erhaltene römische Urne, welche außer Staub und Asche ein Schüsselchen mit gelbem Sand und einem Götzenbildchen enthielt. Ob drei noch uneröffnete Grab-

hügel, die sogenannten „drei Bück,“ welche sich in der an 1300 Morgen fassenden Württemberger Waldung finden, alemannischen oder römischen Ursprungs sind, bleibt noch unentschieden.

Von Singen aus führt ein nicht sehr steiler Weg auf die ruinirte Württembergische Bergfeste

Hohentwiel,

welche mit vollem Recht vor allen übrigen Burgen besucht zu werden verdient.

Wenn man die Hälfte des Bergs erstiegen hat, gelangt man auf den Meierhof der Feste. Dieser besteht aus dem Gasthaus und dem eigentlichen Hof, wo sich noch das Pfarrhaus sammt dem Betsaale befindet. Im Gasthof, wo man gute und billige Bewirthung findet, löst man für 12 kr. eine Karte, wenn man das Belvedere auf der Höhe besteigen will. Von der schönen Linde beim Gasthaus schreitet man auf einer gepflasterten Heerstraße aufwärts, vorbei an dem Kirchhof, der noch einige alte Grabdenkmale enthält, sowie an jener steilen Felswand, in der wir die schönsten Natrolithe finden. In weniger als einer Viertelstunde gelangt man an den ersten Eingang der ehemaligen Feste. In früherer Zeit befand sich hier das Hauptportal, auf dem Widerholds Wappen, sammt einem Denkstein mit folgender Inschrift angebracht war:

Durch Gottes Gnad vnd Helden Trew
Dis vöste Hauß hier stehet New.
Der Feind hats zwar fünfmal geschreckt.
Doch hat der Herr zum Schutz erweckt
Den Widerhold der fünffzehen Jar
Dasselb beschützt in feindts gefahr.

Dieser Eingang eröffnete einen unter Bastionen hinlaufenden Gang, der sich nach etwa dreißig Schritten innerhalb der Schanzen öffnete, und zu dem ersten nun zerstörten Thorhause führte. Er war die wichtigste Passage zur Burg und mußte deßwegen fester als irgend ein Theil derselben verwahrt werden. In geringer Entfernung davon befand sich ein zweites Thorhaus — es wurde zerstört bis auf das Thor, welches in jetziger Zeit den Haupteingang in die Feste bildet. Sind wir durch dieses Portal getreten, so befinden wir uns im sogenannten Vorhof, welcher bis zu der ersten über die Felsen führenden Zugbrücke auch die untere Festung hieß. In dieser standen die Offizierswohnungen, die Kaserne, die Kellerei, die Apotheke, das Wirthshaus und noch mehrere Gebäude, die wir nur noch in Trümmern erblicken. Drei Brücken, ehemals Zugbrücken, führen über jähe Felsen zur oberen Festung. Tritt man bei der zweiten Brücke linker Hand hinüber, so befindet man sich auf einer noch ziemlich gut erhaltenen Schanze (Friedrichsbastion), die den steilsten Theil der Burg deckte. Von hier aus blicken wir über einen senkrechten Felsen von wohl 400 Fuß Höhe hinab und haben eine der schönsten Aussichten vor uns: die Burgen Staufen, Stoffeln, Mägdberg, Höwen u. s. w. liegen in lieblicher Gruppirung vor dem Blicke. Wir schreiten noch über eine Brücke, und stehen vor dem oberen Eingang in die Festung (Porte et pont du Gouvernement) mit den dazu gehörigen Gebäuden. Diese Gebäude bildeten die Wohnung des Kommandanten. Auf dem noch wohlerhaltenen Portale stand bis auf die neueste Zeit das in Metall gegossene Bild Widerholds, des treuen Kommandanten von Hohentwiel. Sind wir durch das

Portal getreten, so gelangen wir bald zu dem ersten wichtigen Gebäude der Festung. Oben an demselben ist noch das Stück eines alten Säulenknaufs sichtbar; es zieht sich in einem Halbkreis um die südliche Seite der Burg. Der Name „Klosterbau," den das Gebäude noch vor seiner Zerstörung trug, weist darauf hin, daß hier das ehemalige Kloster stand. Wirklich haben sich auch noch bedeutende Reste des alten Kreuzgangs erhalten, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man durch die von oben sichtbare Oeffnung mühsam hindurchdringen will. Nachdem das Kloster abgegangen war, wurde das Gebäude theils zur Kaserne, theils für die Schule, sowie für Lehrer und Pfarrer verwendet. An den Klosterbau, nur durch wenige Schritte getrennt, schloß sich die von Widerhold erbaute Kanzlei und der sogenannte Neubau an. Gerade gegenüber dem Klosterbau stehen noch die vier Wände der Kirche, welche Widerhold mitten in den Stürmen des Kriegs erbaute. Der sich daran anlehnende Thurm hat in neuester Zeit eine schöne Bedeutung erhalten, indem ein Belvedere auf seiner Zinne errichtet worden. Der für seinen Wohnsitz und die schöne Natur begeisterte Pfarrer Sigel gab die erste Anregung dazu, und Eduard Keller, der Verfasser des lieblichen Büchleins „Hohentwiel und seine Umgebung" unterstützte den schönen Plan. Der Bau der Warte wurde auf Aktien begonnen, und am 7. Mai 1846 konnte sie zum ersten Male bestiegen werden. Hier oben in einem geräumigen Gemach, wo man von der Mühe des Bergsteigens bequem ausruhen kann, ist jetzt Widerholds Bild aufgestellt, denn wohl wäre es auf seinem früheren Postamente vor Vandalen neuerer Zeit oder gar Dieben nicht lange sicher gewesen. Auf

einer eichenen Treppe gelangt man durch eine Fallthüre oben hinaus. Eine Plateform, etwa 300 Q.-F. haltend, der Boden mit Sturz beschlagen, eingefaßt von einer steinernen Brüstung, empfängt die Besucher. „Zu den Füßen rings um den Thurm reihen sich die riesigen Schattengestalten der alten Burg, hoch hinein schaut man zu den obdachlosen Gemächern der fürstlichen Burg, und der Raum der alten Kirche ist zum schwindelnden Abgrund geworden, aus welchem wildes Gesträuch und Gestein heraufschaut. Aber über diese dunkle Ruinenstadt hin schweifen die Blicke in einem der großartigsten und lieblichsten Rundgemälde." Wenden wir zuerst den Blick nach Norden, so liegt vor uns der schöne Kranz der Höhgauer Ritterburgen. Die äußerste ist Neuhöwen; von hier schweift das Auge hinüber bis zu dem Thaleinschnitt, der den Horizont bildet, und deutlich erkennt man rechts die Dreifaltigkeitskapelle bei Spaichingen — also zehn Stunden gerade aus. Weiter hin gegen Nordosten ist die Gegend weniger interessant — ein ziemlich hoher Bergrücken bildet den Horizont. Im Vordergrund das Städtlein Aach mit seinem alterthümlichen Burgthurm, die Waldburg Langenstein mit ihren Umgebungen und die etwas entferntere Nellenburg — weiter herwärts die Ruinen der Homburg. Gegen Osten liegt der Untersee vor uns. Aus seiner Mitte steigt, wie ein Feenland, die Insel Reichenau auf. Ueber der Insel Reichenau ragt die Stadt Konstanz mit ihrem majestätischen Dome hervor, hinter Konstanz erscheint das Becken des Obersees eigentlich nur als ein breiter Silberstreifen. Die fernsten Punkte sind die Klause bei Bregenz und die beiden Thürme von Friedrichshafen. Wie von einem Rahmen ist

der See von den Schneebergen Tirols umschlossen, mit denen die große Bergreihe beginnt, auf welcher jetzt das Auge vor Allem ruht. Zunächst und zu jeder Zeit sichtbar ist der riesige Säntis; die ihn umgebenden Churfürsten, worunter „Schild" und „Speer" besonders ausgezeichnet sind, schließen das Appenzeller Gebirge. An sie reihen sich die Glarner Alpen. Wie ein langer Sarg blickt der mächtige Glärnisch nicht fern von seinem noch höheren Nachbar, dem Tödi, herüber. Vor Allem imposant stellt sich das Berner Hochland dar. Zwei bekannte Berge — der Rigi und sein höherer Nachbar der Pilatus — bestimmen seine Lage. Zwischen diesen heraus blicken die mächtigen Eisriesen, links das himmelhohe Finsteraarhorn, rechts der Eiger, der Mönch und die Jungfrau. Noch einige weniger wichtige Berge machen den Uebergang zu den Savoyergebirgen, unter denen in weiter Ferne die Vorberge des Montblanc sichtbar sind. Die Schneeberge enden, und das Juragebirg mit seinen wunderbar gestalteten Bergformen blickt uns entgegen. Die höchste derselben — es ist der Bergrücken mit einem tiefen Einschnitt — bezeichnet den Weißenstein. Wenn wir von dem einen Ende der Gebirge bis zum andern, den Tiroler Alpen bis zum Jura, eine Linie zögen, so wäre es wohl eine Ausdehnung von 80—90 Stunden, die das Auge auf einmal überschaut. Der Vordergrund gegen Südwest ist am wenigsten interessant. Außer Schloß Herblingen und weiterhin dem Laegernberg sammt der Burg Regensberg, deren Wartthurm hoch hervorragt, ist kein lieblicher Punkt, auf dem das Auge ruhen könnte. Gegen Norden erhebt sich am Horizont der Feldberg, Belchen und Blauen, welche

man durch die beiden Wäldchen des Stofflerbergs hindurch erblickt. — Alles, was wir bisher beschrieben, erkennt man mit dem bloßen Auge. Bedient man sich noch des hier oben aufgestellten Frauenhofer'schen Tubus, so wird das Auge wohl noch mehrere wichtige Punkte entdecken, die wir nicht angegeben — wir werden noch an hundert Orte: Städtchen, Dörfer, Weiler und Höfe unterscheiden können, die man von hier aus übersieht. Jeder Wanderer, der Hohentwiel besucht, wird voll Bewunderung gestehen müssen, daß nichts fehlt, was zu einer schönen Aussicht gehört, denn Bäche, Wiesen, Fruchtfelder, Weinberge, Wälder, Seen, Hügel, Gebirge und Schneeberge, Burgen, Dörfer, Städte und Weiler — Alles vereinigt sich, um ein Gemälde zu bilden, das mit allem Recht den schönsten Panoramen an die Seite gesetzt zu werden verdient.

Wir steigen nach dem Genuß all' des Herrlichen wieder von der Warte herab, und durchwandern die übrigen Ruinen der Feste. Wenige Schritte vom Thurme etwas aufwärts, und wir befinden uns vor der sogenannten fürstlichen Burg. Sie bildet ein Gebäude mit drei Flügeln, das die nördlich laufende Mauer zu einem Viereck verbindet. Die Burg hatte nur zwei Thürme, einen runden linker Hand, vom Portal an gerechnet, einen eckigen auf der Seite, wo die kleinere Ausgangspforte der Burg sich findet. Der erstere zur Linken des Portals war in früherer Zeit der Hauptthurm und ist, seiner Bauart nach zu urtheilen, der älteste Theil des Schlosses, wahrscheinlich noch der einzige Ueberrest jener Burg, auf deren Grundmauern Herzog Christoph von Württemberg im Jahre 1554 das jetzige Schloß erbaute. Im Flügel, welcher sich dem See zukehrt, war

der Rittersaal nebst der Küche und einigen kleineren Gelassen; über diesen, im oberen Stockwerk, befinden sich die durch ihre Gefangenen berühmt gewordenen Gemächer: die Kerker eines deutschen Patrioten J. J. Moser, des preußischen Werboffiziers Louis von Knobelsdorf, der dreißig Jahre hier oben saß, und des unglücklichen Obersten Rieger, in dessen Kerkerloch weder Sonne noch Mond schien. Unter der fürstlichen Burg dehnen sich lange, meist in Felsen gehauene Gewölbe, welche theils zu Kellern, theils zu Magazinen verwendet wurden. In einem dieser Gewölbe soll ein Oelfaß gelegen haben, über dem eine große Lampe hing. Es war nach der Sage das Oelfaß sammt der ewigen Lampe im ehemaligen Kloster der Hadewig.

Noch ist ein Bauwerk zu besuchen übrig, das zu den wichtigsten gehörte, es ist das sogenannte Rondel, auf der westlichen Seite der Feste. Durch ein kleines Portal steigt man auf einer Leiter in die Tiefe und befindet sich in dem oberen Theil der Bastion, deren Oeffnung man von oben herab für einen ausgemauerten Ziehbrunnen halten könnte. In dieser Oeffnung erblickt man eine ziemlich zerstörte Treppe, auf der man behutsam in das Innere des Rondels hinabsteigt. Man steht nun in einem meist aus Backsteinen aufgeführten Gewölbe. Das Ganze hat die Gestalt einer kleinen Citadelle, in der ringsum Schießscharten mit Kanonen angebracht waren. Durch eine der Fensteröffnungen sieht man über die jähe, senkrechte Felswand hinab. Herzog Christoph erbaute dieses Rondel, wohl um diese weniger verwahrte Seite der Burg besser zu decken.

Wir haben die Ruinen der Burg nach ihren interessantesten Partien betrachtet; setzen wir uns nun nicht ferne

vom Rondel auf dem Bänkchen gegen den See hin, und lassen das Wichtigste aus der Geschichte der ehemaligen Feste vor unsrem Geiste vorübergehen.

Hohentwiel ist unstreitig eine der ältesten Burgen des Schwabenlandes, und, wie mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, römischen Ursprungs. Dafür spricht sein uralter Name Duellum, Duellium, sowie seine Lage nicht ferne vom Rhein in der Nähe des noch in Spuren vorhandenen römischen Castells Burg. Freilich finden wir in Hohentwiels jetzigen Resten nicht die kleinsten Spuren mehr aus jener Zeit: die Stürme, welche im Lauf vieler Jahrhunderte über die Felsenburg wehten, haben sie alle verwischt. — Am Ende des neunten Jahrhunderts finden wir Hohentwiel im Besitz der beiden mächtigsten Gewalthaber Alemanniens, der Brüder Erchanger und Berthold, königlicher Kammerboten. Als es diesen nach vielen Streitigkeiten, in die sie mit dem mächtigen Bischof Salomo von Konstanz verwickelt waren, endlich gelang, denselben in ihre Hand zu bekommen, da gedachten sie ihn auf diese ihre Burg Twiel zu setzen. Zuvor aber kam er auf eine ihrer Burgen am See (s. o. S. 166); denn es däuchte ihnen gerathener, vorher die Burg Twiel zum Sitze eines so hohen Gastes einzurichten, vor Allem aber sich selbst einen sichern Ort zu schaffen, an dem sie die Angriffe der Freunde des Bischofs, die nicht unthätig blieben, abhalten könnten. Ihre Besorgniß war auch nicht umsonst. Schnell wandte sich das Glück, der Bischof wurde frei, ehe er nach Twiel gebracht wurde, die beiden Brüder dagegen kamen in die Gefangenschaft seines Neffen, Siegfrieds von Ramschwag, und nun ward ihnen das Gefängniß zu Theil, das sie Andern bereitet hatten. Hier auf Twiel schmachte-

ten sie einige Jahre, bis sie im Jahre 917 auf Befehl König Konrads, wahrscheinlich zu Oettingen im Ries, wegen Friedensbruch und Hochverrath enthauptet wurden. Bertha, Erchangers Gemahlin, vertrauerte seit dem Tode ihres Gemahls und Schwagers ihre Tage auf der Burg Twiel, die von allen ihren Besitzungen ihr allein noch geblieben war. Nach Berthas Tod fiel Twiel an das Reich, und ward von nun an wahrscheinlich von den Herzogen Alemanniens zum Wohnsitz erwählt. Von Burkhard III., Enkel jenes Burkhards, der nach der Enthauptung der Kammerboten zum Herzog von Alemannien erwählt wurde, wissen wir es gewiß. Auf Twiel verlebte er manche Tage seines ruhmvollen Lebens mit seiner schönen und geistreichen Gattin, der berühmten Hadewig, Tochter des Bayernherzogs Heinrich, und Nichte König Ottos des Großen.

Nach seinem Tode erhielt Hadewig, die noch jugendliche Wittwe, durch König Ottos Verwendung, wegen ihres anerkannten Verstands und männlichen Sinns, die Herrschaft über die ganze Seegegend. Diese führte sie auch, aber nicht als Weib, sondern als kräftige Männin. Das Erste, was Hadewig in ihrem neuen Herrscheramte that, war, daß sie die Klöster Reichenau und St. Gallen, über die ihr die Aufsicht übertragen war, von Zeit zu Zeit besuchte. Da geschah es einmal bei einem ihrer Besuche zu St. Gallen, daß sie unter den dortigen Mönchen einen Jüngling von schlankem und kräftigem Wuchs erblickte — es war Ekkehard der Pförtner, der neben seinem einnehmenden Aeußern auch von vorzüglichen Geistesgaben war. Schon früher hatte Hadewig, die, einzig unter den Frauen ihrer Zeit, am Studium der römischen und griechischen Klassiker Gefallen gefunden, einen Lehrer

gewünscht, der sie in dieser Lieblingsneigung unterstützt hätte. Ekkehard erschien ihr dazu tauglich. Nach langem Bitten bei dem Abte des Klosters erhielt sie Ekkehard, und nahm nun den willig Gehenden mit sich auf Twiel. Dort räumte sie ihm ein schönes Gemach ein, das neben das ihrige stieß. Nun begann ein ganz wissenschaftliches Leben auf der Felsenburg. Jeden Tag, und sogar oft bei Nacht, besuchte Hadewig ihren lieben Lehrer Ekkehard, aber immer in Begleitung einer Magd und bei offenen Thüren, um allen Anstoß zu vermeiden, und las mit ihm die Schriften der Alten. Doch so sehr auch Hadewig die Hülfe Ekkehards bei ihrer Lieblingsneigung zu schätzen wußte — nie vergaß sie ihm gegenüber, daß sie seine Gebieterin war, im Gegentheil zeigte sie oft ungewöhnliche Strenge, wenn er es zu vergessen schien. Darum änderte sie aber nie ihr Wohlwollen gegen ihn, was sie oft bewies durch Geschenke, mit denen sie theils ihn, theils sein Kloster reichlich erfreute.

Während Ekkehard auf Twiel war, geschah es, daß sich große Mißhelligkeit zwischen den Klöstern Reichenau und St. Gallen entspann. Hauptsächlich war das Kloster St. Gallen für Ruodimann, den Abt der Reichenau, schon lange ein Gegenstand des Neides gewesen. Von diesem getrieben, ließ er sich einmal einfallen, im Kloster St. Gallen den Lauscher zu machen. Ekkehard, der gerade von Twiel aus einen Besuch im Kloster machte, ertappte ihn auf seinem nächtlichen Gange in einem Schlupfwinkel des Klosters, und leuchtete ihm mit seiner Laterne, bis sich die Mönche des Klosters um den listigen Lauscher versammelt hatten. Nur durch Verwendung Ekkehards entging Abt Ruodimann dem Zorn der Mönche. Diesen Liebesdienst

ihm zu vergelten, lud ihn Ruodimann ein, bei seiner Rückkehr nach Twiel auch auf Reichenau einzusprechen. Ekkehard nahm es an. Als er die Reichenau wieder verließ, beschenkte ihn der Abt mit einem schönen Pferde, um an ihm einen Fürsprecher wegen des Vorgefallenen vor Hadewig zu gewinnen. Beim Abgehen sagte Ruodimann dem Ekkehard noch viel Schmeichelhaftes; unter Anderm konnte er sich nicht enthalten, ihm in's Ohr zu raunen: „Wie glücklich bist du, daß du eine so schöne Schülerin in der Grammatik unterrichten darfst!" „Wie du, der die schöne Nonne Gotelinde in der Dialektik unterrichtet!" erwiederte Ekkehard, und ritt davon.

Als Ekkehard nach Twiel zurückkam, empfing ihn Hadewig, die schon von dem Vorfall gehört hatte, mit den Worten: „Mein lieber Ekkehard, du hast ja, wie ich höre, dem Wolf aus dem Schafstall gezündet?" Lachend erwiederte er: „Es hätte mich wenig bekümmert, wenn er eine Tracht Schläge bekommen hätte." Des andern Tags besuchte Hadewig Ekkeharden wie gewöhnlich. Da traf sie bei ihm einen lieblichen Knaben, den er bei seinem letzten Besuche aus dem Kloster mitgenommen hatte. Auf ihre Frage, woher der Knabe, und was er wolle, erwiederte Ekkehard: „Er will Griechisch von dir lernen, verehrte Gebieterin!" Und nun trug der Knabe selbst in einem zierlichen lateinischen Verse sein Anliegen vor. Dieß freute die Herzogin so sehr, daß sie den Knaben zu sich zog und küßte. Ja sie nahm sich sogar die Mühe, ihm ein von ihr selbst in's Griechische übersetztes Lied zu lehren, und beschenkte ihn reichlich. Als der Knabe weggegangen, ging Hadewig mit ihrem Lehrer wieder an ihre gewohnte Beschäftigung. Eben lasen sie Virgils Aeneis und kamen an

die Stelle: Timeo Danaos et dona ferentes. Da gedachte Ekkehard des Vorfalls mit dem geschenkten Pferde. Auf Hadewigs Verlangen erzählte er jetzt die ganze Sache mit Ruodimann. Nun erst wurde Hadewig aufmerksamer, und nahm sich vor, die Sache auf einem Landtage, den sie ausschreiben wollte, weiter zu untersuchen. Aber Ruodimann wußte noch zuvorzukommen, daß der Handel nicht so schlimm für ihn ablief: doch 50 Pfund Silber mußte er zur Sühne vor die Thore Twiels legen. Seit dieser Zeit scheint Ekkeharden der Aufenthalt zu Twiel verleidet zu sein. Mit Willen Hadewigs verließ er Twiel, und begab sich an den Hof des Königs Otto, wo er durch Hadewigs Verwandte die Stelle eines Kaplans und Erziehers der Prinzen erhielt.

Hadewig starb, nachdem sie ihre Güter theils an das Kloster zu Twiel, welches sie größtentheils gestiftet hatte, theils an Petershausen vergabte, im Jahre 993.

Nach Hadewigs Tode zog Heinrich II., Nachfolger König Ottos, alle Güter, welche dem Herzog Burkhard gehört hatten, sowie besonders, was auf dem Berge Twiel (de monte Duello) war, an sich, indem er Erbansprüche darauf machte wegen seiner Verwandtin Hadewig. Er verlegte das Kloster zu Twiel herab in das mildere Stein, und stellte es unter das Bisthum Bamberg. Mit dem Jahre 1080 finden wir Twiel im Besitz des Gegenkönigs, Herzog Rudolfs von Schwaben. Seine Gemahlin Adelheid verlebte auf Twiel, sowie auf andern Burgen am Rhein, ihre letzten Tage in Kummer und Dürftigkeit, und starb daselbst. Von Rudolf kam Twiel an den Gemahl seiner Tochter, Markgraf Berthold von Zähringen. Unter ihm wurde während des verderblichen Kampfs zwischen den Anhängern Hein-

richs IV. und Rudolfs des Gegenkönigs Twiel von Abt Ulrich von St. Gallen eingenommen, aber bald wieder zurückgegeben. Nachdem endlich im Jahre 1096 durch gütlichen Vergleich jener Kampf aufhörte, und es zu einer Theilung Alemanniens kam, wurde Twiel wahrscheinlich zum neuen Herzogthum Schwaben gezogen, denn von nun an ist es im Besitze der Hohenstaufen. Noch vor dieser Zeit finden wir Edle, die sich von Twiel nennen. So erscheint im Jahre 1086 ein Heinrich von Twiele; im zwölften Jahrhundert kommen Eberhard und Adalbero de Twelo vor, und im Jahre 1267 heißt ein Junker: Ulrich von Klingen genannt von Twiele. Zuverläßig waren es nur Dienstmannen des hohenstaufischen Hauses, die Lehen von der Burg Twiel trugen. Nach Konradins von Schwaben Tod kommt Twiel wahrscheinlich durch Rudolf von Habsburg in den Besitz der Edlen von Klingenberg, von denen es bis in's fünfzehnte Jahrhundert besessen wird. Unter diesen Besitzern war Twiel mehrere Mal von Feinden gefährdet. So zogen einmal die Rotweiler vor die Burg und eroberten sie. Später, im Jahre 1357, wurde sie von dem Grafen Eberhard von Württemberg zerstört, weil sich einer ihrer Besitzer an die Feinde angeschlossen hatte. Gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kommen fünf Brüder von Klingenberg vor, welche sich verpflichten müssen, von ihrem Schloß Twiel aus nichts zu unternehmen gegen die Grafen von Württemberg. Von dieser Zeit an neigt es sich immer mehr mit dem Wohlstand der vorher so begüterten Familie von Klingenberg. Twiel selbst kommt in Abgang, weil seine letzten Besitzer keine Mittel hatten, es im gehörigen Stande zu erhalten. Im

Jahre 1511 besaß die Burg Hans Heinrich von Klingenberg nebst seinem Vetter Albrecht. Hans Heinrich trat in Herzog Ulrichs Dienste, und verlieh ihm zugleich die Oeffnung auf Twiel. Durch diese Verleihung des Oeffnungsrechts war der Grund gelegt zu dem späteren Vergleich, in den Herzog Ulrich mit Hans Heinrich von Klingenberg wegen Hohentwiel trat.

Im Jahre 1519 erfuhr Ulrich, daß Hans Heinrich von Klingenberg nicht abgeneigt wäre, ihm seine Burg einzuräumen. Sogleich ergriff er die Gelegenheit, und ließ mit dem Besitzer der Burg unterhandeln. Den 23. Mai 1522 ward der Vertrag abgeschlossen, demzufolge der von Klingenberg gegen eine gewisse Summe Geldes auf zwei Jahre seine Burg Twiel dem Herzog völlig einräumte. Kaum war dieser Vertrag abgeschlossen, so erhielt der Herzog Nachricht, daß er nicht gut von der Umgegend aufgenommen worden wäre, und man darnach trachte, die Feste wieder aus seiner Hand zu bringen. Auf dieß ließ Ulrich sogleich die Feste mit allem Nöthigen versehen, und legte einige Besatzung darein. Das Betragen derselben erregte bald Beschwerden von Seiten der Eidgenossen, doch der Herzog beschwichtigte sie leicht wieder. Der größte Dorn im Auge aber war die Besitznahme Hohentwiels durch Ulrich den Königlichen und Bündischen. Letztere rüsteten sich sogar zu einem Zuge vor Hohentwiel, um sich den gefährlichen Nachbar vom Halse zu schaffen. Jedoch das Vorhaben zerschlug sich durch Vermittlung der Eidgenossen. Auf einer Tagsatzung zu Zürich wurde dafür beschlossen, im Einverständniß mit den Bündischen, Hohentwiel in Güte dem Herzog wieder aus der Hand zu spielen. Auf einen Antrag von Seiten der Eidgenossen zeigte sich der Herzog

wirklich nicht abgeneigt dazu, zuvor aber bat er sich wichtiger Geschäfte wegen einige Monate Bedenkzeit aus, was ihm auch gewährt wurde. Diese Zeit wußte Ulrich gut zu benützen. Während er sich in Mömpelgard zur Wiedereroberung seines Landes rüstete, ließ er in der Gegend von Hohentwiel meistens mit Schweizergeld Schweizersoldaten werben, und die Feste mit Munition und Lebensmitteln auf's Beste versehen. So geschah es, daß Herzog Ulrich, ungeachtet seine Feinde auf alle Weise diese Rüstungen zu hintertreiben suchten, und sogar nach seinem Leben trachteten, „um Müh' und Unkosten zu ersparen," im Februar des Jahres 1525 mit 6000 Mann Fußvolk und 200 Reitern unter Hohentwiel stand. Mit diesen zog er nun vor die Feste, und begann den Zug zur Eroberung seines Landes. Doch so glücklich die Vorbereitungen waren, so unglücklich war der Erfolg. Ueber Rotweil mußte der Herzog wieder den Rückzug antreten — denn seine Miethlinge hatten ihn verlassen. Hohentwiel war jetzt sein einziger Zufluchtsort unter seinen gescheiterten Hoffnungen, bis er endlich im Jahre 1534 mit Hülfe des Landgrafen Philipp von Hessen wieder sein Land eroberte. Um diese Zeit, im Jahre 1538, ging Hohentwiel nach langen Streitigkeiten mit Oesterreich, die es wegen früherer Ansprüche erregte, durch förmlichen Kauf für die Summe von 12,000 fl. gemeiner Landeswährung in den Besitz des Hauses Württemberg über, in dem es jetzt ununterbrochen blieb.

Erst mit Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts beginnt wieder eine wichtige und vielleicht die glänzendste Zeit der Bergfeste. Es war in den drangvollen Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, als Herzog Eberhard III. ein gleiches Loos traf, wie seinen Ahnherrn indem auch

er sein Land mit dem Rücken ansehen mußte. Auch ihm war Hohentwiel noch das Einzige, auf das er seine Hoffnung setzte, darum wollte er dieses Kleinod einem Manne anvertrauen, auf den er sich verlassen konnte. Dieser Mann war Konrad Widerhold, zu Ziegenhain in Hessen den 20. April 1598 von ehrbaren Eltern geboren. Früh hatte er sich dem Kriegshandwerk gewidmet, an mehreren Höfen gedient, besonders aber auf seinen Reisen die Kriegskunst vieler Völker kennen gelernt. So kam er auch in Württembergische Dienste. In diesen zeichnete er sich so sehr durch Treue und Kriegskenntnisse aus, daß er es von den niedersten Stufen bald bis zum Range eines Majors, und endlich zu dieser so wichtigen Stelle brachte. Das Erste, was Widerhold beim Antritt seines neuen Amtes that, war, daß er, so lange er noch Ruhe hatte, die Feste in den besten Vertheidigungsstand setzte, besonders aber für hinlängliche Speisung und Munition sorgte. Von seinem Fürsten konnte er wenig Unterstützung erwarten, deßhalb nahm er zur Umgegend seine Zuflucht. Was er nicht gutwillig bekam, gewann er durch Streifzüge. So geschah es, daß er in Kurzem das ihm anvertraute Haus recht reich ausgestattet hatte. Doch gerade dieß mußte desto schneller Gefahr für die Feste herbeiführen. Um Widerholds Feindseligkeiten Einhalt zu thun, erschien zuerst im Jahre 1635 der kaiserliche General Ossa vor Hohentwiel und umzog die Feste. Diese Blockade verwandelte der auf Ossa folgende Obrist von Vizthum in eine förmliche Belagerung. Er ließ Batterien aufwerfen, und lag einige Monate vor Hohentwiel, ohne etwas zu wagen. Da brach auf Hohentwiel die Pest aus, welche einen großen Theil der Besatzung dahinraffte.

In dieser Zeit wagte Vizthum einen Sturm. Schon hatte er den Vorhof genommen, da that Widerhold mit zwölf Reitern einen Ausfall, zerstörte die Schanzen der Feinde, und machte noch zehn Gefangene. Als Vizthum sah, daß er wenig Fortschritte machte, offerirte er einen Waffenstillstand. Widerhold nahm ihn an, und Vizthum zog ab. Während dieses Waffenstillstandes erfuhr Widerhold durch ein Zeitungsblatt, daß Hohentwiel an Oesterreich übergeben werden sollte. Wirklich hatte sich auch Herzog Eberhard nach langem Weigern für Oesterreichs Verlangen wegen Hohentwiel geneigt gezeigt. Dem nun gedachte Widerhold zuvorzukommen; lieber wollte er die Feste in jedes Andern, als in Oesterreichs Hand wissen. Deßhalb ließ er sich mit dem großen Bernhard von Weimar, der damals in der Gegend sich befand, und von dem er wußte, daß ihm Hohentwiel wichtig war, in einen Vertrag ein, vermöge dem Widerhold die Feste an Herzog Bernhard übergab, doch so, daß sie für Württemberg erhalten würde. Alles dieß geschah ohne Wissen des Herzogs Eberhard: erst später erfuhr er es zu seinem größten Mißfallen. Als im Jahre 1639 den 8. Juli Herzog Bernhard eines schnellen Todes verstarb, ergriff Oesterreich die Gelegenheit, um seine Forderungen wegen Hohentwiel an Herzog Eberhard von Neuem rege zu machen. Eberhard schrieb deßhalb dreimal an Widerhold, er solle doch um seinet-, des Herzogs, willen, die Feste an Oesterreich übergeben. Er fügte dem letzten Schreiben sogar ein eigenhändiges Postscriptum bei. Nur das letzte beantwortete Widerhold mit kurzen Worten: er finde es nicht für seine Pflicht, die Feste zu übergeben, da sie nicht sowohl unter Württemberg, als vielmehr unter Schweden stehe. Nach diesen vergeblichen

Versuchen, Hohentwiel in Güte zu gewinnen, schritt Oesterreich wieder zur Gewalt. Gottfried Huyn von Gelern hatte sich schon früher vor die Feste gelegt: jetzt begann er sie scharf anzugreifen; acht Tage beschoß er dieselbe. Auch dießmal drangen die Feinde in den Vorhof; Widerhold trieb sie wieder zurück. Bei dieser Gelegenheit entriß eine Jungfrau von achtzehn Jahren einem feindlichen Soldaten sein Gewehr. Endlich zog Gelern, nachdem er durch Widerholds häufige Ausfälle vielen Schaden erlitten, unverrichteter Dinge wieder ab. Ein zurückgelassenes Korps brachte es nicht weiter trotz aller Anstrengung. Was der Kaiser selbst nicht mehr für möglich hielt, das versuchte die Erzherzogin Klaudia, die schon früher einmal Lust zu Hohentwiel bezeigt hatte. Ein spanischer Edelmann an ihrem Hofe, Don Friderico Enriquez, erbot sich im Jahre 1640 zu einem Versuch auf die Feste. Im Anmarsch schon erlitt er durch Widerholds Streifzüge Schaden. Ehe er nun zur förmlichen Belagerung schritt, wollte er erst die feine spanische Sprache mit Widerhold versuchen. Versprechungen und lobpreisende Worte waren sein Eingang. Widerhold gab kein Gehör. Auf dieß blockirte Enriquez die Feste, doch ohne Erfolg. Der Weimaraner Obrist Rosa entsetzte jetzt Hohentwiel. Mit ihm vereint, wagte Widerhold einen wiederholten Angriff auf den feindlichen Hauptposten bei dem Schlosse Staufen: eine große Anzahl der Feinde blieb, die meisten mußten sich auf Gnad und Ungnad ergeben und nach Hohentwiel wandern. Nachdem Enriquez der Niederlage der Seinigen ruhig zugesehen, zog er sich mit dem Hauptkorps zurück. Wahrscheinlich auf diese glückliche Unternehmung hin hatte sich ein kaiserlicher General, Graf

von Sparre, vor der Erzherzogin hoch und theuer vermessen, er wolle in drei Monaten die Feste Hohentwiel ihr überliefern. Man überließ ihm gerne das Wagestück. Den 19. Oktober 1641 zog er vor Hohentwiel. Als er, wie seine Vorgänger, vergebens Unterhandlungen vorausgeschickt hatte, griff er die Feste mit Ernst an. Er beschoß sie, daß man Meilen weit das Feuer sehen konnte. Widerhold antwortete in gleichem Ton. Die Feinde eroberten den Vorhof, aber Widerhold jagte sie wieder hinaus zu ihrem großen Schaden. Graf von Sparre griff jetzt zu einem noch nicht versuchten Mittel: er ließ die Feste unterminiren, aber die Felsen widerstanden durch ihre Härte seinem Vorhaben. Als er durch Widerholds Ausfälle und Kriegslisten immer größeren Schaden erlitten hatte, entschloß er sich endlich, abzuziehen. Durch eine der Feste zum Entsatz eilende Armee überrascht, mußte er noch eine bedeutende Beute an Munition und Proviant den Hohentwielern zurücklassen. Jetzt hatte Widerhold wieder auf lange Zeit Ruhe, und füllte „seinen Bauch und Seckel" mit dem Raub der Umgegend. Dem Unwesen Widerholds zu steuern, unternahm jetzt der Churfürst von Bayern einen Zug vor Hohentwiel. Mit andern evangelischen Ständen mußte auch Herzog Eberhard das Geld herschießen zur Blockirung seiner eigenen Feste. Um diese Blockade jedoch kümmerte sich Widerhold so wenig, daß es endlich den Feinden selbst verleidete, noch länger vor Hohentwiel zu liegen. Man knüpfte Unterhandlungen an. Zuerst versuchte man bei Widerhold Versprechungen und Bestechung, aber vergebens: er verstand keine solche Sprache. Als später ehrlichere Anträge gemacht wurden, schien Widerhold geneigter. Es kam endlich

den 21. Mai 1644 im Beisein einiger Württembergischer und Bayerischer Räthe ein Vertrag zu Stande, und man erwartete nur noch die Ratifikation von Oesterreich und Bayern. Doch diese blieb aus, denn die Bedingungen Widerholds stimmten nicht mit den Absichten Oesterreichs und Bayerns. Statt der Ratifikation wurde die Blockirung erneuert, sie dauerte aber nicht lange. Als die Bayern von Freiburg über den Schwarzwald zurückgedrängt wurden, zogen sich auch ihre Landsleute von Hohentwiel zurück, und ließen in der Eile ihr ganzes Lager dahinter. Jetzt hing auch Widerhold seiner früheren Lieblingsneigung wieder nach. Im Jahre 1645 streifte er bis Tuttlingen, hieb die Pallisaden nieder und verbrannte die Thore, damit der Feind keinen Aufenthalt darin fände. Darauf zog er brandschatzend durch die ganze Seegegend bis Weingarten und Memmingen. Er setzte diese Streifereien fort bis in's Jahr 1646. Während dieser Zeit ergingen wiederholte Beschwerden über sein Betragen von Seiten Oesterreichs an Württemberg. Auf's Neue ermahnte und bat jetzt der Herzog Widerholden, doch endlich in Oesterreichs Verlangen zu willigen, indem er sonst wohl allein Schuld daran sein könnte, daß seine, des Herzogs, Wiedereinsetzung in sein Land sich so lange verzögere. Von jetzt an stellte Widerhold seine Feindseligkeiten ein, deren er endlich doch auch müde geworden war. Jedoch zur Uebergabe der Feste an Oesterreichische Hand war er nimmermehr zu bewegen. Er erklärte frei, daß es nicht mehr in seiner Hand stehe, indem Hohentwiel durch Herzog Bernhard an Schweden und nach dessen Tod mit dem Rest der schwedischen Armee an Frankreich übergegangen wäre: von Schweden und Frankreich müßte also die Uebergabe bewerkstelligt wer-

den. Auf dieß wurde jetzt die Feste Hohentwiel in den sich vorbereitenden Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück von Herzog Eberhard zum Gegenstand seiner Forderungen an Frankreich gemacht. Sie wurde auch wirklich unter die Restituenda aufgenommen, aber es kam lange nicht zur Uebergabe an Württemberg. Endlich nach langer Erwartung kam den 22. Juni 1650 die Vollmacht von Frankreich, daß Widerhold die Feste an ihren rechtmäßigen Herrn übergeben sollte. Den 4. Juli übergab er das ihm anvertraute Haus als eine noch keusche Jungfrau, nachdem er es fünfzehn Jahre vor Feindesgefahr beschützt hatte. Zur Belohnung für seine Treue in Erhaltung der wichtigen Bergfeste erhielt Widerhold von Herzog Eberhard die schönen Rittergüter Neidlingen, Randegg und Ochsenwangen. Als Obervogt zu Kirchheim unter Teck beschloß er sein ruhmvolles Leben den 13. Juni 1667. Milde Stiftungen verewigen dort, sowie besonders auch zu Hohentwiel, sein Andenken.

Seit jener verhängnißvollen Zeit des dreißigjährigen Kriegs blieb Hohentwiel meistens unangefochten. Erst im bayrischen Successionskrieg machten die Franzosen der alten Jungfrau einen Besuch, aber sie mußten unverrichteter Dinge wieder davon abziehen. Besser glückte es denselben im Mai des Jahres 1800. Am siebenten dieses Monats erschien ein 20,000 Mann starkes französisches Heer vor Hohentwiel, und lagerte sich in den Orten der Umgegend. In Singen unten am Berg hatte General Vandamme sein Hauptquartier. Ueber der Mittagstafel wurde von der Feste gesprochen, die bisher für unüberwindlich gegolten. Einer der Offiziere äußerte: man sollte doch zum Spaß eine Probe machen und die Feste auffordern lassen. Vandamme

billigte den Vorschlag, und sandte sogleich einen Adjutanten mit zwei Trompetern vor die Thore der Feste, um mit dem Kommandanten zu parlamentiren. Oberst Wolf, der Vizekommandant auf Hohentwiel, versammelte einen Kriegsrath. Alle Offiziere bis auf Einen, den Lieutenant von Reizenstein, stimmten in Betracht der Schwäche der Besatzung und des Mangels an Sukkurs, für Kapitulation, auf die Bedingung nemlich, daß die Festung in statu quo an Württemberg zurückgestellt würde. Noch an demselben Tag kam Oberst Wolf und der Hauptmann Zuggate in das französische Lager, um zu unterhandeln. Vandamme versprach in der Kapitulation, daran zu sein, daß die Festung im Frieden wieder an das Land zurückgegeben werde. Noch in der Nacht begab sich Wolf wieder in die Festung zurück, begleitet von mehreren französischen Offizieren, welche die Kapitulation auf der Festung unterzeichnen sollten, wenn sie von der ganzen Garnison unterschrieben wäre. Das Thor öffnete sich, und Wolf mit den Offizieren trat ein; zu gleicher Zeit aber waren andere französische Haufen in der Dunkelheit nachgekommen, und besetzten Thor und Festung. Als nun die französischen Offiziere unterschreiben sollten, riefen sie mit Hohnlachen: „Wir brauchen nichts mehr zu unterschreiben, wir sind schon da.“ Wolf sah mit Schrecken, daß er von den Franzosen überlistet war, die sich jetzt an keine Kapitulation hielten. Sie sahen die Festung als eine durch Kriegslist eroberte Beute an, mit der sie nach Gefallen verfahren könnten. Des andern Tags um 11 Uhr zogen die Franzosen in die Festung ein, nachdem die Garnison mit Wehr und Waffen, die sie aber außer dem Thore ablegen mußte, ausgezogen war. Wie

die Feinde mit der so leicht eroberten Feste verfuhren, läßt sich wohl denken. Bis der Befehl zur Schleifung ankam, besetzten sie dieselbe mit einer Kompagnie Infanterie unter dem Bataillonschef Laurent. Die Schleifung begann den 17. Oktober 1800 und endete am 1. März 1801. Anfangs mußten die umliegenden Dörfer 300 Mann, später 500 zu diesem Geschäft stellen. Die Franzosen stellten eine Kompagnie Mineurs an, die nicht nur die Festungswerke, sondern sogar einige der Felsen mit Pulver sprengten, um überall traurige Zeichen zu hinterlassen, daß Franzosen da gewesen. Kostspielig waren die gezwungenen Arbeiten, weil sie sich sehr in die Länge zogen. Man hätte in zwei Monaten mit der Zerstörung fertig werden können, wenn es den treulosen Eroberern nicht mehr darum zu thun gewesen wäre, Eisen, Kupfer und Holz zu gewinnen, welches sämmtlich verkauft wurde. War das Loos der Festung ein trauriges, so war nicht minder traurig das Schicksal der Garnison, besonders der Offiziere, die alle, bis auf den von Reizenstein, cum infamia kassirt wurden. Am schwersten mußte Oberst Wolf büßen, daß er zu wenig Soldat und nicht an seinem Platz gewesen; aber seinem Fürsten war er getreu und ergeben. — So fiel Hohentwiel, die weitgepriesene Feste, 262 Jahre, nachdem sie an Württemberg gekommen, 166 Jahre, nachdem der treue Widerhold sie so ruhmvoll vertheidigt hatte. Wir schließen mit Wehmuth die Geschichtsblätter über Hohentwiel, erquicken uns noch einmal an der herrlichen Aussicht, und gehen wieder den Berg hinab. Unten im Gasthof stärken wir uns mit einem Trunk des edlen Weins, der unter den Felsen des Bergs wächst, für eine neue Wanderung. Dann steuern wir der Burg

zu, der nächsten Nachbarin Hohentwiels.

Wer in frühester Zeit auf diesem fast senkrecht sich erhebenden Bergkegel eine Burg erbaute, ist unbekannt. Erst mit dem dreizehnten Jahrhundert kommen Edle vor, die sich von der Burg nennen, und dieß nicht einmal mit völliger Gewißheit, denn sie schreiben sich von Kreigin, Chreigin, Chregin. Mit Gewißheit kennen wir einen Gottfried von Krayen, — so nennt das Volk jetzt noch den Berg, — dieser befand sich unter denen, welche im Jahre 1307 zu Bodmann ein Raub der Flammen wurden. Seit dieser Zeit wird das Geschlecht nimmer genannt. Andere, nemlich die von Fridingen, sitzen auf der Burg. Im Jahre 1428 kommt Friedrich von Wartenberg, Abt der Reichenau, nach Hohenkrähen zu denen von Fridingen, seinen Freunden, daselbst zu ruhen, und seines Bruders wartend, der ihm Tuch und Gewand von Straßburg bringen sollte. Im Jahre 1460 vergleicht sich Wilhelm von Fridingen zu Krähen mit Graf Eberhard dem Aeltern von Württemberg in einer Streitigkeit wegen des Dorfs Mühlhausen. An diesen Vergleich wollten sich seine Söhne Hans und Eitelhans, sowie Hans Thüring von Fridingen, nach des Vaters Tod nicht mehr binden lassen, und sie fingen die alten Streitigkeiten wieder an. In einer Fehde wurde die Burg Krähen von Graf Eberhard belagert und genommen.

Noch vor diese Zeit fällt eine andere Begebenheit in der Geschichte Hohenkrähens. „Anno Domini 1470,“ so erzählt der Schweizerchronist Johannes Stumpf, „hat einer von Fridingen, auf Hohenkrayen im Hegow

wohnhaft, dem Bischof von Konstanz einen Baursmann auß dem Ampt Tannegk gefangen und den auf Krayen geführt. Auf das Bischof Otto, geboren von Sonnenberg, mit 600 Bauren seines Volks für Hohenkrayen zoch, verheeget (verheert) dem Friedinger, was er vor dem Schloß hätt. Er unterstund auch zulezst, das Schloß zu vntergraben: deßwegen der Friedinger einer Richtung begert, der mußt den Bauren sampt Abtrag vnd Erlegung etwas darauf ergangnen Kostens ledig lassen."

Ein härteres Loos traf die Burg im Jahre 1512. Wir geben die Erzählung ihrer Zerstörung wörtlich, wie J. J. Fugger im „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich" sie berichtet. „Ein Schwäbischer von Adel, Stefan Hausner, buhlte um eine erbare schöne Burgerstochter zu Kaufbayern, und liesse sich soferne mit ihr ein, daß er einiges Versprechen von ihr erhielte. Als sie nachmals, da er ihrer zu Ehren begehrte, sich weigerte, forderte er sie gen Augsburg vor das Geistliche Gericht: da wurde sie von ihm ledig gesprochen. Er machte zwar hierauf allerhand Anschläge, sie zu entführen: deren keiner aber von statten gehen wollen. Endlich, weil er mit Güte nichts erlangen konnte, hängte er sich an etliche arme Edelleute, und erhielte in Sonderheit von dem Fridinger im Hegow, daß er ihn und seinen Anhang in seinem Schloß Hohenkrähen wollte auf- und abreiten lassen. Diesemnach ließen er und Thomas Bauhof, welcher mit dem Rath eine Rechtfertigung hatte, denen von Kaufbayern am ersten Mai absagen: griffen auch alsobald dieselben an, nahmen fünf Bürger, die nach Konstanz auf den Markt reisen wollten, von der Straffen hinweg, führten sie gefangen auf Hohenkrähen und schäzten sie um 700 fl., welche sie also

baar erledigen mußten. Neben den Fridingern und Hausnern werden unter dieser Gesellschaft auch die Crebnizer und Clingenberger benennet: welche sich in kurzem dermassen gemehret, daß derselben, ihre Knechte nit mitgerechnet, bei 150, und die Strassen so unsicher wurden, daß niemand mehr sicher handeln und wandeln konnte; und hat dieses Heckenreuten bis in den September gewähret. Nun hatte Georg Creßling, einer von den besagten fünf Bürgern, einen Bruder am Kaiserlichen Hof, Namens Lorenz von der Rosen, K. Maximilians Backschierern (Barbier): der hielte beim Kaiser an, und erhielte, daß dem Schwäbischen Bund, das Raubnest Hohenkrähen zu zerreißen, die Krähen auszunehmen, und die Räuber abzustrafen, befohlen wurde. Dieses Schloß lage auf einem hohen glatten Felsen, und ware so fest, daß man, solches zu gewinnen, vor unmöglich hielte, auch ihrer viele groß Geld darob verwettet. Dessen ungeacht sammlete Georg von Freundsberg oder Fronsberg, welcher vor dießmal Obrister Feldhauptmann worden, ein Kriegsheer aus dem Schwäbischen Bund, 8000 Mann stark, und rüstete sich, vor das Krähennest zu rucken. Zuvor aber entboten die Bundsstände den Eidgenossen die Ursach ihres Zugs: damit sie nicht etwan, als wenn es auf sie angesehen wär, vermeinen möchten. Dieselben aber waren nit allein damit wol zufrieden, sondern erboten sich auch zur Hülfe, im Fall man ihrer bedürfen möchte. Der Anzug vor das Schloß geschahe im M. November am Leonhardstag, und liesse K. Maximilian 10 große Stücke, worunter die Scharfmez und Singerin, der Turnträzl, Herz. Sigmund und das Ketterlin gewesen, von Insbruck dahin führen: worzu die von Augsburg noch zwei andere, welche am

Lauf 18 Werkschuh lang waren, neben 100 Ctr. Pulvers und etlichen Büchsenmeistern, auf Befehl des Kaisers, gesendet. Auf dem Schloß lagen bei 36 Personen, unter denen ein Priester, Müller und andere Handwerksleute, samt etlichen Bauren, wider ihren Willen, und von den Edelleuten gezwungen, sich befanden. So hatten sie auch, mit Proviant, auf etliche Monate sich versehen. Der von Fronsberg lagerte sich anfangs hinter einem Wäldlein: damit, im ersten Schanzen und Lagerschlagen, das Kriegsvolk aus dem Schloß nit möchte beschädiget werden. Er fande aber gegenüber ein Bergl von ziemlicher Höhe, auf welchem etliche Aecker waren: dort hinauf ließe er das Geschüze legen und gegen der Pfisterei im Schlosse richten. Diese wurde am andern Tag, den 9. Nov., dermassen zerschossen, daß das Mehl und die Federn aus den Betten oben zum Dach hinausstoben. Die im Schloß wehrten sich erstlich tapfer mit ihren Doppelhacken, und spotteten der Bundsvölker. Die Kugeln prellten entweder am Felsen zurücke, oder rollten von der Mauer den Berg herunter; und wurden jedem, der eine Kugel wieder in's Lager brachte, zween Bazen dafür gegeben: dannenhero manche wol vier- oder fünfmal abgeschossen worden, und hat man das Schiessen auf 14 Meilen gehört. Es begabe sich endlich, daß, als der Fridinger eine Büchse laden wollen, dieselbe unversehens losgegangen, ihme den Ladstocken durch Arme und Hand geschlagen, und ihn schmerzlich gequetschet: und hatten die Edelleute, zu ihrem Unglück, vergessen, auch einen Wundarzt zu sich zu nehmen. Weil nun der Fridinger entweder sterben oder verbunden werden mußte, auch die Pfisterei und Backofen zerschossen, und das Schloß dadurch geöffnet war; als entschlossen sich

die vom Adel zur Flucht, ließen sich bei Nacht an einem Seil über die Mauer hinaus auf einen Gemsensteig, der rings um das Schloß gienge, kletterten mit Hülf ihrer Fußeisen hinunter, und entkamen glücklich aus den Händen ihrer Feinde. Also hinterbliebe allein der gemeine Pöbel im Schloß: unter denen der Müller, den Edelleuten nachsteigen wollend, weil er das Steigerhandwerk nit recht gelernt, sich zu todt gefallen, und ein Lanzknecht aus dem Lager 15 Gulden bei ihm gefunden. Die übrige, deren 18 gewesen, als sie um Frieden riefen, und man sie herabsteigen hiesse, konnten nicht aus dem untersten Thor kommen, weil es die Edelleute ganz mit Felsen verlegt und vermacht hatten. Also mußte man, von unten hinauf, einen halben Tag lang arbeiten, bis man das Thor raumen und zu den armen Leuten gelangen mögen. Also wurde dieß dem Ansehn nach unüberwindliche Schloß, am dritten Tag der Belägerung, eingenommen und aufgegeben, erstlich von den Bundesvölkern besetzt, hernach aber verbrannt und geschleifet. Der Hausner, Urheber dieses Unheils, ward bald hernach in einem Städtlein ausgespürt, und wiewohl er in eine Kirche geflohen, das Sakrament in die Hand genommen, und sich damit auf den Altar gesetzt, in Meinung, sein Leben und Freiheit zu retten, wollte ihm doch solches nit helfen: dann er von dar herausgeschleppet und von Stund an enthauptet, auch folgends das Kriegsvolk beurlaubet worden."

Die Zerstörung von Krähen erregte in damaliger Zeit so viel Aufsehen, daß man sie bald in Volksliedern besang, die noch vorhanden sind. Wahrscheinlich wurde aber die Burg in jener Zeit nicht von Grund aus zerstört, denn im Jahre 1534 übergibt König Ferdinand

mit Vorbehalt der Oeffnung die Burg als ein Mannslehen an Hans von Fridingen. Nach dieser Zeit, im Jahre 1540, waren die sogenannten Züricher Böcke auf Krähen, wo sie sich Burgrecht erkauft hatten. Hieher führten sie als Gefangenen den Ammann Frieß von Uri, und hielten ihn gut und ehrenhaft, bis er von den Eidgenossen wieder ausgelöst wurde. Als Hans von Fridingen im Jahre 1546 ohne männliche Erben starb, kam Hohenkrähen an Wolf von Homburg, von diesem im Jahre 1557 an Hans Jakob Fugger, der es im Jahre 1571 an Hans von Bodmann verkaufte. Später verkauften die von Bodmann die Burg an Jakob Hannibal von Raitnau. Als dieses Geschlecht ohne männliche Erben starb, fiel Krähen wieder an Oesterreich, das einen gewissen Freiherrn Paul Hocher damit belehnte. Später kam Krähen an einen Grafen von Kufstein. Von diesem erkaufte die Familie von Reischach die Burg um 30,000 fl. im Jahre 1758. Bei dieser blieb Krähen bis auf die neueste Zeit als lehenbare Besitzung. — Die letzten traurigen Schicksale verhängte über Krähen der dreißigjährige Krieg. Im Jahre 1632 wurde die Burg von dem damaligen Hohentwieler Hauptmann Lösch eingenommen, und zwei Jahre darauf ließ sie Widerhold abbrennen.

Außer der schönen Aussicht, die man oben auf der Felsenplatte des Berges genießt, wo man mit einem Blicke alles Herrliche übersehen kann, ist der Wanderer noch auf die unterirdischen Felsenkammern aufmerksam zu machen, die sich in dem noch wohl erhaltenen Theil der Burg gegen Süden, dem Dörflein **Schlatt** gegenüber, befinden. Außerdem ist wichtig das herrliche Echo, das hinter der Burg auf der kleinen Anhöhe in der Nähe

eines hölzernen Kreuzes zu hören ist. Im Schlosse zu Schlatt findet sich noch ein altes Oelgemälde von Hohenkrähen, wie es in früherer Zeit war.

Wegen des sogenannten Poppele von Krähen, der wirklich einst als Joh. Chr. Popolius Maier, Vogt einer verwittweten Freifrau von Krähen, existirte, verweisen wir auf das Volksbüchlein von diesem Jahr, wo seine Geschichten à la Rübezahl weitläufig erzählt sind. —

Gegenüber von Krähen erhebt sich der

Mägdberg,

einer steilen Felswand zu vergleichen. Ueber seine frühesten Besitzer, die sich nach ihm nannten, weiß man gar nichts. So viel ist gewiß, daß das Kloster Reichenau schon früher den Ort besaß; dieses gründete die Wallfahrtskirche daselbst, und der Berg bekam von der Patronin der Kirche, der hl. Ursula mit ihren 11,000 Jungfrauen, den Namen Mägdberg, Megtberg (mons puellarum, Jungfrauenberg). Bald schloß sich an die Kirche auch eine Burg an, welche den Aebten der Reichenau zuweilen als Wohnsitz diente. Im Jahre 1252 bestätigt Abt Konrad auf der Burg Mägdberg etliche Briefe für die Kirche zu Zell, die sein Vorfahr Ulrich ausgestellt hatte. Im Jahre 1347 verpfändete das Kloster die Burg an Werner von Tettingen, für 400 Mark Silbers, zur Hälfte. Dieser verkaufte im Jahre 1359 solches Pfandrecht nebst der andern Hälfte und dem Kelnhof zu Mühlhausen an die Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg um 1300 Mark Silber. Im Jahre 1366 verlangten aber die Grafen von Abt und Konvent Reichenau, daß sie sich aller

Ansprache an die Feste und Wiederlösung begeben. Von dieser Zeit an gehörte also der Mägdberg den Grafen von Württemberg. Um das Jahr 1378, als diese Grafen die Reichsstädte bekriegten, zogen die Städte am Bodensee und der Donau, nachdem sie Tuttlingen eingenommen und geplündert hatten, auch vor den Mägdberg. Sie begannen die Belagerung den 2. August 1378. Die Besatzung der Burg bestand nur aus 24 Mann, unter dem Hauptmann Heinrich von Tettingen. Gleich am ersten Tag wurde der Vorhof genommen. Vielleicht erschreckt durch das Schicksal Tuttlingens ging die Besatzung bis auf einen Mann zu dem Feind über, und ließ den Hauptmann nun allein für die Beschützung der Feste sorgen. So stand nun kein Hinderniß ihrer Eroberung entgegen: sie wurde nach einer Belagerung von 14 Tagen genommen und gebrochen. — Seit dieser Zeit blieb der Mägdberg Burgstall, nur die Wallfahrtskirche ward erhalten und fort und fort besucht. Im Jahre 1479 wurde der Mägdberg Veranlassung einer hitzigen Fehde, zuerst zwischen Graf Eberhard von Württemberg und den Rittern von Fridingen, und dann zwischen Eberhard und Erzherzog Sigmund von Oesterreich. Graf Eberhard hatte mit der Burg Mägdberg auch Rechte auf das Dorf Mühlhausen von seinen Voreltern ererbt; auf diese sich stützend, ließ er sich von den Leuten zu Mühlhausen (am Fuße des Mägdbergs) huldigen, und legte ihnen Frohnen auf. Dagegen setzten sich die Brüder Hans und Eitelhans von Fridingen, die zu Hohenkrähen saßen, und zu Mühlhausen Leibeigene hatten. Sie bedienten sich der Burg Krähen, fielen in das Dorf Mühlhausen, brannten es ab, und führten die Leute gefangen weg. Da fand

Eberhard kein besseres Mittel, als den Mägdberg wieder zu befestigen und eine Bastei darauf zu bauen, um den Streifereien der Fridinger Einhalt zu thun. Zugleich bot er die meisten seiner Lehensleute auf. Mit diesen zog er zu Ende des Oktobers 1479 in den Höhgau, nicht sowohl, um die Fridinger auf Krähen selbst zu überfallen, als vielmehr, um den Bau des Mägdbergs zu decken. Doch legte er sich, nachdem er den Fridingern zuvor einen Absagebrief zugesandt hatte, mit Anfang Novembers vor Hohenkrähen, und belagerte es ununterbrochen. Als die Belagerten sahen, daß sie nicht mehr länger einer so großen Macht widerstehen konnten, ließen sie sich in Friedensverhandlungen ein. Eberhard nahm sie an, und versprach die Belagerung aufzuheben, wenn ihm und den Seinigen das Oeffnungsrecht gestattet würde. Dieß wurde zugestanden, und er legte sofort Mannschaft auf Hohenkrähen. Auch blieb er noch einige Wochen in der Gegend, obgleich die Befestigung des Mägdbergs schon am 11. November vollendet war. Von den Bewohnern bekam jetzt der Mägdberg den Namen Neu-Württemberg. Nun aber trat ein mächtigerer Gegner wider Eberhard auf: Herzog Sigmund von Oesterreich nahm sich seiner Dienstleute, der Fridinger, an, und machte selbst Ansprüche an den Mägdberg. Durch seinen Hauptmann Mang von Habsberg forderte er den Grafen zur Abtretung der Feste auf. Letzterer machte alle möglichen Vorstellungen, um den Erzherzog zu beschwichtigen: es war vergebens. Sigmund rüstete sich mit Macht. Da bot auch der Graf alle seine Mannen auf, und verstärkte die Besatzung auf dem Mägdberg. Vor diesen zog indessen der Erzherzog und belagerte ihn. Der Graf konnte dieß eben so wenig ver-

hindern, als die Feste entsetzen, denn sein Gegner lag hinter einer Wagenburg, welche anzugreifen der Graf viel zu schwach war. Noch einmal bot er in seinen Landen auf, sogar die Klöster, um Hülfe zu leisten. Während aber Eberhard zu Rosenfeld sich aufhielt, um seine Völker zusammenzuziehen, bekam er den 19. Januar 1840 die traurige Nachricht, daß die Besatzung auf dem Mägdberg aufrührisch geworden, die Burg verlassen habe, und zu Tuttlingen angekommen sei. Es waren unter der Besatzung meist junge und unerfahrene Leute, welche sich nur mit ihrem Unverstand entschuldigen konnten. Ulrich von Hörnlingen war Hauptmann, und es ruht der Verdacht auf ihm, daß er an der Sache Antheil gehabt. So bekam der Erzherzog den Mägdberg in seine Hand, und er dachte weder an die Rückgabe, noch wollte er in eine ernstliche Entscheidung willigen. Die Sache kam jetzt vor den Kaiser. Dieser machte den 30. Januar 1480 einen Abschied, demzufolge beide Theile eine Zeitlang Frieden haben sollten, bis die Sache ernstlicher entschieden wäre. Den aber hielten durchaus nicht die auf Krähen sitzenden Fridinger, denn sie machten hie und da Einfälle, und führten Menschen und Vieh gen Krähen, während des Herzogs Leute sie dabei unterstützten. Auf einem Reichstag zu Nürnberg den 10. November 1480 wurde endlich in dem Handel wegen des Mägdbergs beschlossen, daß Graf Eberhard an den Erzherzog den Mägdberg und das Dorf Mühlhausen gegen eine Summe von 15,000 fl. abtreten sollte. Graf Eberhard verstand sich dazu, und der Vertrag wurde den 29. Januar 1481 bestätigt. Um der Sache einen bessern Anstrich zu geben, mußte der Graf sich die Summe unter dem Namen eines Dienstgeldes ausbezahlen lassen. Zu-

gleich wurde auch eine Richtung zwischen dem Grafen und den Fridingern gemacht, die aber nicht zur Vollziehung kam, da die Hauptperson, Hans von Fridingen, gleich darauf starb. Am 28. Oktober kam ein neuer Vergleich zu Stand. In diesem erboten sich die Brüder Eitelhans und Hans Thüring von Fridingen, dem Grafen drei Jahre lang gegen ein Dienstgeld von 100 fl. wider jedmänniglich, ausgenommen wider Erzherzog Sigismund, den Bischof von Konstanz und St. Georgen-Schild im Höhgau, zu dienen. Neben dem versprachen sie, dem Grafen mit ihrer Feste gewärtig zu seyn, wie Dienern gebühre, doch, daß er sie laut ihres Burgfriedens gebrauche. So endete eine Fehde, die nur um eines geringen Bollwerks willen unternommen ward, in welcher sich aber die Macht des Hauses Württemberg zum erstenmal in ihrer ganzen Größe gezeigt hatte. — Um 1525 kam die Burg Mägdberg pfandschaftsweise an die Wittwe des Hans Walter von Laubenberg, später an Eitel Ekhen von Reischach. Die Burg fiel wieder an Oesterreich, das im Jahre 1622 Johann Friedrich Eggensen damit belehnte. Im Jahre 1660 bekam sie Gaudenz von Rost als Pfandlehen, und durch diesen kam sie mit dem Dorf Mühlhausen an ihre jetzigen Besitzer, die Grafen von Enzenberg. — Auch die Burg Mägdberg erfuhr das Wehe des dreißigjährigen Kriegs — ihr wurde das gleiche Loos wie der Burg Krähen — und zu gleicher Zeit.

Wenn der Wanderer von dem Mägdberg in das nahe Dorf **Mühlhausen** herabsteigt, so findet er in der dortigen Schloßkapelle ein hübsches Oelgemälde, das die Geschichte der hl. Ursula darstellt; deßgleichen einen Kupferstich von ausgezeichneter Größe — den Gekreuzigten

darstellend. In der Dorfkirche ist neben andern interessanten Grabmalen auch das des berüchtigten Popolius (Poppele) zu sehen. Es ist in der Nähe des Hochaltars; jedoch von der Aufschrift: „hic jacet Popolius," die der „Wanderer am Bodensee" noch gesehen haben will, ist nichts mehr sichtbar.

Auf den Mägdberg herüber blickt die Burg

Hohenhöwen,

gelagert auf einem bedeutend höheren Bergkegel, als der Hohentwieler ist. Schon im sechzehnten Jahrhundert herrschte die Ansicht, daß der Höhgau von diesem Berge und der darauf erbauten Burg Hew, Hewen, den Namen Hewengew, Hegow, erhielt. Dieses Hew aber bedeutet so viel, als Höhe, und in der That paßt kein Name besser für diese so liebliche, mit Berghöhen geschmückte Landschaft, als Höhgau, Höhen-Gau.

Das Geschlecht, das sich nach der auf diesem Berge erbauten Burg nannte, soll ursprünglich ein Zweig der hessischen Grafen von Ziegenhain gewesen sein, denn es führte, wie diese, einen goldenen Stern im oberen schwarzen Feld. Es war vielleicht das edelste Geschlecht im Höhgau, denn sie heißen nobiles viri, Edelherren. Der Erste des Geschlechts, der in Urkunden genannt wird, ist Bertold von Hewin, der schon vor dem Jahre 1180 dem Kloster Reichenau zu seinem und der Seinigen Seelenheil zwei Huben zu Dorfisberg (Dornsberg bei Aach) vermachte. Wohl um dieselbe Zeit gab der Edelherr Walther von Hewin gewisse Güter dem Kloster Salem, die sein Dienstmann Berthold von Meinewang ihm zugestellt hatte. — Später finden wir in dieser Familie den Namen Rudolf vor-

herrschend. Ein Rudolf von Höwen zeugt im Jahre 1220 in einer Urkunde des Klosters Salem. Ein Anderer dieses Namens ist im Jahre 1251 Schirmvogt des Klosters St. Blasien, und stellt demselben in diesem Jahr nebst seinem Sohn gleichen Namens einen Revers aus. Im Jahre 1266 empfängt ein Priester Konrad von Hewen von Graf Rudolf von Habsburg die Kapelle Neuenzell nebst Gütern. Im Jahre 1283 kommt wieder ein Rudolf von Hewen vor, als Wohlthäter des Klosters Wald. Im Jahre 1289 ist einer dieses Geschlechts Burgvogt auf Yberg (im Kanton St. Gallen). Ein Rudolf von Höwen ist Zeuge in einem Thurgauer Freiheitsbriefe vom Jahre 1315. Wahrscheinlich ist dieß derselbe, welcher wegen einigen Gefangenen im Jahre 1319 mit der Stadt Zürich in Ungnad und Feindschaft gerieth. Sie wurden mit einander also versöhnt und betragen, daß der von Höwen die nächstkünftigen fünf Jahre, wenn er deß ermahnt würde, der Stadt Zürich in seinen Kosten 14 Tage lang mit 10 Helmen solle dienen und beholfen sein wider Männiglichen, ausgenommen den römischen König und die Fürsten von Oesterreich. Im Jahre 1325 erzeigte er sich gegen das Frauenkloster Berau als Wohlthäter. Im Jahre 1337 fingen die Freiherren von Thengen den Bischof Nikolaus von Konstanz, als er von einer Reise dahin zurückkehrte, und gen Glattfelden kam. Einige von seiner Begleitung hieben sie nieder, die Andern verwundeten sie. Er selbst wurde von ihnen auf die Burg Hohenhöwen geschleppt, wo er beinahe sechs Monate gefangen gehalten war, endlich aber durch Verwendung der nächsten Städte und Edelleute seine Freiheit wieder erhielt. Mit Johann, Freiherrn von Höwen, der Itha,

eine Gräfin von Fürstenberg, zur Gemahlin hatte, beginnt um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine zusammenhängende Reihe der Herren von Höwen. Von diesen beiden stammen: Burkhard von Höwen, Herr zu Engen; er starb im Jahre 1398 als Bischof von Konstanz. Burkhard war beliebt in der ganzen Diözese, und geehrt von Fremden wie von Einheimischen. Er ward mit großen Ehren begraben in der von ihm erbauten Kapelle St. Petri und Pauli im Dom zu Konstanz. Ein zweiter Sohn war Rudolf von Höwen; von diesem stammte Peter von Höwen, der mit seiner Gemahlin Anna von Werdenberg zwei Söhne zeugte, von denen Friedrich von Höwen den Stamm fortpflanzte. Seine Gemahlin Adelheid, eine Gräfin von Eberstein, gebar ihm vier Söhne und eine Tochter. Unter den Söhnen wurde Heinrich Bischof zu Chur im Jahre 1509, der andere, Petermann, vermählte sich mit Agnes, einer Gräfin von Lupfen, und zeugte mit ihr drei Söhne. Der berühmteste derselben ist Georg, Freiherr von Höwen, Herr „zu der hohen Trünß" (Hohen-Trins in Graubündten). Schon früh trat er bei Herzog Ulrich von Württemberg in Dienste. Als im Jahre 1519 das Schloß zu Tübingen von dem schwäbischen Bunde belagert wurde, war er der Einzige der Besatzung, der sich lange der Uebergabe widersetzte. Im Jahre 1531 war er Obervogt zu Tuttlingen; er fiel im Feldzug gegen die Türken im Jahre 1542, als Hauptmann eines württembergischen Fähnleins. Georg war vermählt mit Helena, einer Gräfin von Hohenlohe, und zeugte mit ihr Albert Arbogast, welcher im Jahre 1570 als fürstl. württembergischer Landvogt zu Mömpelgardt starb. Er war

der Letzte des eigentlichen Stammes der Freiherren von Höwen. Ein Nebenzweig, der gleichfalls in dem obengenannten Johannes von Höwen seinen Ahnherrn hatte, erlosch in Heinrich von Höwen, Probst und seit dem Jahre 1436 Bischof zu Konstanz. Im Jahre 1438 gerieth er mit den Edlen des Höhgaus in Händel; diese verbanden sich gegen ihn, und wütheten mit Mord und Brand in der ganzen Umgegend. Sie hatten gerüstete Jagdschiffe auf dem Untersee und Rhein, mit denen sie den Reichsstädten ihre Waaren abnahmen, so daß sie einmal Güter aus Genf mit 50 Pferden und 200 Bauern nach Höwen führten, das damals denen von Lupfen gehörte. Da zog die Stadt Konstanz im Verein mit andern Städten gegen sie. Viele Dörfer und Burgen der Edelleute gewannen und zerbrachen sie. Vergebens suchte Bischof Heinrich im Jahre 1457 in den Schweizerunruhen Frieden zu erhalten. Er starb im Jahre 1462, und ward neben seinem Verwandten Burkhard im Münster begraben. Sonst war das Familienbegräbniß der Herren von Höwen die kleine Martinskirche in der Vorstadt Engens, wo sich noch mehrere Denkmale befinden. — Noch lange vor dem Erlöschen der Freiherren von Höwen kam die Burg und Herrschaft Höwen in andere Hände: die Herren von Höwen aber ließen sich in Graubündten nieder. Zuerst kam Burg Altenhöwen, die Burg und Stadt Engen, sowie die Burg Höweneck, als eine Pfandschaft an Herzog Friedrich von Oesterreich. Diese erhielt Hans von Lupfen, Landvogt in Oesterreich, wohl schon vor 1441. Er bekam darüber viel Verdruß, indem die Herren von Höwen ihre Herrschaft wieder einlösen wollten, aber Oesterreich dagegen war. Im Jahre 1586 erlosch auch

der Stamm der Herren von Lupfen. Der letzte, Heinrich von Lupfen, starb im Jahre 1586, und liegt in der Kirche der Stadt Engen begraben. Graf Konrad von Pappenheim nahm nun die Herrschaft auf eigene Faust in Besitz, weil Kaiser Maximilian II. ihm versprochen hatte, nach Absterben des genannten von Lupfen wolle er ihn wegen seiner Verdienste damit belehnen. Aber Karl von Zollern und Peter von Meersburg, der eine von Lupfen zur Gemahlin hatte, waren ihm entgegen. Wegen dieser gewaltsamen Einnahme wurde Konrad von Pappenheim auf Befehl des Kaisers gen Tübingen auf das Schloß gebracht. Im Jahre 1594 gab aber Graf Pappenheim auf dem Reichstag zu Regensburg in einer Schrift seine Rechte auf die Herrschaft zu erkennen, und es wurde ihm von nun an kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt. Sein Sohn, der Reichserbmarschall Max von Pappenheim, blieb im Besitz der Herrschaft; von diesem kam sie im Jahre 1639 an den Grafen Friedrich Rudolf von Fürstenberg, der sich mit der letzten Erbin von Pappenheim vermählt hatte. Bei diesem Hause blieb Höwen bis auf die neueste Zeit. — Vielleicht wegen ihrer hohen Lage und Festigkeit entging die Burg Höwen lange dem traurigen Loos der Zerstörung. Die Stürme des Bauernkriegs gingen wohl an ihr vorüber, denn noch im Jahre 1508 ist an der Burgkapelle ein gewisser Leonhard Straub als Kaplan angestellt; aber im dreißigjährigen Krieg (1639) wurde sie von den Bayern eingeäschert, und erhielt die traurige Gestalt, in der wir sie jetzt sehen.

Noch Einiges über die nahen Burgen **Höweneck** und **Neuenhöwen.** Die Burg Höweneck wurde wahrscheinlich von den Herren von Höwen erbaut. Im fünf-

zehnten Jahrhundert ist sie im Besitz der Familie von Reischach. Neuenhöwen, das sogenannte Stettener Schlößle, mit seinem an 70 Schuh hohen Thurmrest, auf dem man die ausgedehnteste Aussicht im ganzen Höhgau genießt, soll von einem Herrn von Reischach, genannt Knobloch, erbaut worden sein. Dieß ist aber wahrscheinlich nur so zu verstehen, daß die Burg von demselben neu hergestellt wurde. Nach dem erst kürzlich herausgegebenen habsburgischen Urbarium war Burg und Herrschaft Neuhöwen im dreizehnten Jahrhundert im Besitz des Grafen Albrecht von Haigerloch, von dem sie Oesterreich sammt Gütern und Leuten im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erkauft hatte. Wohl erhielten die von Reischach von Oesterreich die Burg zu Lehen. Wirklich erscheint schon im Jahre 1415 ein Elly von Ryschach „zu der Neuen-Hewen," und im Jahre 1464 sitzt Eberhard von Ryschach zu Neuen-Hewen. Noch im Jahre 1508 ist ein Ritter Hans von Reischach zu Neuen-Höwen. Unter der Burg ist die Gränze des Höhgaus. Merkwürdig ist es, daß einst von der südlichen Dachtraufe der Burg das Wasser in den Rhein, von der nördlichen in die Donau floß.

Am Abhang des Berges Hohenhöwen, gegen **Anselfingen** hin, findet sich ein in neuerer Zeit merkwürdig gewordener Gypsbruch. Es sollen daselbst mehrere versteinerte Schildkröten gefunden worden sein, die nun zu Donaueschingen aufbewahrt werden.

Wir wenden uns wieder mehr südlich, dem Hohentwieler Berg zu, und vor uns steht der Stofflerberg oder

Hohenstoffeln,

mit den Trümmern dreier Burgen, auf drei Basalthügeln, gleich einer Krone geziert, gleich hoch, wenn nicht höher als Hohenhöwen. Die Aussicht ist hier eine der reichsten und reizendsten Deutschlands, und man könnte mit ihr mehrere Bogen füllen, ohne sie zu erschöpfen. „Ich will hier nur die allernächsten Orte anführen, die Stoffeln umgeben und so manche geschichtliche Erinnerungen erwecken: Höweneck, Stetten, Höwen, Krähen, Mägdberg, Hohentwiel, Staufen, Nellenburg, Fridingen, Homburg, das alte Bodmann und das vielleicht noch ältere Städtchen Engen, einst die Gränze des austrasischen und ostgothischen Reichs; dann die Stadt Konstanz und das Kloster des hl. Pirminius, auf der reizendsten der Inseln des Bodensees, und die ungeheure Alpenkette, von den Gränzen des alten Vindeliziens bis gegen den Berg, auf welchem dem Penninus ein Tempel erbaut ward.“ Das ist das Gemälde, welches ein von Natur und Kunst innig durchdrungener Vaterlandsfreund, der würdige Freiherr von Laßberg auf Meersburg, schon vor vielen Jahren von Hohenstoffeln entworfen hat. Wir vermögen nichts hinzuzufügen.

Die Burg Stoffeln, — von Stofel, Stöfel (Bergeskuppe) so genannt, — scheint in sehr früher Zeit erbaut worden zu sein, denn schon im Jahre 1056 saß Gebhard, Bischof von Regensburg, Bruder Kaiser Konrads II., auf Befehl Kaiser Heinrichs III. „in Stofola“ gefangen, weil er einer Verschwörung mit Wolf III., Herzog von Kärnthen, beschuldiget ward; es wurde ihm aber bald wieder Verzeihung beim Kaiser.

Gegen das Ende des elften Jahrhunderts war die stattliche Burg Stoffeln der Sitz Ludwigs, des Grafen im Höhgau, der in den Jahren 1071 bis 1126 vorkommt, und nach den neuesten Untersuchungen zuverlässig aus dem Geschlecht der alten Grafen von Pfullendorf stammte. Auf jeden Fall dürfen wir ihn nicht für Denjenigen halten, der die Reihe des Geschlechts derer von Stoffeln eröffnete. Der Erste derselben, der genannt wird, ist Norbert von Stofeln, ein kriegsfreudiger Mann, der im Jahre 1034 Abt zu St. Gallen war. Im Jahre 1241 erscheint Kuno de Stophile als Zeuge in einer Urkunde, welche die Edlen von Krenkingen dem Kaiser Friedrich II. ausstellen; deßgleichen in einer zweiten vom nemlichen Jahr. Er ist wohl derselbe, der im Jahre 1257 in einer andern Urkunde als Zeuge erscheint. Im Jahre 1260 sind Friedrich, Burkhard und Heinrich von Stoffeln am Leben. Viele des Geschlechtes widmeten sich dem geistlichen Stande. So ist im Jahre 1267 Peter von Stoffeln zu Beuggen Deutschordenskommenthur, und im Jahre 1275 F. von Stopheln Johanniterkommenthur zu Buobikon. Im Jahre 1279 erscheinen in einer Urkunde Cuonrad von Stoffeln und Bilgerin von Stoffeln, Ritter. Cuonrad, der in einem gleichzeitigen Verzeichniß der Münsterkirche zu Straßburg als Domherr bezeichnet wird, ist wohl der Dichter Meister Conrad von Stoffeln, der vielleicht in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ein deutsches Gedicht von 5642 Zeilen „Gabriel von Montavel oder der Ritter mit dem Bock" schrieb, das Freiherr Joseph von Laßberg auf Meersburg in Handschrift besitzt. In dem Gedicht, dem es weder an Reichthum der Er-

findung, noch an poetischem Schwunge mangelt, gibt der Verfasser von sich selbst Bericht, wenn er singt:

Von Stoffel maister Cunrat
Hat daz puech geticht,
Mit rimen bericht;
Der was ain werder fryer man;
Zuo Hispania er das puech gewan.

Er kommt noch einmal in einer Urkunde vom Jahre 1284 vor. Bilgerin von Stoffeln aber möchte jener Bilgrei von Stoffeln sein, der im Jahre 1278 mit mehreren andern Rittern das Kloster Paradies bekriegte. Im Jahre 1285 geben Goswin, Burchard und Eberhard von Hohenfels ihren lehensherrlichen Consens zum Verkauf eines Gutes in Gebhardsweiler an das Frauenkloster Wald; als ihren Vormünder (tutor seu curator) nennen sie Berthold von Stophеln. Im Jahre 1320 ist Albrecht von Stoffeln Bürg für Abt Diethelm in der Reichenau. Der Name Berthold kommt in der Familie sehr häufig vor. Berthold von Stoffeln ist Kommenthur des Maltheserordens vom Jahre 1327—1352. Berthold von Stoffeln, Kirchherr zu Singen, verleiht im Jahre 1341 die Widum zu Rielasingen gegen eine jährliche Gült. Berthold der Aeltere von dem hinteren Stoffel ist Schiedsrichter zwischen dem Kloster Stein und den Herren von Hohenklingen im Jahre 1353. Dieser ist wohl derselbe, welcher mit seinem Bruder Walter von Stoffeln und Andern im Jahre 1356 den Bischof Johann von Konstanz auf seiner Pfalz ermordete. Im Jahre 1372 ist Bürg für die Stadt Schaffhausen Konrad von Stoffeln, nebst seinen Söhnen Konrad, Burkhard, genannt Schnewel, und Eybrecht. Von jetzt an folgen

noch mehrere des Geschlechts, aber sie lassen sich in keine genealogische Ordnung bringen. Sie haben zum Theil schon Aemter und Wohnsitz in der Stadt Schaffhausen. Ulrich von Stoffeln ist im Jahre 1429 Spitalmeister in Schaffhausen; er übergibt im Jahre 1435 dem Spital um ein jährliches Leibgeding sein Gut. Im Jahre 1461 nahm die Stadt einem Ulrich von Hohenstoffeln seinen dritten Theil an Thaingen weg, welchen er und seine Nachfolger von Zeit zu Zeit bald durch den Kaiser, bald durch die Eidgenossen zurückforderte, bis sich im Jahre 1501 Jakob und Pankratius von Stoffeln mit der Stadt gütlich verglichen. Ein anderer Ulrich von Stoffeln ist im Jahre 1475 Domherr, und wurde in der Angelegenheit des Bischofs Otto von Sonnenberg gegen Ludwig von Freiberg als Unterhändler gen Rom gesandt. Mit dem fünfzehnten Jahrhundert haben an der Burg Stoffeln noch andere Besitzer Theil; unter andern die Herren von Reischach. Im Jahre 1472 ist Schiedsrichter zwischen der Stadt Pfullendorf und Kloster Wald ein Bilgerin von Ryschach zu Stoffeln. Als im Jahre 1538 die Feste Hohentwiel durch Kauf an Württemberg überging, waren Zeuge Pilgerin von Reischach zu Stoffeln und Pankratius von Stoffeln zu Stoffeln. Ein Pankraz von Stoffeln hat im Jahre 1549 Besitzungen zu Eigeltingen, und in Schaffhausen haben die Herren von Stoffeln ihren Wohnsitz im sogenannten St. Blasiushof. Im Jahre 1560 erscheint Junkherr Jakob von Stophlen zue den zway hohen Stofflen in einer Streitigkeit mit dem Junkherr Pilgerin von Reyschach. Die Letzte dieses so berühmten Geschlechts hieß Maria Kleopha von Hohenstoffeln.

Sie vermählte sich mit Herrn Balthasar von Hornstein, Augsburgischem Rath und Pflegern zu Füßen, und brachte ihm den größeren Theil der Herrschaft Hohenstoffeln zu, den sie neben denen von Reyschach besaß. Dieß geschah zuverlässig noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, denn schon im Jahre 1600 nennt sich Balthasar von Hornstein „zu Hohenstoffeln;“ er starb im Jahre 1620. Unter seinem Enkel Balthasar Ferdinand finden wir die ganze Herrschaft wieder vereinigt, da Hans Werner von Reischach im Jahre 1629 ohne männliche Erben starb. Unter ihm wurde das Wappen von Stoffeln mit dem von Hornstein vereinigt: zum Stoffel'schen schwarzen Löwen auf Schild und Helm kam noch das Hornstein'sche Hirschgeweih und die Bärentatzen. Unter diesem Balthasar von Hornstein brach für die Stofflerburg ein trauriges Schicksal herein. Als der dreißigjährige Krieg der Seegegend nahte, warb der von Hornstein eine Kompagnie zu Fuß und zu Pferd, und legte sie auf seine beiden Schlösser Hohenstoffeln, um auf jeglichen Angriff gerüstet zu sein. Der wackere Ritter hatte nur zu gut vorausgesehen, daß Stoffeln nicht unbeachtet bleiben würde. Im Monat Juli des Jahres 1632 nämlich lagerte sich der schwedische Obrist Rehlinger unter der Feste Hohentwiel im Dorfe Singen mit etlichen Kompagnien Reiterei. In Verbindung mit dem Hauptmann zu Hohentwiel bemächtigte er sich der umliegenden Dorfschaften, brachte auch beide Schlösser Hohenkrähen und Mägdberg in seine Gewalt, und requirirte, um diese Schlösser zu versehen, Geschütz von Hohenstoffeln. Glücklicher Weise wurde er bald auf einen andern Posten berufen. Am 15. August 1632 in der Nacht griff Konrad Wider-

hold auf Hohentwiel Hohenstoffeln mit stürmender Hand an. Er hatte bei seinen Besatzungssoldaten noch neuangekommene Schweizer und 500 Mann württembergisches Volk. Balthasar von Hornstein leistete in eigner Person mit seinen Mannen tapfern Widerstand. Der Feind mußte mit Spott und einem bedeutenden Verlust von Todten und Verwundeten wieder abziehen. Ebenso wenig, als Widerhold, richtete der schwedische Obrist Forbeß gegen Stoffeln aus. Später machte der württembergische Obrist Rau Versuche auf die Burg, aber von keinem Erfolg, denn der von Hornstein war entschlossen, bis auf den letzten Blutstropfen sich zu wehren. Endlich legte sich eine schwedische Armee von 8000 Mann unter Herzog Bernhard von Weimar vor Stoffeln: es wurde mit aller Macht beschossen, und da die erwartete Hülfe von Oesterreich nicht eintraf, ergab sich der von Hornstein, nachdem er sich mit seinen Mannen ritterlich vertheidigt hatte, im August des Jahres 1633. Nach Eroberung der Feste zogen die Belagerer ab, und der Kommandant von Hohentwiel erhielt den Befehl zur Schleifung derselben. Das große und kleine Geschütz, Vieh, Hausrath und andere kostbare Mobilien, 8000 fl. an Werth, wurden nach Hohentwiel abgeführt. Aber kaum durch geschärfte Befehle konnten die Unterthanen der Herrschaft dazu gebracht werden, Hand anzulegen zur Niederreißung der Feste. Der ritterliche Vertheidiger seiner Burg, Balthasar von Hornstein, brachte so wenig von seiner Habe davon, daß er sich, wie er selbst erzählt, kaum mehr ein Paar Schuhe konnte machen lassen. Der Kommandant von Hohentwiel bezog von nun an alle Einkünfte der Herrschaft, freilich nur mit Gewalt. Diese Herrschaft war es, die unter allen der

Umgegend den größten Abtrag an Hohentwiel thun mußte. Man berechnete die Summe der in fünfzehn Jahren von Hohenstoffeln auf Hohentwiel geflossenen Einkünfte auf 180,000 fl. Mit dem westphälischen Frieden kam Hohenstoffeln wieder an seine früheren Besitzer, und blieb auch seitdem der noch jetzt in zwei Linien blühenden Familie von Hornstein. Der Linie Weiterdingen und Binningen gehörte der eigentliche Stofflerberg mit dem, was an seinem Fuße liegt, der von Biethingen aber die alte verfallene Burg **Hombol** am Stofflerberg, von der nur noch wenige Trümmer übrig sind.

Für den Mineralogen ist der Stofflerberg dadurch merkwürdig, daß er, ganz verschieden von den andern Höhgauer Bergen, Basalt enthält. Der Wanderer findet diesen, wenn er sich nach der äußersten und höchsten nördlichen Spitze des Berges wendet, wo die geräumigste der drei Burgen stand, wie es noch jetzt die Ruinen beweisen. Kommt man unmittelbar von Weiterdingen her, so führt am östlichen Fuße des Bergs ein etwas steiler Fußpfad meistens durch Wald bis zum Fuße der genannten Ruine. Hier erblickt man eine Gruppe von fünf oder sechs senkrecht stehenden, im Durchschnitt ungefähr drei Fuß starken Basaltsäulen. Der Basalt, welcher auf dem Stofflerberg zu Tage kommt, ist graulich schwarz, auf dem Bruch uneben und feinkörnig, hart und fest: in demselben sind dunkelgrüne Olivine (synonym mit Chrysolith) fein eingesprengt; auf seiner äußern Oberfläche wird er röthlich schwarz, und von der Auswitterung der Olivine löcherig. Ob dieser Basalt die ganze Masse des Bergs bildet, läßt sich nicht so leicht ermitteln, da der nördliche Theil bis gegen die Höhe hinan

mit tiefer Dammerde bedeckt ist, so daß die eigentliche Gebirgsmasse nirgends zu Tag ansteht.

Auf dem Wege von Hohenstoffeln nach Hohentwiel erblicken wir, auf dem niedrigsten der Kegelberge des Höhgaus, die Ruinen der kleinen Burg

Staufen.

Ihre frühesten Besitzer sind unbekannt — vielleicht waren es Dienstmannen von der nahen Burg Twiel. Schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert sind mehrere Herren im Besitze der Burg. Im Jahre 1420 werden die beiden Brüder Burkhard und Eglin (Eybrecht), die Schultheißen von Randenburg und Schaffhausen, mit dem dreivierten Theil des mittleren Hauses zu Staufen, dem Bauhof daselbst, einer Huben und einem dritten Theil zu Hilzingen nebst Zugehörungen belehnt. Während dieser Zeit saßen aber auch Herren von Homburg zu Staufen. Sie sind auf dem Concilium zu Konstanz und heißen „Johannes von Homburg der Aelter von Staufen" und „Johannes von Homburg der Jünger zu Staufen." Der Letztere wohl ist es, von dem eine alte Handschrift sagt: „An der Burg Staufen, auch an dem Dorf Hilzingen im Hegew, und der Vogtei in der Höri mit Namen Unzeneng (vielleicht Itznang) zu Horn, zu Hornstaad, zu Gundelsheimb und zu Wiler, mit Leut und Gut, mit Gerichten, Zwängen und Bännen, und mit allem dem, so dazu und darein gehört, wie das Alles geheißen, genennt, oder wo das gelegen ist, hat Hans von Homburg sein Theil und all' sein Recht an Heinrich von Randegg verkauft und aufgesandt." Im Jahre 1441, zur Zeit der heftigen Fehde der Seestädte mit den Edlen des Höhgaus, wurde auch Staufen ver-

brannt, aber wohl schnell wieder aufgebaut, denn im Jahre 1476 finden wir vorerwähnten Heinrich von Randeck hier seßhaft. Im Jahre 1475 kam der Theil an der Burg, den die Schultheißen von Randenburg besaßen, an Eberhard von Klingenberg auf Hohentwiel. Albrecht von Klingenberg, der Vetter Hans Heinrichs von Klingenberg, welcher Hohentwiel an Württemberg übergab, verkaufte sein Lehen an Hans von Schellenberg, — wann es geschah, ist nicht bekannt. Den 2. April 1528 gelangte auch der andere Theil der Burg von Georg von Randeck an Hans von Schellenberg, seinen Schwager. Unter ihm wurde die Burg auf eine Zeit lang württembergisch. Es war im Jahre 1530, als Herzog Ulrich von Württemberg zu Hohentwiel, das ihm bekanntlich nach Vertreibung aus seinem Lande allein geblieben war, eintraf, um zu sehen, ob Alles in gehörigem Stande sei. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß Hans von Schellenberg gesonnen sei, seine Burg an des Herzogs Feinde zu übergeben. Dem wollte Ulrich zuvorkommen. Mit Hülfe eines jungen Edlen von Randeck ließ er eine Anzahl Schweizerknechte werben, und überfiel mit ihnen die Burg Abends Mittwoch nach Hilari im Jahre 1531. Sie ergab sich ohne Widerstand, und der Herzog besetzte sie sowie auch das nahe Dorf Hilzingen. Dieser Ueberfall setzte nicht nur die württembergische Regierung zu Stuttgart, sondern auch den Adel im Höhgau und am Bodensee in große Unruhe, und veranlaßte bedeutende Kriegsrüstungen in der Umgebung. Zu der Wegnahme seiner Burg sah am wenigsten gut Herr Hans von Schellenberg. Er schrieb an die neueingezogene Besatzung zu Staufen, was das bedeuten solle? Diese

achtete nicht darauf. Erst, als der Landvogt zu Nellenburg den 20. Januar 1531 an die Hauptleute der Besatzung, Klaus Puffl und Gabriel Maier, schrieb, wurde geantwortet, doch so, daß man wohl merken konnte, die Besatzung sei noch andrer wichtiger Zwecke wegen geworben worden. In der Antwort floß noch die Bemerkung gegen den Landvogt ein: es wäre gut für ihn, wenn er sich nicht immer so feindselig gegen Ulrich betrüge, „denn ein Stündlein etwas bringe, das viel Jahr findselig beliebe.“ Noch wurde dieses Handels wegen eine Tagfahrt gen Stein am Rhein ausgeschrieben, bei der Dr. Fuchsensteiner im Namen des Herzogs unterhandelte. Die gütlichen Unterhandlungen zu Stein hatten nichts Besseres zur Folge, als daß es beim Alten blieb: Hans von Schellenberg wollte keine Bedingung annehmen, und der Herzog gab vor der Hand nicht mehr zurück, was er gewonnen hatte. Ein Brief Herzog Ulrichs, den er im Jahre 1531 an den Reformator Ulrich Zwingli richtet, bringt auf die Vermuthung, daß Staufen doch bald wieder an Hans von Schellenberg kam. Der Herzog beklagt sich in dem Brief: „in was Spott, Schad und Nachtheil ihn der Fuchsensteiner gebracht, daß er nit habe wissen mögen, ob er von der Widerparthei sey abgericht oder unsinnig.“ Vielleicht hatte Dr. Fuchsensteiner, bestochen von des Herzogs Gegenpart, demselben die Feste wieder in die Hand gespielt. Der Hauptmann der Schweizer zog wenigstens bald von Staufen ab mit der Drohung: es müsse noch mancher Kopf zerschlagen werden, bevor der Handel ausgehe. — Bis auf das Jahr 1612 gehörte Staufen denen von Schellenberg. In diesem Jahr kam die Burg als heimgefallenes Lehen an Zacharias Geizkoffler und seine ehlichen Leibes-

und Lehenserben, welches Lehen Herr Ferdinand Fueger, als Geizkoffler'scher Lehensträger, den 2. Mai 1621 letztmals empfangen hat. Im Jahre 1653 besitzt die Burg Ferdinand Geizkoffler, des H. Reichs Frey- und Edler Herr. — Im Jahre 1634 wurde sie nebst dem Mägdberg zerstört, aber wahrscheinlich nur theilweise. Im Jahre 1640 schlug der vor Hohentwiel ziehende General Don Frideriko Enriquez bei Staufen sein Lager. Der zum Entsatz Hohentwiels herbeieilende weimarische Obristlieutenant von Rosa überfiel mit Widerhold den spanischen Vorposten, und machte mehrere Gefangene, die er meistens über die Klinge springen ließ. Den folgenden Tag wurden die bei Staufen stehenden Wachten angegriffen. Diese flüchteten in das Schloß, welches hierauf im Sturm erobert und von Widerhold bis auf den Grund geschleift wurde, wie wir es jetzt sehen.

Nicht fern von Staufen, auf einer Waldecke, unterhalb der Straße, die über Ebringen nach Schaffhausen führt, stand noch eine Burg, **Gebsenstein**, Sitz der edlen Gebsen von Gebsenstein. Im Jahre 1275 war sie im Besitz des Grafen Mangold von Nellenburg, der sie in diesem Jahre an die Brüder Heinrich und Martin von Randeck verkaufte, nebst den dazu gehörigen Hölzern, dem Bleerenhof und der Vogtei zu Ebringen u. s. w. Die Burg war schon im sechzehnten Jahrhundert zerstört; ihre Steine wurden zum Häuserbau in der Gegend verwendet. Auch Schatzgräber durchwühlten nach und nach die Ruinen so, daß man es nur noch an den Wällen erkennt, wo die ehemalige Burg stand. Jetzt noch genießt man eine schöne Aussicht auf dem Burgplatz, der aber immer mehr mit Bäumen überwächst.

Von hier aus wenden wir uns der Schweizerstraße und der Burg

Randeck

zu, die uns in etwas modernem Anstrich entgegenschaut. Randeck, „ein schönes, lustiges und wohlerbautes Schloß," wie der alte Chronist Rüger zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts sagt, ist rechts an der Straße gen Schaffhausen, auf einem Hügel von unbedeutender Höhe gelegen, der übrigens eine liebliche Aussicht gewährt. Es ist das alte Stammhaus der rittermäßigen Edlen von Randeck, die zugleich Bürger zu Schaffhausen waren. Sie wohnten theils in der Stadt, theils auf dem Stammschloß Randeck und der dazu gehörigen Burg **Hailsperg**, welche, noch schöner und höher gelegen, von einer Waldecke herab in's Thal blickt, aber nach und nach in Trümmer fällt. Der Erste des Geschlechts, von dem wir wissen, war Heinrich von Randeck, Dienstmann des Grafen Hugo von Montfort; er verkaufte im Jahre 1214 Güter zu Pfaffenhofen, Luegen und Villasingen um 330 Mark an das Kloster Salem. Ein Rudolph Schade von Randegge gab im Jahre 1225 dem Stift St. Blasien sein Gut in Birchbronnen (Bierbronnen) als Ersatz für den über 100 Mark Silber angeschlagenen Schaden, welchen er demselben durch Rauben und Brennen verursacht hatte. Nur der Kirchenbann und die Vermittlung mehrerer angesehener Personen vermochten ihn zu dieser Vergütung. Dieser Rudolph, wohl der Schade genannt wegen seines Raubens und Brennens, eröffnet nicht auf rühmliche Weise die Reihe des Geschlechts. Nach ihm werden genannt Hermann von Randeck im Jahre 1261, Martin von Randeck

und sein Bruder Rudolph um's Jahr 1275. In derselben Zeit erscheint ein Heinrich von Randeck. Ihm folgt ein Anderer dieses Namens, der Heinrich der Aeltere genannt wird. Mit diesem beginnt eine vollständige Geschlechtsreihe, die bis in das sechzehnte Jahrhundert fortläuft. Darunter haben Mehrere geschichtliche Namen erworben. Marquard von Randeck, zuerst Bischof in Minden, erhielt dieselbe Würde zu Konstanz im Jahre 1398. Er mischte sich mit keinem guten Erfolg in den Appenzeller Krieg im Jahre 1407. Als er die mit Mord und Brand durch das Thurgauer Gebiet ziehenden Appenzeller mit ihren Verbündeten in die Acht erklärte, zogen sie bis vor Konstanz und belagerten es drei Tage lang. Schon hatte Bischof Marquard die Edlen des Schwabenlandes zu einem Zuge aufgefordert, um den Uebermuth der Appenzeller zu züchtigen, da starb er wenige Tage vor dem Christfest im Jahre 1407. Er war ein Mann von großer Tugend und Würde. Ein Andrer seines Geschlechts folgte ihm in gleicher Würde. Burkhard von Randeck ward erwählt zum Bischof von Konstanz im Jahre 1462; er starb im Jahre 1466 zum großen Leid aller Rechtschaffenen, während er im Begriff war, das Bisthum von seinen Schulden frei zu machen, was Jedermann glaubte, daß ihm nach Willen gelingen würde. Er war ein guter Haushalter, ein milder Fürst, ein Mann von viel Religion, und darum bei dem Kapitel, sowie bei der ganzen Stadt sehr beliebt. Im Münster zu Konstanz ist sein schön gearbeitetes Grabmal zu sehen. Auf andere Weise zeichnete sich aus Burkhard von Randeck, sein Neffe. Er war ein Sohn Rudolphs von Randeck, der im Jahre 1468 lebte. Seine Brüder

Hans und Heinrich waren Chorherren zu Konstanz. Er blieb dem Schwerte treu, und wurde einer der wichtigsten Männer seiner Zeit. Beim ersten Zug der Eidgenossen in den Höhgau wurde er zum obersten Hauptmann über das Fußvolk des Kaisers Maximilian I. erwählt. Er war ein böser Nachbar der Eidgenossen, denn er that ihnen viel Schaden. Burkhard wurde im Schwaderloch bei Konstanz erschlagen, und in der Domkirche zu Konstanz begraben im Jahre 1499. Sein Sohn Moriz starb, ohne Erben zu hinterlassen, im Jahre 1517. Mit Georg von Randeck, der auf Hailsperg wohnte, und später Gerichtsherr zu Trüllikon wurde, erlosch der ganze Stamm der Edlen von Randeck im Jahre 1520. Ihr Wappen war ein rother Löwenkopf auf weißem Felde. — Nun noch Einiges über die Schicksale der Burg selbst. Sie ist, wie sie jetzt noch steht, aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, und erstand aus den Trümmern der schon im Jahre 1499 zerstörten Burg. Als nämlich in diesem Jahr die Eidgenossen bei 12,000 Mann stark von Schaffhausen und Diessenhofen in den Höhgau zogen, da wollten sie, vielleicht wegen Nachbarschaft, die Burg verschonen. Nun war aber in der Burg Randeck ein Zusätzer, der wollte die Eidgenossen nicht ungeneckt lassen in ihrem Vorüberzug, sondern fing an zu lüen wie eine Kuh. Damit reizte er jene so, daß sie an das Schloß mit Gewalt setzten und nicht nachließen, bis sie es endlich eroberten und verbrannten, „und hiemit," sagt der Schweizerchronist Rüger, „dieser lüenden Kuh und Lästermaul seinen verdienten Lohn und ihm sein gebührend Futter um den Kopf geben." Hierauf blieb das Schloß unbebaut und lag bei 69 Jahre auf einem Haufen. Als mit Georg

von Randeck das Geschlecht in männlicher Linie ausstarb, kam die Burg sammt Gerichtsherrlichkeit theilweise an Hans von Schellenberg, welcher Georgs Schwester Clara geheirathet hatte. Beider Sohn Gebhard erwarb sich kaufsweise von andern seiner Miterben die übrigen Theile. Im Jahre 1567 ließ Gebhard das zerstörte Schloß von Grund aus wieder aufbauen, aber die Ringmauern blieben weg. Junker Hans von Schellenberg, sein Sohn, der es zum Wohnsitz wählte, verbesserte und zierte das Schloß immer mehr mit schönen neuen und nützlichen Gebäuden. Im dreißigjährigen Krieg blieb Randeck verschont. Unmittelbar nach demselben ist die Burg im Besitz der Familie von Reinach. Anna Maria von Reinach stiftete im Jahre 1663 aus den Einkünften ihrer Schloßkapelle, wozu Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen das Fehlende legte, die Ortspfarrei. In neuerer Zeit wurde Randeck eine Besitzung des Freiherrn Franz Karl von Deuring zu Bruchsal, welcher dasselbe als Fideikommiß besaß. Nach seinem Tode kam es an die von Deuring'sche Familie zu Gottmadingen. Von den Erbinnen dieses Hauses erkauften es die jetzigen Besitzer.

Wir wenden uns wieder der Feste Hohentwiel zu; auf dem Wege dahin blickt Burg

Roseneck

von einem nicht gar hohen Bergrücken, nur noch in wenigen Trümmern sichtbar, traurig zu uns herüber. Ihrer Lage nach unbedeutend höher als Staufen, gewährt sie doch eine gar liebliche Aussicht gegen das Thal hin, dessen Schluß der schöne Rheinstrom bildet —

und die Berge des Schweizerlandes machen einen schönen Hintergrund.

Wer die Erbauer Rosenecks waren, liegt im Dunkeln. Wohl waren es die Edlen von Rielasingen, die sich nach dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe **Rielasingen** nannten. Für diese Ansicht spricht, daß im Dorfe keine Spur von irgend einer Burg vorhanden, die diesen Edelleuten zur Wohnung hätte dienen können. Der erste von Roseneck wäre demnach Ulrich von Rielasingen, welcher im Jahre 1293 eine Urkunde ausstellt, in welcher mehrere Edle des Höhgaus als Zeugen auftreten, aber kein von Roseneck, der doch der nächste gewesen wäre. Wohl war also damals noch keine Burg dieses Namens vorhanden, und erst dieser Ulrich oder ein Andrer des Geschlechts mag sie erbaut und sich dann später darnach benannt haben. Vielleicht auch schrieben sich die Herren von Roseneck früher von Rosenau; ein Burkard von Rosenowe ist im Jahre 1223 Zeuge in einer Urkunde von Salem. Burg Roseneck und Dorf Rielasingen bildeten immer eine Herrschaft, die von dem Kloster Reichenau zu Lehen ging. Im Jahre 1312 wird in einem deutschen Briefe, den Konrad von Thengen dem Deutschordens-Komthur, Bertold von Bucheck, ausstellt, ein R. von Rosenegge als Zeuge genannt neben Jakob von Wart, Eberhard von Lupfen u. A. Im Jahre 1335 waren die Brüder Werner und Heinrich von Roseneck im Besitz der Burg und Herrschaft. Im gedachten Jahr nahm Heinrich von Roseneck mit Bewilligung seines Bruders Werner und des Lehensherrn seine eheliche Tochter Kunegunde zu einer Gemeinderin seines Antheils an, und Abt Diethelm ertheilte ihm den lehensherrlichen Willbrief. Als sich

Kunegunde an Eberhard von Lupfen vermählte, verschrieb sich nach Heinrichs Tod Werner, und nach dessen Tod sein Sohn Heinrich gegen Frau Kunegund und ihren Gemahl von Lupfen, sowie deren Erben, für ihre Lehenträger in verschiedenen Briefen vom Jahre 1339. Im Jahre 1342 kündete Kunegunde ihren lehenbaren Antheil an der Burg und dem Dorf Rielasingen dem Abte Eberhard auf, und verband damit die Bitte, daß selbe neuerdings ihr und ihrem Gemahl Eberhard von Lupfen möchte verliehen werden, welches in den Jahren 1343 und 1344 geschah. Abt Eberhard von Brandis verleiht im Jahre 1351 Werners zweitem Sohn, Hans von Roseneck, und Abt Heinrich von Stoffeln im Jahre 1379 dem Johann von Lupfen, Eberhards Sohn, die Herrschaft Roseneck und Rielasingen. Im Jahre 1384 ist Werner von Rosenegg Abt in der Reichenau. In einem armen Zustande traf er das Kloster (siehe oben S. 120) an; er starb im Jahre 1402, ohne eine bessere Zeit des Klosters gesehen zu haben. Nach dieser Zeit werden mehrere Herren von Roseneck genannt. Im Jahre 1392 sind Heinrich und Hans von Roseneck, Fryen, im Verbindniß um St. Georgen Panner. Im Jahre 1401 sind mehrere Edle aus der Gegend von Schaffhausen Bürg für Herrn Hansen und Herrn Heinrichen, beide Freiherren von Roseneck. Sie sind Brüder, einer Urkunde zufolge, die Hans von Roseneck im Jahre 1419 ausstellt. Wir sehen zugleich aus der Urkunde, in welcher der Freiherr an Burkhard den Stockar von Barzheim ein Gut im Rietheimer und Ebringer Bann verleiht, daß die Herrschaft Roseneck nicht so unbedeutend war, indem sie sich noch weit über den Rosenecker Berg bis an die Herrschaft Hailsperg

erstreckte. Beide Brüder erscheinen auf dem Concilium zu Konstanz mit fünf Pferden, was schon wieder ein Beweis ist, daß die Herren noch zu den bedeutenden der Gegend gehörten. Um's Jahr 1427 mag es übrigens schon traurig mit den Herren von Roseneck ausgesehen haben, denn in dieser Zeit ist Noviz im Kloster Reichenau Johannes Freiherr von Roseneck. Ihm und einem andern Novizen, Heinrich von Lupfen, stellte Abt Friedrich von Wartenberg, als er sein Amt antrat, vor, „wie das Gotteshaus in der Unmacht wäre, als sie das sähen, daß er sie zu Aemtern und Würde nit getraute zu bringen, und wo sie nicht wollten schlechtlich sich Essen, Trinken, und auch der mönchischen Kleider begnügen lassen, möcht er ihnen rathen, wieder in die Welt zu ihren Freunden zu kehren." Da ging Heinrich von Lupfen zu seinem Bruder auf Burg Höwen, „der von Roseneck, deß Stammen und Namen mächtig abkommen war, trabt mit Einem Pferd auf Oesterreich zu, ward fürbaß nit erhört, wie es ihm ging, wie und wo er starb." Im Jahre 1440 verglichen sich die Grafen von Lupfen über das Lehen von Roseneck mit den Freiherren von Roseneck, und erstere überließen, zwar alle Jahre widerruflich, ihren Antheil an dem Dorfe Rielasingen und Roseneck gegen jährlich zu reichende 120 fl. an Geld. Einer dieser genannten Herren, Hans von Roseneck, ist wohl derjenige, welcher im Jahre 1442 dem Junker Walther Stockar von Barzheim einige Güter zu Rietheim verleiht, die von ihm und der Herrschaft Roseneck zu Lehen rührten. Vielleicht der nämliche Hans von Roseneck bringt im Jahre 1446 demselben Junker Stockar ein Lehengut zu Niederhofen bei Singen zu Pfand, und schlägt und setzt darauf 60 fl.

„rinisch guter geng und geber zu einem rechten Pfandschilling.“ Ebenfalls ein Hans von Roseneck begibt sich im Jahre 1464 gegen den Schaffhauser Bürger Heinrich Schlatter aller Eigenschaft und aller der Recht und Ansprach, so er zu dem Lehenhof Rietheim hat, für sich und seine Nachkommen. Im Jahre 1472 kam der Zehenten zu Worblingen, den die von Roseneck wohl schon vor dieser Zeit an die Zürcher verkauft hatten, um 350 fl. an die Reichenau. Lauter schöne Beweise, wie die Herren von Roseneck so wirthschafteten, daß sie nachher nichts mehr zu bewirthschaften hatten. Vielleicht von dem letztgenannten Freiherrn Hans stammte jene geborne von Roseneck ab, von der uns Valerius Anselm, ein deutscher Chronist des fünfzehnten Jahrhunderts, eine liebliche Geschichte mittheilt, die er selbst mit angesehen. „Es war am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als die Eidgenossen auch an unsrem lieben Schwabenlande ihr Müthlein kühlen wollten. Der zunächst liegende Höhgau war ein Hauptttummelplatz ihrer Ausgelassenheit; in acht Tagen hatten sie zehn Dörfer, Flecken und Schlösser in Schutt gelegt. Dieß Loos sollte auch das Städtchen Blumenfeld treffen. Die Schweizer zogen vor dasselbe. Ritterlich wehrten sich die Einwohner; aber endlich mußten sie der Uebermacht weichen und sich zur Uebergabe entschließen. Vor Allem war es den Schweizern um den edlen Freiherrn von Thengen zu thun, der im Schloß daselbst mit seiner Gemahlin, einer von Roseneck, Hof hielt. Zufolge der Uebergabe sollte gerade dieser in die Hände der Feinde kommen, während den Belagerten erlaubt war, abzuziehen. Die Burgfrau durfte gleichfalls mitziehen, und ihre besten Kleinodien davon tragen. Siehe da, während

die Schweizer der Ausziehenden harrten, erschien die Burgfrau am Thore, angethan mit ihrem festlichen Schmuck, und ihren Ehegemahl auf ihrem Rücken. Das gefiel den Schweizerhauptleuten fast wohl: sie lobten die edle Schwabenfrau darum laut — und als ein gemeiner Soldat ihr an die Halszierde greifen wollte, ließen sich die Schweizer kaum davon abbringen, ihm das Haupt zu zerspalten." Wir kehren wieder zur Geschichte der Burg zurück. Nach Abgang des Geschlechts derer von Roseneck wurde 1481 die Burg und die ganze Herrschaft mit dem Dorfe Rielasingen dem Grafen Johann von Lupfen zu rechtem Lehen, und in den Jahren 1488, 1492 und 1494 den beiden Sigismunden von Lupfen, Vater und Sohn, dann im Jahre 1527 dem Georg von Lupfen verliehen. Den Antheil, welchen Hans Heinrich von Klingenberg an dem Gerichte und andern Gerechtsamen zu Rielasingen hatte, kaufte Christoph von Lupfen 1530 um die Summe von 741 fl. 25 kr. Im Jahre 1553 kam diese Lehensherrlichkeit an Joachim und Eitel Friedrich, 1566 an Eitel Friedrich allein, und endlich 1568 an Graf Heinrich von Lupfen. Nach dem Erlöschen der Grafen von Lupfen fiel die Lehensherrlichkeit über Roseneck dem Hochstift Konstanz, als Besitzer des Gotteshauses Reichenau, anheim. Christof, Freiherr von Meersburg und Befort, dessen Mutter eine geborne von Lupfen war, prätendirte diese Herrschaft nach dem Erbrechte, und nahm solche als Kunkellehen in Besitz. Weitschichtig und lange dauerten hierüber die Verhandlungen bei dem Höhgauischen Landgericht, die sich endlich im Jahre 1610 mit einem Vergleich endigten. Der Freiherr von Meersburg und Befort überließ an Bischof Jakob von Konstanz, als

Herrn der Reichenau, die Herrschaft Roseneck und Rielasingen, wie selbe die von Roseneck und die von Lupfen besessen hatten, um die Summe von 13,500 fl., welche das Hochstift ihm oder vielmehr seiner Gemahlin, einer gebornen Erbtruchsessin von Waldburg, zu bezahlen hatte. Diesen Vergleich bestätigte Kaiser Rudolf II. den 15. Nov. 1610. — Im Jahre 1639, als eine bayerische Armee vor Hohentwiel zog, wurde Roseneck mit Hohenhöwen eingeäschert. — Gegenwärtig ist Besitzer des Hofguts Roseneck ein Bauer, der es vom Dorfe Rielasingen käuflich an sich brachte.

Von einer nun fast gänzlich im Schutte liegenden Burg gehen wir über auf das noch schön erhaltene Schloß

Langenstein.

Es liegt, wenn man von Stockach nach Engen geht, zur Linken der Landstraße, von welcher man es in geringer Entfernung, zwischen Felsen, selbst auf einem Fels, von schönen und weitläufigen Eichen- und Buchenwäldern umgeben, liegen sieht. Es ist das größte und festeste Bauwesen von allen Edelsitzen des Gaues. Rings um einen hohen Thurm her, den das Volk irrig aus dem Fels gehauen wähnt, und dessen Alter wenigstens in den Anfang des elften Jahrhunderts, wenn nicht vielleicht sogar in den Karolingischen Zeitraum hinauf reicht, sind die Wohngebäude angebaut, und nehmen mit den Wirthschaftsgebäuden einen großen Raum ein. Der mit Wappen verzierte Eingang, die großen steinernen Stiegen und Wendeltreppen, die hohen gewölbten Gänge, die von Säulen getragenen Hallen, die hohen geräumigen Gemächer, die vielen zum Theil in Fels gehauenen unterirdischen Gänge geben dem Ganzen ein

großartiges, und die vielen sonderbar gestalteten Kalkfelsen ein wunderbares und romantisches Aussehen. Im Innern des Schlosses bilden die aus den Wänden hervorragenden unbehauenen Steine und Felsen einen wunderbaren Kontrast gegen das meist erneuerte Uebrige. Doch machen einen recht lieblichen Eindruck auf den Besucher der Burg die am Ende der Fenstergänge angebrachten gemalten Glasscheiben, besonders diejenige, welche den hl. Georg in Lebensgröße darstellt, und mit noch mehreren Glasgemälden zur Verzierung des Schlosses aus Karlsruhe hieher gebracht wurde. Sehenswerth ist in einem wenig beachteten Zimmer des Schlosses ein schönes Bild. Es stellt das Brustbild eines Mannes dar, und ist besonders darum merkwürdig, weil es gewoben ist, und zwar mit solcher Kunst, daß man es leicht für ein Gemälde halten könnte. Noch ist des Besuches werth die neu eingerichtete Schloßkapelle. Ehe wir in dieselbe treten, finden wir einige schöne altdeutsche Gemälde. Die Kapelle selbst ist von lieblicher Bauart, hell beleuchtet und ohne viele Zierde. Der einzige Schmuck derselben ist ein schönes vergoldetes Kreuz über dem Altar, und zwei gar liebliche Zeichnungen an der Seitenwand rechts. Sie stellen zwei Scenen aus dem N. T., den Heiland unter den Kindern, dar, und sind in Lebensgröße ausgeführt von der Hand der ersten Künstlerin Schwabens, der Hofmalerin Frl. Ellenrieder aus Konstanz. Noch ist sehenswerth außerhalb des Schlosses das romantische Felsenthälchen gegen Eigeltingen hin, und der das Schloß umgebende Wald mit seinen Anlagen.

Nun Einiges über die Geschichte der Burg. Erst am Ende des zwölften Jahrhunderts erscheint der Name Langenstein in der Geschichte. Es blühten von diesem

Geschlecht zwei wohlbegüterte Zweige; der eine, der einen Löwen im Schild führte, saß in der Schweiz und scheint schon früh ausgestorben zu sein, der andere Zweig führte einen rothen Adler im weißen Schilde, und ist der, von dem wir jetzt sprechen. Er besaß außer Langenstein und den Dörfern Orsingen, Eigeltingen und Volkardshausen auch die liebliche Meinau und die sie umgebenden Orte als Lehen der Abtei Reichenau, gehörte also unter die angesehensten Herren des Höhgaus. Mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts kommen die Herren von Langenstein im Höhgau urkundlich vor. Im Jahre 1197 überläßt Herr Hugo von Langenstein ein Gut seines Dienstmanns Mahtolf an das Kloster Salem. Im Jahre 1262 zeugt Arnold von Langenstein in einer Urkunde, welche Konradin von Schwaben am See ausstellte. Wohl derselbe gab im Jahre 1282 mit Bewilligung seines Lehensherrn, Albrechts von Ramstein, Abts in der Reichenau, und des Konvents daselbst, mit seinen vier Söhnen, Arnold, Berthold, Friedrich und Hug, an den deutschen Orden die Insel Meinau mit Allem, was dazu gehörte. Der Urkunde zufolge waren die beiden Söhne Arnold und Berthold noch jung; von dem dritten Sohn Friedrich ist nichts bekannt, von dem vierten aber finden wir, daß er im Jahre 1298 im deutschen Hause zu Freiburg im Breisgau gelebt habe. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Hug von Langenstein der Sänger ist, von welchem wir mehrere Gesänge besitzen, nämlich ein Gedicht von der Märtyrin Martina, bestehend aus 32,000 Zeilen, sodann eine astrologische Abhandlung von den 4 Elementen, 7 Planeten und 12 Himmelszeichen, und ein Gedicht von 324 Versen, welches letztere Meister Sepp von

Eppishusen (Freiherr Joseph von Laßberg) gueten Fründen zu Lust und Lieb im Jahre 1826 an's Licht stellte unter dem Titel: „Ein schoen und annuetig Gedicht, wie ein heidescher Küng, genannt der Littower, wunderbarlich bekert und in Prüssenland getoufft ward." Es läßt sich kaum bestreiten, daß dieser Hug von Langenstein auch Komthur des deutschen Ordens auf der Meinau war. Auf der Wappentafel der Komthure in der Meinau (aus unserem Jahrhundert) finden wir zwar einen Arnold von Langenstein, der im Jahre 1319 Komthur geworden sein soll, es ist aber nicht wahrscheinlich, daß der Vater, welcher im Jahre 1267 schon in einer Urkunde erscheint, erst 52 Jahre nachher Komthur geworden sei. Es war jedenfalls sein Sohn Hugo. Wohl dichtete Hugo von Langenstein, als er im Jahre 1319 auf der lieblichen Meinau als Komthur saß. Eine Anspielung auf den Bodensee scheint die Stelle im größeren Gedicht zu enthalten:

Ich bin geheizin bruder huc
So nach namen von Langenstein
Da was miner vordern hein
Zim tuischen huse ein bruoder
Den gotes minne ruoder
Ob dem tobenden sewe (See) schielt (schaltete)
Der nie rechter rvowe (Ruhe) wielt (waltete)
Noch de keiner sanfter stille u. s. w.

Das Meer würde er nicht den See genannt haben, und es war ganz natürlich, daß er das Bild von seiner nächsten Umgebung nahm. — Mit ihm erlosch wahrscheinlich das Geschlecht. Die Burg Langenstein kam sofort an andere Besitzer. Ehe noch ihre späteren Besitzer genannt werden, erscheint sie als Sitz eines Land-

gerichts im Höhgau. Eberhard Brünsy aus Schaffhausen bringt im Jahre 1303 seinen Rechtshandel mit Graf Friedrich von Nellenburg vor das Landgericht zu Langenstein. Im Jahre 1331 trägt Eberhard der Alte von Nellenburg die Burg Langenstein und den Ort Eigeltingen vom Kloster Reichenau zu Lehen. Im Jahre 1348 ist die Burg Langenstein von dem genannten Grafen von Nellenburg und seinen Söhnen, Eberhard und Heinrich, dem Abt in der Reichenau, Konrad von Zimmern, und beiden Komthuren in der Meinau und zu Freiburg um 1270 Mark Silbers versetzt gewesen; und geben die ermeldten Grafen von Nellenburg dieselbe Burg Langenstein und was dazu gehört, Leut und Gut, Grafen Eberhards des Alten Sohn, Grafen Mangold, Chorherrn zu Konstanz im Dom, inhändig zu machen, d. h. zum bleibenden Eigenthum. Darauf besetzten Bruder Wolfram, Graf von Nellenburg, Meister des deutschen Hauses in deutschen Landen, Bruder Mangold von Brandis, Komthur zu Elsaß, und Bruder Heinrich von Thengen, Komthur in der Meinau, die Burg Langenstein mit Herrn Walther von Tettingen, Ritter, und des Ordens Knechte, etlicher Sachen wegen, doch mit Vorwissen des Abts in der Reichenau. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts nannten sich die Edlen von Höwdorf von der Burg Langenstein. Bilgerin von Höwdorf und Langenstein zu Konstanz ist im Jahre 1418 neben andern Edlen Bürg für Götz, Schultheißen von Randenburg. Mit dem sechzehnten Jahrhundert scheint die Burg wieder ihre Besitzer gewechselt zu haben. Im Jahre 1523 nennt sich Adam von Homburg zu Langenstein. Später ist sie im Besitz der Herren

von Reischach. Nach diesen kam sie an die Freiherren von Raitenau, welche sie noch um das Jahr 1628 besitzen. Eine Erbtochter dieses Geschlechts brachte Langenstein an das Haus der Grafen von Welschberg. Der verstorbene Großherzog Ludwig von Baden erkaufte es von diesen, und gab es sammt der schönen Herrschaft der jetzigen Besitzerin.

Von Langenstein aus wäre es der Mühe werth, zwei kleine Ausflüge zu machen, einen nach dem Städtchen Aach, den andern nach dem Dorfe Orsingen. Ueber dem Städtchen **Aach** steht ein sehr alter Thurm, der Rest einer Burg, nach der sich die Edlen von Aha nannten. Ein Ulrich von Aha ist im Jahre 1100 Zeuge in einer Urkunde des Klosters Allerheiligen. Rupert und Berthold von Aha kommen unter den Wohlthätern des Klosters Salem vor. Unter dem Felsen, der die Ruine trägt, ist der merkwürdige Ursprung der Aach. Ihr tiefes Becken ist aus einem Jurakalkfelsen gebildet. Im Sommer des Jahres 1836 wurde es untersucht, aber die Felsen, welche aus der Tiefe ragen, hinderten ein richtiges Ergebniß. Einer Sage nach soll die Aach mit der Donau in Verbindung stehen. Ihre Wassermasse ist so stark, daß sie schon bei ihrem Ursprung Mühlen und Hammerwerke treibt. In dem klaren kalten Wasser findet man den ausgezeichnetsten Fisch der Seegegend, die Aachforelle. — Ein zweiter Ausflug gälte dem Dorfe **Orsingen** wegen seiner römischen Alterthümer, deren Auffindung wir dem berühmten Naturforscher Oken in Zürich zu verdanken haben. Schon im Jahre 1835 war er damit beschäftigt, für die Straße, welche von Vindonissa nach Regino (Regensburg) führte, eine andere Richtung als über

Rottweil und Rottenburg aufzufinden. Der Verfasser dieser Blätter begleitete ihn damals auf seiner ersten Forscherreise, aber diese führte noch zu keinem befriedigenden Resultat. Erst im Jahre 1846 wurden ihm in Eigeltingen Spuren römischer Ueberreste angegeben. Bei Orsingen fand sich die Flurbenennung „bei der alten Hochstraß," und hier ließ nun Oken nachgraben. Man fand die vollständige Grundlage eines römischen Gebäudes, und eine ziemliche Ausbeute von Anticaglien — Hohlziegel, rothe und schwarze Scherben von Schalen, Schüsseln, Teller, Glas, Fragmente von Hausrath, sowie Kupfermünzen von Vespasian und Trajan. Das Wichtigste bleibt immerhin das Fundament des römischen Gebäudes. Es hatte, so läßt sich aus den noch vorhandenen Ueberresten schließen, 160 Fuß im Quadrat, stand nicht vereinzelt, sondern war an eine schon bestehende Straße gebaut, was wir aus der schiefwinkligen Stellung des Gebäudes schließen. Der Eingang war auf der Nord=, die Wohnung auf der Südseite. Der Ofen zur Erwärmung der Heizböden, und wohl auch die Küche, befanden sich gegen Südwest. Noch kann man an den Fundamenten die Hausflur, sowie die Wohnung der Knechte, auch etwa die Stallung unterscheiden. Die Rondele gegen Osten und Westen waren wohl Erker der Wohnzimmer. Das Ganze hat Aehnlichkeit mit den Römerwerken zu Hüfingen. — Von Orsingen aus hätten wir nur eine kleine Strecke auf die Nellenburg, doch wir besuchen diese von der Stadt Stockach aus, wenn wir wieder am See sind.

Lieblich schaut auf Langenstein herüber die kleine Burg

Fridingen,

einer der reizendsten Punkte im Höhgau. Sie liegt auf einem Bergkegel von eigener Formation, der ganz andern Ursprungs zu sein scheint, als die übrigen Berge des Höhgaus. Man sieht ganz deutlich, daß sich derselbe durch eine Wasserrevolution bildete, denn der ganze Berg besteht aus Conglomeraten — theils Urfelsconglomerat, theils Breccie. Es ist dieß besonders sichtbar auf der nördlichen Seite des Bergs, wo seine Formation zu Tage kommt. Gerade auf dieser Seite, sowie auf dem Hügel am Eingang der Burg, ist der Standpunkt, wo sich die wunderliebliche Aussicht auf den Kranz der Burgen darstellt, die Hohentwiel umlagern. Auch im obern kleinen Saale der noch wohlerhaltenen Burg bietet sich diese schöne Aussicht dar.

Die erste Erwähnung der Burg Fridingen geschieht schon im Anfang des zehnten Jahrhunderts; wir geben das Nähere nach einem sehr alten Chronikon. Im Jahre 913 entspann sich Zwietracht zwischen dem König Counrad und Erchangern, dem Kammerboten wahrscheinlich, weil Erchanger bald nach dem Tode Burkhards das Herzogthum Alemannien einnehmen wollte. Doch im nämlichen Jahr, als er sich mit seinem Bruder Berthold gegen die Ungarn auszeichnete, wurde eine Sühne zwischen Beiden gestiftet. Zur Bekräftigung dieser Sühne vermählte sich der König mit der Schwester der Brüder Kunegunde. Diese Sühne dauerte aber nicht lange. Im Jahre 914 nämlich bekam Erchanger und sein Bruder Berthold den Bischof Salomo von Konstanz gefangen, dem sie schon lange feindselig gegenüber gestanden waren. Der Bischof war dem König

besonders lieb, und darum mochte er wohl in eigner Person in Alemannien erscheinen, um den an seinem Freunde verübten Unfug zu rächen. Auf dieß warf sich Erchanger mit seinen Genossen auf die Burg Fridingen, um sich daselbst gegen den König zu vertheidigen. Da wurde er aber von dem König gefangen genommen, und das Urtheil über ihn ausgesprochen. (Ausführlicheres über diese Begebenheit s. o. S. 166 u. 196.) Es heißt im Context: apud castellum Onfridinga (Hohenfridingen), was wohl kein anderes als unser Fridingen sein kann. Im Jahre 1090 machte Graf Burkhard von Nellenburg in dem unter der Burg liegenden Weiler Fridingen in Gegenwart Herzog Bertholds von Zähringen und des Markgrafen Hermann von Baden dem Kloster zu Schaffhausen eine Vergabung. Seit jener Zeit wird Fridingen nicht mehr genannt. Erst im zwölften Jahrhundert kommt urkundlich das Geschlecht vor, welches sich von Fridingen nannte. Hermann von Fridingen wurde im Jahre 1183 zum Bischof von Konstanz gewählt. Er war sehr friedliebend, und suchte mit aller Macht den Frieden seinem Bisthum zu erhalten. Darum war er auch bei den Geistlichen und dem Volke sehr beliebt. Er starb in dem Jahre 1188, nach Andern 1191. Etwas später kommen in Urkunden des Klosters Salem Rudolf und Heinrich von Fridingen vor. Diese beiden, sowie der Bischof Hermann sollen übrigens nach einer andern Ansicht dem Geschlecht der Edelherren von Fridingen an der Donau angehören. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts erscheinen drei Herren von Fridingen. Sie waren im Besitze der Kirchenvogtei und des Kellhofs zu Radolfzell. Darum lebten sie mit dem Kloster Reichenau in offener und lang-

währender Fehde. Das Kloster kam durch den Krieg und durch den Schaden an seinen Gefällen in Schulden, und mußte sich im Wege der Unterhandlung seiner mächtigen Gegner und ihrer Ansprüche entledigen. Im Jahre 1276, oder doch kurz vorher, fand sich aber Abt Albert von Ramstein mit Heinrich von Fridingen und seinen Söhnen Rudolf und Konrad ab, und löste das Vogteirecht und sämmtliche Besitzungen, namentlich den Kellhof sammt Zubehör an Aeckern, Wiesen, Wäldern, Weinbergen, Gärten, Weihern und Mühlen, gegen baar Geld und andere Besitzungen wieder an sich. Im Jahre 1356 war Bischof zu Konstanz Ulrich von Fridingen. Er resignirte im nämlichen Jahre noch, als er sah, daß einige den Abt von Einsiedeln, Heinrich von Brandis, statt seiner zum Bischof wünschten. Im Jahre 1405 erscheint ein Rudolf von Fridingen in einer Richtung König Ruperts wegen St. Gallen. Vielleicht dessen Sohn ist es, der im Jahre 1415 vorkommt unter dem Namen „Rudolf der Jüngere zu Thengen in der vordern Burg seßhaft.“ Derselbe ist mit Ulrich, Hans und Konrad von Fridingen auf dem Concilium zu Konstanz. Im Jahre 1447 leben Konrad und Jakob von Fridingen. Als des Letzteren Söhne werden genannt: Jakob, Ulrich, Hans, Rudolf, Heinrich und Rudolf der Jüngere. Um dieselbe Zeit lebten Hans Martin und Rudolf von Fridingen; Letzterer ist Landkomthur der Balley im Elsaß und Burgund. Im Jahre 1455 wird Wilhelm von Fridingen genannt, und ist auf Hohenkrähen. Von Letzterem erzählt Johann Stumpf in seiner Schweizerchronik Folgendes: „Etlich Ehrenleut von Straßburg wurden dieser Zeit durch den Hegowischen

Adel auf der Eidgenossen Erdrich beraubt, gefangen, auf das Schloß Eglisaw, auch eines Theils auf Hohen-Krayen geführt, in welchem Spiel Graf Alwic von Sulz und Graf Hans von Thengen warend. Deßwegen die Eidgenossen über Rhein zogen auf dieselbigen Räuber, und zerstörten ihnen, was sie betraten, wurden jedoch zuletzt zum Frieden auf Recht veranlasset mit Graf Hansen obgenannt zu Schaffhausen. Es ward ein besonderer Vertrag und Fried gemacht mit Wilhelmen von Fridingen von wegen den Gefangenen auf Krayen geführt. Das geschah im Jahre 1455 am Donnerstag nach unserer Frauen Geburtstag." Der Fehde Wilhelms von Fridingen und seiner Söhne, Hans, Eitelhans und Hans Thüring, wurde bei der Burg Mägdberg erwähnt. (S. o. S. 219 ff.) Im Jahre 1512 sitzt auf Hohenkrähen Einer von Fridingen, der dem schwäbischen Edelmann Stefan Hausner seine Burg öffnete. Er fand bei der Belagerung seinen Tod. (S. o. S. 213 ff.) Später, im Jahre 1520, wird Barbara von Fulach genannt als die Wittwe Hans Grimmen von Fridingen zu Schlatt. Im Jahre 1546 starb Hans von Fridingen und mit ihm, sowie mit Franz von Fridingen, Deutschordenskomthur auf Meinau im Jahre 1553, erlosch der Mannsstamm der Herren von Fridingen. Nach ihrem Absterben kam die Burg an die Herren von Bodmann. Hans Konrad von Bodmann verkaufte sie sammt dem Pfarrsitz an die Stadt Radolfzell, in deren Besitz sie noch ist.

Ueber die Schicksale der Burg dieß Wenige. Als im Jahre 1499 die Eidgenossen in den Höhgau einfielen, lagerten sie sich in den Dörfern Steißlingen und Fridingen, und verbrannten Dorf und Burg. Doch

wurde letztere damals nicht gänzlich zerstört, denn im Jahre 1512, unmittelbar nach Hohenkrähens Zerstörung, zog der schwäbische Bund auch vor die Burg Fridingen, weil ihr Besitzer mit Stefan Hausner gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Sie wurde erobert, aber auch damals nicht von Grund aus zerstört.

Unten im Dorfe **Fridingen** ist noch die von den Herren von Fridingen gestiftete Leprosenhaus-Kapelle zu sehen.

Von Fridingen lenken wir wieder dem See zu, ohne den Höhgau zu verlassen. Eine gangbare Straße führt nach der Stadt Radolfzell, wir wählen aber den Fußweg, der auf die sogenannten **Königshöfe** führt. Ueber diesen Höfen, nur durch einen Graben getrennt, erheben sich die Ruinen der

Homburg

auf dem Vorsprung eines Bergrückens.

Von dem Thal aus gesehen hat die Lage der Burg viel Aehnlichkeit mit der der Burg Krähen; wenn auch minder hoch, ist sie fast so steil gelegen, und der Bergvorsprung, auf dem sie liegt, erscheint wie der Kräherberg als ein isolirter Hügel. Die Ruinen sind von ziemlichem Umfange, jedoch gehörte die Burg zu den kleineren des Höhgaus. An Alter mag sie aber die meisten übertreffen; die noch ziemlich hohen Mauern, welche meistens aus unbehauenen Quadersteinen gebaut sind, sprechen deutlich dafür.

Die Aussicht auf den Ruinen der Homburg ist eine der schönsten des Höhgaus. Gegen Süden stellt sich dem Blicke der eigentliche Bodensee dar, gegen Westen der Untersee mit der Reichenau der Länge nach, und

im Hintergrunde die Tiroler- und Schweizergebirge. Vor Allem aber erscheint uns von hier aus der Höhgau in seiner ganzen Herrlichkeit. In solcher schönen Gruppirung zeigen sich nicht leicht die Burgen des Höhgaus auf irgend einem Punkte (ausgenommen auf der Schrotzburg oberhalb Bohlingen), als auf den Ruinen der Homburg. Hier erst tritt das Wunderbare der Lage und Form dieser Bergkegel mit ihren Ruinen recht in's Auge und gewährt einen hohen Genuß.

Die Glieder des Geschlechtes von Homburg kommen schon seit dem Jahre 1099 in Urkunden vor. Im Jahre 1243 sind Friedrich und Peter von Homburg Zeuge in einer St. Blasien-Urkunde. Heinrich und Burkhard von Homburg, Vater und Sohn, sind im Jahre 1253 am Leben. Im Jahre 1277 erhält Graf Mangold von Nellenburg gewisse Zinse von einem Hof Heinrichs von Homburg. Derselbe Heinrich von Homburg ist Zeuge in einer Nellenburger Urkunde. Wohl schrieben sie sich auch von Honberch, Homberc. So erscheint ein Hugo und Otto von Honberch (Homberc) im Jahre 1288. Im Jahre 1291 verkauften diese mit Bewilligung ihres Lehensherrn, des Grafen Mangold von Nellenburg, einen Hof zu Mahlsbiuron (Mahlspüren bei Stockach) an das Kloster Salem. Im Jahre 1293 unterzeichnet ein Cunrat von Honberch eine Urkunde seines Schwagers Ulrich von Rielasingen. Im Jahre 1304 zeugen in einer Nellenburger Urkunde Heinrich von Homberc und sein Sohn H. (Hugo oder Heinrich). Als im Jahre 1320 Abt Diethelm von der Reichenau von dem Grafen von Fürstenberg gefangen weggeführt wurde, da wurden Heinrich und Cunrat von Homburg für den Abt

Bürgen, und er wurde wieder frei gelassen. Im Jahre 1355 lebte Cunrat von Homburg, der in große Zwietracht mit dem Bischof Johann IV. von Konstanz gerieth. Es war wegen der Rechte auf Stadt und Schloß Markdorf, das früher seine eigenen Edelleute hatte. Mit Cunrat und Georg erlosch dieses Geschlecht, und Kaiser Karl IV. belehnte mit diesem dem Reiche heimgefallnen Lehen den Bischof Johann von Konstanz im Jahre 1354. Der Bischof nahm wirklich von Stadt und Burg Besitz — dagegen aber setzte sich der Ritter Cunrat von Homburg. Welche Ansprüche ihn dazu berechtigten, ist nicht bekannt. Es erhob sich nun ein Streit zwischen Beiden. Der Bischof überließ die Sache den Richtern. Diese sprachen für den Bischof, und der Kaiser bestätigte das Urtheil. Das wurmte den von Homburg so, daß er von nun an darauf dachte, gegen den guten Bischof eine Unthat zu verüben. In diesem rachgierigen Sinne, sich um kein Recht kümmernd und ohne Scheu vor seinem Kaiser und dem Bischof, seinem Seelenhirten, plünderte und verwüstete er als ein wahrer Kirchenräuber, was dem Bischof und der Kirche angehörte. Unter Anderm überfiel er die Burg Gottlieben feindlicher Weise, und raubte, sengte und brennte in der ganzen Umgebung. Dagegen wehrte sich der Bischof nicht, und wollte nicht einmal in der Ueberzeugung von seinem Rechte die Waffen gegen den Ritter ergreifen, um nicht noch mehr seine Wuth zu reizen. Der Wüthende aber ging so weit in seiner Rachsucht, daß er sogar noch seine Hand an den Gesalbten des Herrn legte, und sie in das Blut seines Seelenhirten tauchte. Im Februar 1355 nämlich, als der Bischof Johann mit Otto von Rheineck, seinem Vikar,

Friedrich seinem Sekretär und noch einem andern Geistlichen, Cunrad von Stockach, die Abendmahlzeit hielt, und nichts der Art befürchtete, stürzte der Erwähnte mit seinen Helfershelfern bewaffnet in die Pfalz und das Tafelzimmer, und ermordete den unschuldigen Bischof. Sterbend brach dieser in keine andern Worte aus, als solche, die bewiesen, wie hoch er die Jungfrau aller Jungfrauen verehrte; er seufzte: „Jungfrau Maria, bitte für den Priester deines Altars!" Er wurde bei der Kapelle der Märtyrin Margaritha begraben. Der Mörder mit seinen Genossen von hohem Adel, doch von noch größerer Bosheit, entrann der Strafe der Menschen — aber nicht seinem höheren Richter. Unter den Mitschuldigen der Unthat werden genannt Walther und Berchtold von Stofflen. Nach der Ermordung des Bischofs nahm Cunrat von Homburg Markdorf ein, und es blieb bei seinen Nachkommen bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Wie es dem Ritter weiter erging, ist nicht bekannt. Im Jahre 1357 war Rudolf von Homburg Komthur des deutschen Ordens auf der Meinau. Die Edlen von Homburg waren auch in der Stadt Schaffhausen ansässig, so Hans von Homburg, vielleicht ein Sohn des berüchtigten Cunrats. Wohl durch seine Gattin Margaretha Friedbotin hatte er dort einen Ansitz und Güter erworben. Hans der Jüngere, ein Sohn des genannten Hans, wohnte unten an dem Herrenacker zu Schaffhausen, sein Hauptsitz aber scheint die Burg Staufen bei Hohentwiel gewesen zu sein. Wohl besaß schon sein Vater mit denen von Randeck die Burg Staufen. Beide, Hans von Homburg der Aeltere und Hans von Homburg der Jüngere zu Staufen, waren im Jahre 1417

auf dem Concil zu Konstanz. Es kommen von jener Zeit noch Mehrere des Namens von Homburg vor, z. B. ein Albrecht und Burkard in den Jahren 1432 und 1437; sie lassen sich aber nicht leicht in einer Genealogie ordnen. Wolf, Adam und Dietrich von Homburg werden in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts öfter genannt. Wolf spielte in der Geschichte Herzog Ulrichs auf Hohentwiel eine feindselige Rolle, indem er den Verkauf der Feste Hohentwiel zuerst an den Kaiser berichtete (1521), in Folge dessen Hans Heinrich von Klingenberg zur Rechenschaft gezogen wurde. Adam erscheint im Jahre 1536 in dem Handel seines Schwagers Völker von Knörring sehr thätig, und wirkte zu seiner Befreiung mit. Dietrich scheint seinen Wohnsitz auf der väterlichen Burg fortbehalten zu haben. Wolf, der seine beiden Brüder überlebte, verkaufte Homburg an Hans Konrad von Bodmann, mit dem sich seine Tochter Ursula vermählt hatte. Er liegt, der Letzte seines Stammes und Namens, zu Radolfzell begraben. (Siehe oben S. 181.) Von denen von Bodmann kam die Burg im Jahre 1614 an das Stift St. Gallen, von diesem gegen Abtretung anderer Realitäten an das Hochstift Konstanz. — Im Jahre 1632 wurde Homburg, das von Kaiserlichen besetzt war, von der Garnison zu Hohentwiel überrumpelt und eingenommen, und später dann niedergebrannt.

Steigen wir von Homburg herab, so befinden wir uns im Dorfe **Staringen**, wo im Jahre 1846 die erste Spur eines römischen Gebäudes, durch Ziegel, Heizboden, Säulen mit ihren Gestellen erkennbar, aufgefunden wurde. Statt, daß wir von hier aus der Landstraße zur Rechten folgen, gehen wir einen Nebenweg

zur Linken, und gelangen über das kleine Dorf **Güttingen**, wo ein Schlößchen der Freiherren von Bodmann steht, in das Dorf

Möckingen.

Ganz nahe bei dem umfangreichen **Mindelsee** (zuverlässig einem zurückgebliebenen Theil der in frühester Zeit über das ganze Höhgau verbreiteten Seefluth), mit der lieblichen Aussicht auf einen Theil der Schweizergebirge, liegt Dorf und Schloß Möckingen. Das neuere bewohnte Schloß wurde auf dem Grunde eines Franziskaner-Nonnenklosters erbaut, das im Jahre 1387 gestiftet wurde. Entfernter vom Dorfe liegt die alte, noch ziemlich erhaltene Burg Möckingen. Sie ist eine der interessantesten Burgen zwischen dem Unter- und Ueberlinger-See. Man kommt über einen Graben durch ein hohes Thor, in dessen oberem Stockwerk früher eine Kapelle war. Oben, als dem höchsten Standpunkte, genießt man eine herrliche Aussicht. Unter dem Schlosse befindet sich ein Keller von ungeheurem Umfang, und es ist äußerst wohlthuend, hier einen Humpen des edlen Weines, der in den vielen alten, mit dem Bodmann'schen Wappen gezierten Fässern liegt, auf das Wohl der Ritter von Bodmann zu leeren. Das Merkwürdigste der Burg sind die ungeheuren Gemäuer, welche im Umfang derselben zu sehen. Es sind Mauerstücke aus Steinen zusammengefügt, welche gleichsam eine feste Felsenmasse bilden. Der Lage nach, in der diese Stücke zu einander stehen, bildeten sie ohne Zweifel einen mächtigen Thurm, dergleichen wir noch manche aus der Zeit der Römer finden. — Möckingen mag schon früh zu den Besitzungen derer von Bodmann gehört haben.

Doch erst mit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts wird es bestimmt als Besitzung des Geschlechts genannt, und ein Zweig der Familie wählte es zum Wohnsitz. Im Jahre 1384 nennt sich in einer Urkunde Johann von Bodmann, der Aeltere, seßhaft zu Möckingen. Ja die Herren von Bodmann dieser Linie nennen sich sogar schlechtweg „von Möckingen;“ so Herr Heinrich von Möckingen, der im Jahre 1392 Mitglied des St. Jörgenschilds war. Ein Kaspar von Möckingen war im Jahre 1428 Komthur auf der Meinau. Im Jahre 1525 besaß Wolf von Homburg die Burg sammt den Orten Wahlwies und Espasingen; aber schon ein Jahr nach seinem Tode gehörte Möckingen wieder den Herren von Bodmann, denn im Jahre 1561 schreibt sich ein Hans Konrad von Bodmann, der von Frischhans von Bodmann abstammte, Konrad von Bodmann zu Möckingen. Bei seinen Nachkommen blieb es bis auf die neuesten Zeiten. Durch die Verbindung des jetzigen Besitzers von Möckingen mit einer Erbin des Hauses Bodmann zu Bodmann, sind beide Linien des Geschlechts wieder vereinigt.

Füglich sollten wir uns jetzt hinüber zu der Burg Bodmann wenden, deren Geschichte mit der des ebenbeschriebenen Orts so innig zusammenhängt, aber wir haben noch das ganze rechte Ufer des Untersees zu durchwandern. Mit der Burg Möckingen verlassen wir den Kranz der Ritterburgen des Höhgaus, und wenden uns wieder dem See zu. — Ein angenehmer Fußweg führt uns in das Pfarrdorf **Markelfingen**, von dem nichts weiter zu bemerken ist, als daß es schon im Jahre 724 unter den Stiftungsgütern des Klosters Reichenau genannt wird. Auf schöner Landstraße, immer im Anblick des

Zellersees mit der Reichenau, gelangen wir in das stattliche Pfarrdorf

Allensbach,

welches gleichfalls unter den Stiftungsgütern der Reichenau unter dem Namen Alaholfespach genannt wird. Im Jahre 1399 wurde die Frühmesse daselbst dotirt. Im Bauernkrieg wurde Allensbach von den Aufrührern eingenommen und verheert. Auch im dreißigjährigen Krieg erlitt es viel durch Raub und Plünderung. Von Allensbach aus ist es der Mühe werth, in dem nahen Walddistrikt **Tafelholz** (etwa 500 Schritte vom See entfernt) die merkwürdigen alten Grabhügel zu besuchen, welche Bezirksförster Halm mit Dr. Stanz von Konstanz im Oktober des Jahres 1847 entdeckt hat. Es sind etwa 36 Hügel, von denen einer von 120′ Umfang und 10—12′ Höhe geöffnet worden. Man fand bei der Oeffnung in diesem Grabhügel zuerst Scherben von Schalen und Schüsselchen aus schwarzgrauem und feinkörnigem Thon, zum Theil mit roher Zeichnung, Knochen von Thieren, und dann eine große Steinplatte von 250 bis 300 Pfund Schwere, unter welcher unmittelbar der Leichnam lag, den Kopf etwas gegen die Schulter geneigt, die Füße gegen Osten ausgestreckt, und auf dem Rücken liegend. Auf den Füßen der Leiche lag ein gleich großer Deckstein, wie auf dem Haupte. Aus dem Knochenbau konnte man auf den Leichnam eines Weibes schließen. Bei einer zweiten Nachgrabung wurden noch zwei größere und noch zwei kleinere Hügel geöffnet, und es ergaben sich ähnliche Erfunde. Bei einem der größeren fand man zwei große Granitstücke, von denen das eine auf der unteren Fläche eine mit roher Arbeit ein-

gehauene, ziemlich lange und breite Vertiefung hatte. Unter diesen Steinen lagen zwei Schenkelknochen, und an der Seite derselben gegen Nordosten das Fragment einer Messerklinge aus Eisen, stark mit Grünspan überzogen. Diese Gräberreihe läßt hier eine alemannische Grabstätte annehmen, und zwar noch aus der Zeit des Heidenthums am See, auf was die zahlreichen Spuren von Opfer- und Leichenbrand hinweisen.

Wir gehen auf die Landstraße zurück, und gelangen bald in das lieblich gelegene **Hegne**, Dörfchen und Schloß, einst Sommeraufenthalt der Bischöfe von Konstanz, jetzt in den Händen von Privaten. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde Hegne von der Familie Reichlin von Meldegg um 4500 fl. an das Hochstift verkauft. In den Gemächern des Schlosses genießt man eine herrliche Aussicht. In der Schloßkapelle befinden sich zwei schöne Basrelief aus Marmor, Werke des berühmten Bildhauers Hans Moring, der im siebenzehnten Jahrhundert zu Konstanz arbeitete.

Von Hegne gehen wir eine Höhe hinan durch einen dichten Wald, und haben bald vor uns das vom Seeufer etwas entfernte Pfarrdorf

Wollmatingen,

in der Reichenauer Stiftungsurkunde Walamatingen genannt. Im Jahre 1293 kam ein Theil des Gerichts daselbst von Arnold von Langenstein mit der Meinau an den deutschen Orden. Im Jahre 1361 wurde die Kirche daselbst mit der Reichenau vereinigt. Im Jahre 1429 wird ein Gotteshauslehen daselbst von dem Keller zu Wollmatingen verkauft und dasselbe im Jahre 1431 von Abt Friedrich dem Pfaffen Ceablin eigen ge-

macht. Im Jahre 1466 verkauft Abt Johann den kleinen, den Korn-, Wein- und Heu-Zehenten, welchen die Klosterfrauen zu St. Peter in Konstanz daselbst besitzen. Im nämlichen Jahr tauscht das Kloster gewisse Zehenten daselbst mit dem Spital zu Konstanz, und im Jahre 1484 mit Petershausen. Im Jahre 1487 löst Abt Johann den Zehenten zu Wollmatingen ab. Im Jahre 1548 war hier das Standquartier des spanischen Exekutionsheers gegen die Stadt Konstanz. Hier war es, wo der Obrist Alphonso de Vives den Schwur that, er wolle die Stadt Konstanz überfallen und alle Mannsbilder in der Stadt erwürgen, ja er wolle Morgens nicht essen, bis die Stadt ein Kohlhauf wäre. Daß es zu solchem allen behülflich sein wolle, schwur das ganze Kriegsvolk mit aufgehobenen Händen einen Eid zu Gott. Doch Gott lenkte es anders, wie wir in der Geschichte der Stadt Konstanz gelesen. Im Jahre 1633 theilt Wollmatingen alle Wehen des Kriegs, von welchen damals die Stadt betroffen wurde. — Die Einwohner des Orts leben von Acker- und Weinbau; auch haben sie noch eine besondere Nahrungsquelle in dem auf ihrer Gemarkung befindlichen ergiebigen Torfstich.

In der nächsten Umgebung von Wollmatingen befinden sich zwei alte, nun abgegangene Nonnenklöster. Das eine liegt im Walde nördlich und hieß zu **St. Adelheid.** Es scheint im Jahre 1374 gestiftet worden zu sein, denn in diesem Jahre wurde es von Abt Eberhard von Reichenau gefreit. In demselben Jahre weihte der Bischof Heinrich von Konstanz die Kapelle daselbst. Auch wurde im nämlichen Jahre bestimmt, daß die hier wohnenden Priester im Kleid und Orden des hl. Benedikts leben sollen. Das Klösterlein war von Nonnen

wohl desselben Ordens bewohnt, und besaß Aecker und Wälder. Noch im Jahre 1576 waren Frauen hier. Ein anderes früheres Nonnenkloster, **St. Katharina,** liegt mehr gegen Konstanz, und war von größerem Umfange. Es ist später als das Klösterlein St. Adelheid gegründet worden, denn im Jahre 1419 erlaubt Abt Friedrich den Einwohnern von Wollmatingen, solches auf eine Hofrait zu setzen. Noch im Jahre 1577 gehörte es mit aller hohen und niedern Gerichtsbarkeit der Reichenau. Von seinen früheren Bewohnerinnen schon längst verlassen, steht noch das aus vier Flügeln bestehende Gebäude, aus dessen Mitte eine Linde ragt. Es bildet einen ganz mit Wald umgebenen Meierhof.

Von Wollmatingen setzen wir den Weg auf der Straße fort, der Stadt Konstanz zu, gelangen beinahe zu der Petershauser Vorstadt, und wenden uns dann dem Dörflein **Hard** und der **Lorettokapelle** zu, die mit einem Meßnerhäuschen auf einem sanft ansteigenden Hügel liegt, und besonders bei dem sogenannten Kirschbäumle eine herrliche Aussicht gewährt. Unten am Fuße der Anhöhe liegt das Dörflein **Staad** mit frequenter Schiffslände, oberhalb Staad an der Landstraße das Pfarrdorf

Allmannsdorf,

ohne Zweifel von den alten Alemannen so genannt, ebenfalls eines der ältesten Stiftungsgüter der Reichenau, und in jener Zeit Alamontescurt geheißen. In späteren Urkunden heißt es Almisdorf und hatte schon früh einen eigenen Adel. Marquard von Almisdorf erscheint in einem Schuldbrief Konrad III. vom Jahr 1150. Im Jahre 1200 verlieh Abt Albrecht

von der Reichenau mehrere Güter zu Allmannsdorf, Staad und Egg zu ewigen Lehen gegen 1 Pfd. Wachs. An diesem Orte wurde schon in alten Zeiten ein kleines Idol von Erz aufgefunden, das man für einen Herkules Alemannicus oder Kreuzmann hielt; es kam in das Kloster Reichenau. Später wurde es auf Befehl Kaiser Maximilian I. nach Innsbruck gebracht, wo es in dem Schatz aufbewahrt wurde. Dabei befindet sich der alte Reim:

Allmann Abgott bin ich;
Die Deutschen iren Nam hambt durch mich,
Von großen Streiten der Walchen dich versich,
Allemanna Deutschland nennt sich.
Bei Costniz im Dorf Alma lag ich,
Durch Kunig Maximilian schickt es sich,
Im 15 hundert und 7ten Jahr in die Lad legt er mich.

Bei **Eck**, einem Filial von Allmannsdorf, mit dem es in alten Zeiten immer verbunden erscheint, können wir uns mit einem Nachen auf die lieblichste der Inseln im Bodensee, die reizende

Meinau

oder Mainau überschiffen lassen, oder wandern wir noch eine kleine Strecke am Ufer, und gehen auf einem langen, aber sichern Steg auf das reizende Eiland hinüber.

Wenn die Reichenau im eigentlichen Sinne des Worts eine reiche Aue heißt wegen ihres gesegneten Bodens, so ist es ein wahres Wort, was schon im sechzehnten Jahrhundert von der Meinau gesagt wird: „sie ist von Lusts wegen Mayen-Aue geheißen," das heißt Freudenau, denn Mai und Freude waren im Mittelalter gleichbedeutende Begriffe. Die ganze Oberfläche des Eilands,

das kaum eine halbe Stunde im Umfang (125 Morgen Flächenmaß) hat, gleicht einem mit hoher Fruchtbarkeit gesegneten Garten. Lachende Wiesen, üppige Saatfelder, Gärten und Weinberge wechseln mit den lieblichsten Parkanlagen, mit Gruppen von Fruchtbäumen und Alleen von Zierbäumen aller Art.

Unter den Gebäuden der Insel zeichnet sich die ehemalige Kommende aus, ein Palast im Style des vorigen Jahrhunderts erbaut, aber von seinem vorletzten Besitzer auf die geschmackvollste Weise erneuert. Die Kommende ist aus rothem Sandstein in Form eines Hufeisens erbaut, mit einigen Vorwerken umgeben, die wohl noch aus älterer Zeit stammen, und enthält in zwei Stockwerken viele hohe, kostbar möblirte Zimmer, unter denen sich besonders der ehemalige Ordenssaal auszeichnet. Aus jedem Zimmer des Schlosses, besonders aber vom Balkon aus, hat man eine köstliche Aussicht. Gerade gegenüber Meersburg, weiter unten Ueberlingen und die liebliche Kirche Neubirnaus, welche ein glänzender Punkt, Schloß Heiligenberg, weit überragt; über den See hin erblickt man in weitester Ferne Lindau und Bregenz mit seinem Waldgebirge; rechts die Alpenkette mit dem majestätischen Säntis. — Reiche geschichtliche Erinnerungen erweckt die vor dem Speisesaal aufgestellte große Wappentafel, welche im Anfang dieses Jahrhunderts verfertigt und unter dem Fürsten Esterhazy neu gemalt wurde. Dieses „Verzeichniß der Schild und Wappen deren hochwürdigen Herren Commandeurs, Statthalters, Hauscommandeurs und Hofmeisters der Reichscommende Meinau" enthält die Namen und schön gemalten Wappen von 65 edlen Ordens-Komthuren, von Bruder Rudolf von Schafhus 1264 zu Meinau,

und Landkomthur im Jahre 1272, bis zu S. J. S. Karl Reich von Reichenstein-Brombach im Jahre 1805, mit dem die Kommende auf der Meinau endete. — Auf der Treppe des Schlosses befinden sich zwei schöne Schnitzwerke, freilich aus nicht alter Zeit. Das eine ist ein Faun mit einem jungen Bachus auf der Schulter, das andere ein kleiner Bachus, der einen Faun krönt. — Im Umfang des Schlosses steht die ehemalige Ordenskapelle. An das Schloß schließt sich ein lieblicher Park an, der romantische Partien enthält und bis an den See hinabreicht, wo sich ein kleiner Hafen befindet.

Außer dem Schloß und seinen Nebengebäuden befindet sich auf der Insel noch eine bedeutende Meierei und das Gasthaus zur Insel Meinau, wo man eine gute Herberge und ebenso freundliche als billige Bedienung findet. Wenn auch nicht mehr der alte biedere Schnetz, eine lebendige Chronik der Ordens-Kommende und ihrer Herren, die Besucher der Insel bewirthet, so ist es immer auch jetzt noch gerathen, von der Landstraße abzugehen, um hier auf der Meinau seine Herberge zu suchen.

Die Insel Meinau war in den ältesten Zeiten eine Zugehör der Abtei Reichenau. Die Aebte von Reichenau gaben das schöne Eiland den Rittern von Langenstein zu Lehen. Von diesen kam es an den deutschen Orden, nach Ausweis einer alten Urkunde, die der Reichenauer Chronist Gallus Oheim seiner Chronik einverleibt. „Im Jahr 1293 vergabte Herr Arnold von Langenstein, Ritter, nebst seinen vier Söhnen: Hugo, Berthold, Arnold und Hugo dem Jüngern, dem deutschen Orden zu einem Almosen, Eigen und Lehen die Mainau, den Kelnhof zu Oberdorf und zu Allmanns-

dorf, und des Gerichts einen Theil zu Wollmatingen mit Leuten und Gut, als es darin gehört. Auf solches baten der geehrt Ritter und seine Kind, daß man in der Mainau ein ewig Haus hielt. Das ward ihnen gelobt und zugesagt. Und also kommt der ehrbar geistlich Mann, Bruder Eberhard von Steckborn, des Ordens St. Leonhards, aus dem Kloster von Salmanschweil, und sein Sohn, Bruder Hiltpolt von Steckborn, und Bruder Ulrich von Eystetten, beid Deutschordens, gen Mergentheim für Bruder Konraden von Feuchtwangen, obersten Meister des Ordens St. Marien-Spital des deutschen Haus von Jerusalem, und andere Commenthure mit ihm versammlet, und ermahnten sie solcher Gottesgab und baten, daß man darüber gäb einen Brief, daß es stät bliebe. Also war darum ein Brief und Sigel gemacht, deß Vidimus in dem Gottshaus Au ist. In solchem Brief ward dem Gotteshaus Au vorbehalten, wie hernach folgt. Und darum, so soll man das vorgenannt Haus in der Mainau, und den vorgenannten Kelnhof zu Oberdorf, und den Kirchensatz zu Dingelsdorf, und den vorgenannten Kelnhof zu Allmannsdorf, und das vorgenannt Gericht zu Wollmatingen, die alle liegen im Konstanzer Bisthum, als wir's bisher in's nützlicher Gewähr beseßen, haindt (haben) von dem würdigen gefürsteten Gotteshaus Reichenau, das auch liegt im Konstanzer Bisthum, da es ewiglichen anhört und wir es dannen haben um einen Zins jährlich um 20 Pfund Wachs Konstanzer Gewicht, die man alle Jahr zu der Lichtmeß geben soll; und die vorgenannte Mainau, und die vorgenannte Kelnhöf, und die vorgenannte Gericht, und die vorgenannte Kirchensätz, und alle Zwäng und alle Bänn, und alle die Leut, die darin gehören,

das wollen wir nit, daß man die in kein Weis versetz oder verkauf von dem Orden; wäre aber, davor Gott sey, daß man das nit woll ansehen und sie wollt verkaufen oder versetzen, so soll es freilich wieder fallen dem vorgenannten würdigen fürstlichen Gotteshaus der Reichenau." Nach der Volkssage war die Meinau ursprünglich im Besitz der Herren von Bodmann; eine Erbin von Bodmann vergabte dieses schöne Eigen einem geliebten Ritter zu Lieb an den deutschen Orden. Die Sage von dieser treuen Maid von Bodmann hat der alte Meister Sepp, der von seinem Erker aus der Dagobertsburg stündlich auf das schöne Eiland herüber schauen kann, in seinem schon genannten Büchlein „vom Littower," S. 12—20, lieblich erzählt. — Im dreißigjährigen Krieg traf auch die Meinau ein hartes Loos. Im Jahre 1647 belagerten die Schweden unter Gustav Wrangel mit 17 Schiffen die Meinau. Die kleine Garnison unter dem Komthur Werner Hundbiß von Waltrambs, vertheidigte sich tapfer, sie mußte aber zuletzt der Uebermacht weichen, und übergab den 13. Februar 1647 die Insel mit Akkord an die Schweden. Diese sollen, während sie die Meinau besaßen, einen herrlichen Schatz, darunter Meßgewänder mit Edelsteinen gestickt, große Pokale, Gold- und Silbergeschirre, auch fünf halbe Karthaunen, Alles zusammen im Werth von 5 Millionen Gulden, aufgefunden haben. — Bis zum Jahre 1806 blieb die Meinau der Sitz eines Ordens-Komthurs und eines dazu gehörigen Ober- und Rentamts. Mit dem Preßburger Frieden kam sie an Baden, von Baden durch Kauf an den Fürsten Esterhazy, war dann eine Zeitlang wieder mit der Herrschaft Langenstein vereint, und ist jetzt Eigenthum des Grafen Douglas.

Wenn wir über den Steg gehen, betrachten wir die rechts von demselben stehenden Gußarbeiten, ein großes und zwei kleine metallne Kreuze, das größere mit dem gekreuzigten Heiland, die kleineren mit den beiden Schächern. Laut der Inschrift wurden diese Kreuze von dem Komthur Schenk von Staufenberg zwischen den Jahren 1577—79 „Jesu Christo" geweiht. Als die Schweden die Meinau plünderten, sollen sie auch diese Crucifixe davon geschleppt haben, aber sie konnten sie am Ufer nicht weiter bringen, und mußten sie liegen lassen.

Wir setzen den Weg am Seeufer fort, und gelangen zuerst zu dem etwas abwärts vom See gelegenen Orte **Lützelstetten**, von dem sich schon im Jahre 1150 die Brüder Berthold und Ludwig von Lützelstetten nennen, dann wieder an das Ufer des Sees in das Pfarrdorf **Dingelsdorf**, das schon in der Vergabung der Meinau aufgeführt ist. Es befindet sich hier eine frequente Ueberfahrt nach der Stadt Ueberlingen. Ueber **St. Nikolaus**, früher eine Kapelle, jetzt ein von einem Baume beschattetes Kreuz auf einer kleinen Höhe, führt uns der Weg zu dem Orte **Wallhausen.** Von hier an ist das Seeufer nur bei niederem Wasserstande zu bereisen, bei hohem See, wie es im Sommer meist der Fall ist, reicht das Wasser fast überall bis an die hohen, mit Wald überwachsenen Felswände, die diese Ufergegend einfassen. Wir gehen sicherer, wenn wir die Höhe aufwärts, dem lieblich gelegenen Pfarrdorf

Dettingen

oder Tettingen uns zuwenden, dem Wallhausen eingepfarrt ist. Von diesem lieblich gelegenen Ort gibt

Meister Sepp in seinem trefflichen Liedersaal (Bd. I. S. 13) eine so naive Beschreibung, daß wir seine eigenen Worte hersetzen. „Uf dem Rik, — also heißen die Schwaben den schmalen hügeligen Erdstrich, der zwischen den beiden Armen des Bodensees gen Ufgang hinläuft und bim Eichhorn endet, — schier glichwit vom Wasser uf der einen Siten, wie uf der andern, mitten in einer wisenrichen Au, und am Rand eines großen Weihers, wo im Sommer unzählig Wasservögel sich sammeln und brüten, ligt Tettingen vast verborgen und vergessen der übrigen Welt; und soll ich oder Einer von Tettingen angeben, wo Herr Heinrich der Sänger sine Burg oder Vestin gehabt, so wurd uns das mal schwer fallen, denn es ist von Altertum da gar kein Spur mehr vorhanden, obschon sunst do herum nit wenig Adel gewont hat, und zum Theil noch wonet: allein das einzig Lied, das von Herren Heinrich uf uns kommen, zeigt genugsam an, daß er in der Sänger Schar einer der vordersten si u. s. w.“ Diesen Worten fügen wir hinzu, daß allerdings sich noch ein Wohnsitz auffinden ließe, auf dem einst Heinrich von Tettingen gesungen. Es ist das Schlößchen auf dem Hofe **Burg**, ganz nah am See gelegen, was mit dem Hofgut **Rohnhausen** schon seit alten Zeiten zur Besitzung der Herren von Tettingen gehörte. Dieses Schlößchen, das jetzt von einem Bauern bewohnt wird, ist so gelegen, daß es über dem See beinahe gegenüber die Sängerburg Hohenfels hat. So konnten beide Minnesänger, der auf Hohenfels und der auf Tettingen, einander in's Fenster sehen. Im Jahre 1362 kam dieser Wohnsitz, genannt Burg, durch Kauf an die Deutschordenskomthurei Meinau. Man genießt auf demselben einer angenehmen Aussicht über

den Bodensee. Noch vor diesem Heinrich von Tettingen kommen Edle des Geschlechts vor. Ein Burkhard von Tettingen, vielleicht Heinrichs Vater, erscheint in einer Urkunde vom Jahre 1662; in einer zweiten vom Jahre 1270 steht er mit dem Beisatz: dictus Spilmann, ein Ausdruck, der seinen Beruf als Sänger und Tonkünstler in einer Person bezeichnet. Im Jahre 1311 übergibt ein Burkhard von Tettingen sein Lehen zu Ruhenhausen (jetzt Rohnhausen) an die nahe Katharinenkapelle. Im Jahre 1327 ist Heinrich von Tettingen Komthur auf der Meinau. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte Wernher von Tettingen. An ihn verpfändete das Kloster Reichenau, im Jahre 1347, für 400 Mark Silbers die Burg Mägdberg im Höhgau zur Hälfte. Im Jahre 1356 kündigt eben dieser Wernher von Tettingen für sich und seine Nachkommen, was zu einem Gut in Möhringen, sowie zu einem Kelnhof gehörte, und ihm, Wernher von Tettingen, mit allem Rechte verpfändet war, auf, und will, daß es dem Abt und Konvent wieder zugestellt sei, jedoch unter der Bedingung, daß alle seine andern Güter, welche dabei liegen, und vom genannten Kloster als Pfand angenommen wären, unbeschadet blieben. (Geschehen zu Mägdeberg im Jahre 1356.) Im Jahre 1359 verkauft dieser Wernher sein Pfandrecht auf die Burg Mägdberg, die ihm indessen vollständig zugekommen war, nebst dem Kelnhof zu Mühlhausen an die Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg um 1300 Mark Silbers. Im Jahre 1378 vertheidigte Heinrich von Tettingen die Burg Mägdberg ritterlich gegen das Heer der Städter, er mußte aber die Burg zuletzt aufgeben. Seit diesem Heinrich von Tettingen wird keiner

mehr des Geschlechts aus der Seegegend genannt — alle früher und später vorkommenden Edelleute, welche von Tettingen sich schrieben, gehören dem gleichnamigen Geschlechte im Klettgau an. Noch vor Abgang der Herren von Tettingen am See ist zu Tettingen und Wallhausen ein Beamter des deutschen Ordens. Im Jahre 1372 verkaufte Abt Eberhard von der Reichenau, nicht der beste Haushälter, an die Deutschordens-Komthurei Tettingen und Wallhausen für 500 Pfund ohne Wiederlösungsrecht alles Dasjenige, was der Besitzer der genannten Orte zur Kammer des Abts als Zins abliefert, nämlich 1 Pfund Wachs auf Maria Reinigung.

Unterhalb Tettingen, nahe am See, befindet sich außer dem schon genannten Hof Burg noch der **Katharinenhof.** Hier stand wohl in alter Zeit die St. Katharinenkapelle, welche schon vor dem Jahre 1311 gegründet war. Später war es eine Probstei, die ziemlich Güter besaß. Im Jahre 1408 kaufte die Probstei eine Wiese im hohen Tobel; im Jahre 1415 verkaufte Hans Villinger von Tettingen an St. Katharinen eine Wiese. Im Jahre 1539 lieh Abt Max von der Reichenau dem Domherrn Friedrich von Hunwil die Probstei. Es scheint, daß dieser damals der einzige Bewohner der Probstei war, denn im Jahre 1558 bestimmte Bischof Christoph, „wann der von Hunwil sterbe, soll der Obervogt die Schlüssel zur Probstei und Kirche nehmen."

Von hier aus läßt sich am besten die auf einem Felsen über dem See gelegene Ruine **Kargeck** besteigen, von welcher man nur so viel weiß, daß sie den Herren von Bodmann gehörte und wahrscheinlich im Bauernkrieg zerstört wurde. Auf Kargeck hat man

eine liebliche Aussicht über die beiden Ufer des Sees hin. Gehen wir von Kargeck geradeaus den Bergrücken wieder aufwärts, so gelangen wir in das Pfarrdorf **Freudenthal**, mit einem Schloß der Herren von Bodmann, das zuvor in verschiedenen Händen gewesen. Wenden wir uns von Kargeck mehr nördlich, so führt uns der Weg in das Pfarrdorf **Liggeringen**, von dem sich schon im Jahre 1080 ein Udalrich und im Jahre 1090 noch sein Bruder Swigger, auch im Jahre 1135 ein Diethelm von Liutegaringen geschrieben. Von hier an nähern wir uns wieder dem Ufer des Sees, aber finden uns immer noch auf der Höhe. Wir kommen über den Hof **Bodenwald**. An diesem Orte, mit bedeutungsvollem Namen, soll die alte Stadt Bodungo gestanden haben. Noch jetzt sollen daselbst Ziegelstücke u. dgl. ausgeackert werden. Von hier aus wandern wir der interessantesten Burg am See, dem uralten

Bodmann

zu, das, zu unterst am Bogen und Ende des Ueberlinger-Sees gelegen, jetzt nur noch in wenigen Trümmern sichtbar ist. Die Aussicht auf diesem Standpunkte ist eine der ausgezeichnetsten am Bodensee, und läßt sich nach dem Urtheil der geistreichen Frau Friederike Brun mit manchen Aussichten am Genfersee vergleichen. Die Ruine selbst besteht eigentlich nur aus den Resten eines Thurmes, dessen Alter höchstens in's vierzehnte Jahrhundert hinaufreicht.

Zufolge der Nachrichten, welche uns der anonyme Ravennatische Geograph, ein Schriftsteller des sechsten Jahrhunderts, hinterlassen hat, stand neben mehreren

anderen alemannischen Städten am Bodensee auch das schon genannte Bodungo. Könnte nicht dieser Name auf Bodmann hinweisen, das vom neunten bis zwölften Jahrhundert noch Bodama, Podama geschrieben wurde?

In der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts erhält Bodmann seine erste traurige Berühmtheit. Hier wurde der fromme Othmar, Abt von St. Gallen, von seinen beiden Verfolgern, Warin und Rudhard, den alemannischen Kammerboten, gefangen gelegt. (Siehe oben S. 144 ff.) Der Ort seiner Haft wird mit diesen Worten bezeichnet: „in der königlichen Pfalz (welche wahrscheinlich die Kammerboten in Abwesenheit des Königs bewohnten), beim Flecken Bodmann (ad villam Potamum)." Es ergibt sich hieraus, daß Bodmann schon damals eine Pfalz oder Lustwohnung der fränkischen Könige war, welche neben dem Flecken (villam, oppidum Potamum) erbaut wurde. Die fränkischen Könige nahmen auch später manchmal ihren Aufenthalt hier. Dieß gilt besonders von Karl dem Dicken. Im Jahre 881 unterwarf er sich hier einer schmerzlichen Kopfoperation. In einer Schenkungsurkunde, die er dem Kloster Reichenau auf der Pfalz ausstellte, heißt Bodmann Potamum. Später, im Jahre 905, steht in einer Urkunde Palatium Potamicum. Wenige Jahre nachher wird Bodmann wieder in der Geschichte erwähnt. Gisela, die Schwiegermutter des ermordeten Burkhards, Gaugrafen im Höhgau, welche alle ihrer Güter beraubt worden war, forderte im Jahre 911 Gerechtigkeit bei König Konrad, der sich damals hier auf seiner Pfalz (in Palatio Podamico) aufhielt. Eine weitere traurige Berühmtheit erhielt Bodmann in der Geschichte der Kammerboten Erchanger und Berthold. Unter jenen Schen-

kungen, womit schon König Arnulf Salomo III., Bischof von Konstanz, begabte, war auch der Ort Bodmann (oppidum Potamum), welcher in dem Verwaltungsgebiete der beiden Kammerboten lag. Das erregte von Seite der Beiden Haß und Neid gegen den Bischof Salomo, und wurde der eigentliche Grund zu jenem Streite, bei dem die Kammerboten das Opfer wurden. (Siehe oben S. 166 f. u. 196 f.) Nach ihrem traurigen Ende wurde die Pfalz Bodmann auf Befehl des Kaisers von Grund aus zerstört. Wo dieses Palatium Podamicum gestanden sein mag, darüber wird weiter unten ausführlicher gehandelt werden.

In der Nähe der königlichen Pfalz stand wohl die Burg Bodmann, aus welcher das zahlreiche Geschlecht der Edlen von Bodmann hervorging. Der erste Ritter von Bodmann, welcher der eigentlichen Geschichte angehört, ist Eberhard. Als im Jahre 1146 der edle Fanatiker Arnold von Brescia mit einem Haufen Schweizerbauern über die Alpen gegangen war, und in Rom seine neue Republick gründen wollte, lud er den Kaiser Barbarossa ein, daß er einige einsichtsvolle Männer zur Vertheidigung seines Reichsrechts gegen den Pabst nach Rom schicken sollte; er nannte darunter ausdrücklich den edlen Eberhard von Bodmann. Von nun an kommen die Herren von Bodmann oft als Wohlthäter des neugestifteten Klosters Salmansweiler über dem See vor, wo sie sich ein Familienbegräbniß erwarben. Einer jedoch, Ulrich von Bodmann, hatte nicht das Wohl des Klosters im Auge. Im Jahre 1191, nach dem Tode Kaiser Friedrichs und seines Sohnes, des Herzogs von Schwaben, welche Schirmvögte des Klosters waren, fing er mit Abt und Konvent, die seine Güter

Ulrichsbühl und Langenacker im Madach um 10 Pfund von ihm erkauft hatten, Streit an, in Folge dessen das Kloster einen Schaden von 100 Pfund durch ihn erlitt. Darauf mußte Ulrich von Bodmann ein Konstanzer Lehen, ein Landstück vom Orte Salmsach bis zum Bach Marbach, an den Bischof von Konstanz zurückgeben, und dieser verlieh es dann an Salem. Doch war Abt und Konvent mit Ulrich noch nicht ausgesöhnt. Als er starb, wurde er außerhalb des Kirchhofs begraben. Erst als sein Bruder, Burkhard von Bodmann, mit seinen Söhnen ein Gut zu Gailmann dem Kloster vergabte, ließ ihn Abt Eberhard in geweihter Erde begraben. Vielleicht ein Sohn Burkhards war Ulrich, Ritter von Bodmann, der in einer Urkunde vom Jahre 1271 genannt wird. Vielleicht ist es derselbe Ulrich von Bodemen, der mit seinen Dienstleuten, Burkhard und Konrad, genannt Klotze, im Weissenauer Codex vorkommt. Deßgleichen erscheint beim Verkauf der Stadt Arbon als Zeuge ein Uolrich von Bodemen im Jahre 1282, und im Jahre 1295 lebt ein Ulricus von Bodemen.

Unter einem dieser Ulriche von Bodmann kam die Burg **Hohenbodmann** an Konstanz. Schon in früher Zeit erstreckten sich die Besitzungen der Herren von Bodmann bis auf die andere Seite des Ueberlinger-Sees. Sie erbauten sich da eine zweite Burg, und hießen sie Hohenbodmann, von dem sich einzelne Glieder des Geschlechts nannten. Es ist das zwei Stunden von Ueberlingen bei dem Dorfe Hochbodmann liegende zerfallene Schloß, dessen hoher gewaltiger Thurm noch erhalten wird, weil er den Schiffern auf dem Bodensee zum

Maßstabe der Seebreite dient. Die Aussicht auf diesem Thurm ist ausgezeichnet schön.

Unter Konrad von Bodmann auf Altenbodmann traf das Geschlecht ein trauriges Schicksal. Er hatte drei Töchter und einen Sohn, der dazu bestimmt war, den seinem Untergang nahe gebrachten edlen Stamm allein noch fortzupflanzen. Gar lieblich erzählt diese Geschichte, in Verbindung mit der noch unter dem Volke gehenden Sage „vom Nebelmännlein von Bodmann," das schweizerische Heldenbuch vom Jahre 1624, S. 45. „Umb das Jahr Christi ein tausend drey hundert vnd achte, lebte Johann von Podmen des vralten Adelichen Geschlechts am Bodensee; welcher in seiner Jugend gantz wunderlich bei dem leben erhalten worden, so sich also zugetragen. Es kame ein Schwartzkünstler vnd fahrender Schüler an dieses Ort, welcher dem Herren zugesagt vnd versprochen, er wolle durch sein Kunst zuwegen bringen, daß forthin in derselben gegne, vmb den Bodensee herum, kein Näbel oder Ryff den Weinreben mehr schaden bringen solle, welches man ihme dann auß vorgehenden thaten geglaubt, vnd grosse frewd gehalten. Alß nun das gantze Haußgesind mit sampt den Junkheren frölich getantzet, schluge vnversehens ein fewriger straal in das Schloß, also daß es an allen Orten anfieng zu brennen. Daselbsten seind siben Edelmänner mit sampt Knechten und Mägden jämmerlich zu grund gangen. Zu dieser stund erbarmet sich die Seugam gar sehr ihres jungen Kinds, vnd weil sie bessers nicht mögen, erwütschet sie ein Eherinen hafen, setzt das Kind darein, machet viel Tücher zu ring vmb es, damit es wohl befestiget wurde, vnd warffe es von einem hohen Thurm ober das Schloß hinauß, da es dann

auch bei dem Leben erhalten, vnd von dem zulauffenden Volk erkennet, vnd hin getragen worden. Dergestalten war Johannes allein von diesem Geschlecht damahlen vberblieben, auch in allen Tugenden wol aufferzogen. So bald er auch erwachsen, ist er dem Kayserlichen Feldläger nachgezogen, vnd sich dermassen wol gehalten, daß er zu Ritter geschlagen worden. Nach diesem kame er wieder heimb, erneweret seiner Vorfahren Wohnung, vnd hielte sich dergestalten loblich, daß ihne menniglich sehr geliebet. Es sind seine Nachkommenen alle von Ihme har Johannes geheissen, vnd in dem Closter Salmansweiler ehrlich zu der Erden bestattet worden, da dann diese Historien an einer Tafel gemalet."

Nach mündlicher Sage soll der junge Hans von Bodmann auf der nahen Burg Kargeck bei einem Seitenverwandten der Familie erzogen worden sein. Er war der zweite Begründer des Geschlechts, und vermählte sich mit Beatrix, der Tochter eines Edlen von Klingenberg, welcher auf Hohentwiel saß. Von jetzt an kommen die Glieder des Geschlechts in fortlaufender Reihe vor. Kein Turnier wird gehalten, wo nicht einer oder mehrere Ritter von Bodmann erscheinen. Um's Jahr 1408 ist Hans von Bodmann der Jüngere, genannt Hänsle, weil er von kleinerer Person war, als alle seine Vorfahren und Verwandten, Zeuge in einer Richtungsurkunde König Ruperts wegen St. Gallen. Er erscheint mit seinem Bruder, Hans von Bodmann, dem Landstürzer, von seinen vielen Reisen also genannt, auf dem Concilium zu Konstanz im Jahre 1417. Von seinen Söhnen erhielt der eine den Namen Frischhans, den andern hieß man Wildhans. Mit ihnen theilte sich das Geschlecht in zwei Aeste, die abgesondert

in zahlreicher Nachkommenschaft fortdauerten. Hans Jörg von Bodmann, ein Urenkel des Wildhans, wird zur Zeit des Bauernkriegs oft genannt. Als im Maimonat des Jahres 1525 die Stadt Radolfzell von dem Haufen der Bauern rings eingeschlossen war, befand auch er sich unter dem Adel, der mit Weib und Kind in die Stadt geflüchtet war. Während er zu Zell saß, wütheten die Streifpartien der Bauern auf schreckliche Weise in den Gemeinden, die nicht mit ihnen hielten, worunter auch Bodmann war. Sie plünderten und zerschlugen in Bodmann Alles, soffen den Wein in den Kellern, und ließen, was sie nicht trinken konnten, laufen, doch brannten sie daselbst nicht und bekamen auch kein Vieh, denn Ritter Hans Jörg hatte sehr menschenfreundlich für die Seinigen gesorgt, und ihr Vieh nach Ueberlingen in Sicherheit gebracht. Im Jahre 1526, als der Bauernaufruhr in diesen Gegenden gedämpft war, erhielt der Ritter sammt seinen Unterthanen für die gehabten Verluste bedeutenden Schadenersatz. Mit Ludwig von Bodmann scheint die Linie des Wildhans erloschen zu sein. Dagegen blühte der Stamm des Frischhans von Bodmann fort und fort, die Tugenden der Ahnen bewahrend, und strahlt noch heute in schönem Glanze, während so viele edle Geschlechter der Gegend längst schon verschwunden sind.

Ueber die früheren Schicksale der Burg Bodmann ist schon oben bei Aufzählung des Geschlechts gesprochen worden. Die nach dem Brande erbaute Burg mag einigen Schaden erlitten haben, als im Jahre 1335 ein Ritter von Klingenberg verheerend gegen dieselbe zog. Am meisten litt sie wohl in jenem verheerenden Zug, den die Schweizer im Jahre 1499 in's Höhgau

unternahmen — aber zerstört wurde sie nicht. Auch im Bauernkrieg entging sie dem Verderben, und noch im dreißigjährigen Kriege wird sie als Wohnsitz derer von Bodmann erwähnt. Vielleicht ging sie von selbst ab, als die Herren von Bodmann in späterer Zeit die Niederung des Fleckens erwählten, um sich daselbst einen Wohnsitz zu erbauen.

Der Marktflecken **Bodmann** treibt ziemlich bedeutende Schifffahrt, Viehzucht und trefflichen Acker-, Obst- und Weinbau. Für den hieherkommenden Fremden ist Mehreres bemerkenswerth. Vor Allem gilt dieß von dem Kessel von Erz, den man in dem neuen Schlosse zeigt. Er ist von ganz eigener Form, gegen oben sich verengend, und soll derselbe Kessel sein, in dem der kleine Hans von Bodmann gerettet wurde. Man kann bequem mit beiden Füßen hineinstehen. Einer mündlichen Sage zufolge war er im Laufe der Zeit in verschiedene Hände gekommen; da erkaufte ihn wieder einer der späteren Herren von Bodmann, und der Kaufpreis soll ein Bauernhof von bedeutendem Werthe gewesen sein. Mit bereitwilliger Güte zeigen die Herren des Schlosses den Besuchern dieses schätzbare Denkmal. Sie finden dabei noch eine Gelegenheit, ihre edle Gastfreundschaft zu beweisen, indem wohl schon mancher Fremde in diesem Kessel stand und einen Humpen Weins auf das Wohl des Geschlechts Bodmann trank. Außerdem befinden sich im Schlosse zwei alte Oelgemälde auf Leinwand, welche von wichtiger Bedeutung sind. Man sieht darauf abgebildet alle jene Ritter und Frauen von Bodmann und ihre Anverwandten, welche bei dem Brande des Schlosses ein Raub der Flammen wurden. Beide Gemälde sind zufolge einer unten befindlichen Zahl vom

Jahre 1520. — Nahe bei dem Flecken ist noch bemerkenswerth der sogenannte **Königsgarten,** ein einzeln gelegener Weinberg. Er führt diesen Namen, weil ihn Karl der Dicke während seines Aufenthalts zu Bodmann zuerst mit Reben bepflanzt haben soll. Daher heißt der daraus gewonnene Wein der Königswein.

Vom neuen Schlosse zu Bodmann wenden wir uns wieder aufwärts gegen die waldige Anhöhe, und besuchen den mit Bodmann im innigsten Zusammenhange stehenden

Frauenberg,

der sich in nur geringer Entfernung gegenüber der Ruine Altbodmann erhebt. Die Aussicht auf diesem Standpunkte ist bei weitem ausgedehnter und freier, als bei Altbodmann; man genießt sie bequem aus den Zimmern des niedlich gebauten Schlößchens. In früherer Zeit war hier eine Wallfahrtskirche, an welcher ein Mönch von Salem als Priester und Pfleger angestellt war, denn der Platz kam durch die von Bodmann schon früh an Salmansweiler. Die Kirche wurde von dem Abt Peter Müller im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts erbaut. Auf dem Platze, wo sich das gegenwärtige Schlößchen befindet, stand zuverläßig in frühester Zeit das alte Palatium Potamicum, wo Karl der Dicke oft verweilte. Hier war es auch, wo der heilige Othmar gefangen lag. Noch zeigt man in dem untern Theile des Schlößchens ein kleines Gewölbe, das sein Gefängniß gewesen sein soll; es führt in Stein gehauen die Aufschrift: Vestigium carceris St. Othmari. Später war die Burg der Wohnsitz der Kammerboten Erchanger und Berthold, welche die Ursache wurden, daß das alte Palatium zerstört

wurde. (Siehe oben S. 281 f.) An der Stelle des zerstörten Palatium wurde, vielleicht auf seinen Grundmauern, das jetzige Schlößchen erbaut.

Gegen die Ansicht, daß auf dem Frauenberge die alte Pfalz stand, erhoben sich in neuerer Zeit Zweifel, indem auf dem nicht fernen, etwas höher gelegenen Berge, bei dem Hof Bodenwald, öfters Reste von altem Gemäuer entdeckt und Ziegelstücke ausgeackert wurden. Einer Mittheilung zufolge, soll auch noch im Munde des Volkes die Sage gehen, daß hier eine Burg thronte, Namens Bodenburg. Dieß dürfte jedoch eher auf andere Spuren leiten, und die Meinung Derer bekräftigen, die hieher das alte Bodungo setzen. — Für die gewöhnliche Ansicht, nach der wir auf dem Frauenberge das Palatium zu suchen haben, spricht am gewichtigsten eine Entdeckung, die in schon früherer Zeit von dem Freiherrn von Laßberg gemacht wurde. Unmittelbar unter dem Garten des Frauenbergs fand sich in weichen Sandfels dasselbe Zeichen eingegraben, das König Dagobert an der rhätischen Gränze bei Mondstein einhauen ließ: ein die Hörner aufwärts kehrender Mond. Deutliche Hinweisung, daß hier eine fränkische Pfalz stand.

In der Kapelle des Schlößchens findet sich auf einer Tafel der Brand von Bodmann im Jahre 1307, sowie die wunderbare Errettung des Stammhalters Hans von Bodmann abgebildet. Freilich ein schlechtes Gemälde aus sehr später Zeit, das aber doch wenigstens so viel beweist, daß die Geschichte des Brandes nicht der bloßen Sage angehört.

Wir steigen wieder herab von der Waldhöhe in den Flecken Bodmann, folgen der Straße längs dem See, und kommen in den Ort **Weiler**, mit einer Kapelle.

Ueber die Stockach gelangen wir in das Dorf **Espasingen**, wo sich ein Schloß der Herren von Bodmann befindet. Ein Geschlecht nannte sich schon in alten Zeiten von diesem Ort. Im Jahre 1135 wird ein Hermann, im Jahre 1273 ein Berthold, im Jahre 1291 ein Johann von Espasingen als Zeuge aufgeführt. Von hier aus machen wir einen kleinen Abstecher etwas abwärts von dem Ufer des Sees, und befinden uns in einem kleinen Stündchen unter dem uralten Sitz der Landgrafen im Höhgau und Madach, den Ruinen der

Nellenburg,

die jetzt traurig und verlassen in den See blickt. Im Westen der Stadt Stockach erhebt sich ein nicht unbedeutender Hügel, genannt der Nellenberg; auf ihm, jetzt nur noch in wenigen Resten sichtbar, stand einst die mächtige Nellenburg, die einer ziemlichen Landstrecke am See, der früheren Landgrafschaft Nellenburg, den Namen gab.

Ein zahlreiches Geschlecht, von dem Manche eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte Deutschlands spielen, ging von dieser Burg aus. Wer der Erste war, der auf diesem Berge ein Burg baute und dem Geschlechte den Namen gab, ist unbekannt, aber jedenfalls wurde sie schon im zehnten Jahrhundert, wahrscheinlich auf den Grundmauern eines Römercastells, erbaut. Aeltester Ahnherr des Geschlechts war ohne Zweifel Eberhard, Graf im Zürchgau, der um's Jahr 889 genannt wird. Sein Sohn war Gottfried von Nellenburg, der um's Jahr 963 gleichfalls als Graf im Zürchgau aufgeführt wird. Sein Brudersenkel, Graf

Mangold III., war derjenige, welcher im Jahre 1030 im Kampfe gegen Herzog Ernst von Schwaben gefallen. Graf Gottfrieds Sohn war Ebbo oder Eberhard II., mit dem die fortlaufende Geschlechtsreihe der Grafen von Nellenburg beginnt. Von Graf Eberhard sagt die Legende, daß er für einen strengen und mannhaften Ritter gehalten ward. Frau Hedwig, seine Gemahlin, eine Muhme Kaiser Heinrichs II., war eines frommen und andächtigen Gemüths. Sie stiftete im Jahre 1034 das Kloster Schwabenheim im Rheingau, und nahm selbst den Schleier. Ihr Sohn Eberhard III. erhält in der Geschichte der Gegend hauptsächlich dadurch Wichtigkeit, daß er im Jahre 1052 auf eignem Grund und Boden das Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen stiftete. Itha von Kirchberg, seine Gemahlin, ließ sich neben dem Kloster eine Zelle bauen, und lebte nach dem Beispiel ihres Gemahls, der Mönch im Kloster ward und 1068 starb, als fromme Klausnerin. Itha gebar ihrem Gemahl fünf Söhne und zwei Töchter. Udo, der älteste, wurde im Jahre 1066 zum Erzbischof von Trier erwählt. Er war ein Mann, ehrwürdig anzuschauen, schön von Angesicht, groß von Gestalt, und einem so wichtigen Amt ganz gewachsen. Er gehörte unter die Anhänger Kaiser Heinrichs IV., und starb im Jahre 1078 eines schnellen Todes während der Belagerung der Stadt Tübingen. Nicht minder berühmt war Eberhards zweiter Sohn, Ekkehard. Er wurde um's Jahr 1072 Abt der Reichenau, hatte aber anfangs einen schweren Standpunkt dem abgesetzten Abte Rupert gegenüber, an dessen Stelle er erwählt worden war. Als er fest saß, verwickelte er sich in eine andere Angelegenheit, die ihm den größten Theil seines Lebens

in einen fortdauernden Kampf verwandelte. Im Jahre 1076 nahm Abt Ekkehard den von dem Aberkaiser Rudolf in St. Gallen eingesetzten, aber von den Brüdern wieder vertriebenen Abt Luithold auf. Er suchte ihm auf alle Weise seine Würde wieder zu erlangen, aber es war vergebens, denn er hatte einen zu mächtigen Gegner. Kaiser Heinrich IV. nämlich hatte an Luitholds Stelle einen jungen Verwandten, Ulrich, den Sohn Herzog Marquards von Kärnthen, zum Abt eingesetzt. Wider den nun erhob aus Eifer für seinen Herrn, den König Rudolf, und vielleicht, weil Luithold sein Vetter war, Abt Ekkehard die Waffen. Beide, Abt Ekkehard und Ulrich, waren jung, muthig, und deßhalb zum Krieg freudiger, denn zum Mettbuch; beide von hohem Adel, wohlgelehrt und von gewandter Sitte, der von St. Gallen aber edleren Sinnes. Ekkehard war damals reicher an Vasallen, Ulrich hatte mehr Getreue; jener wußte nicht zu schonen, dieser schämte sich, zu weichen. Nun begann eine hartnäckige Fehde zwischen beiden Aebten, in der besonders das Kloster St. Gallen viele Drangsale von Abt Ekkehard und seinen Verbündeten, worunter auch dessen Bruder Burkhard von Nellenburg war, erfahren mußte. Als Rudolf in Sachsen umgekommen war, wählten die Deutschen zum König Hermann von Lützelburg. Dieser verordnete, um dem Streit zwischen beiden Klöstern ein Ende zu machen, einen Mönch aus der Au, Namens Werner, zum Abt von St. Gallen. Dem aber widersetzte sich Ulrich nicht minder, während Ekkehard mit dem regsten Eifer für seinen neuen Schützling auftrat. Die Fehde entbrannte heftiger als zuvor. Abt Ulrichs Unternehmungen waren meistens vortheilhafter als die seines Gegners.

Endlich gesellte sich zu Abt Ekkehard ein mächtiger Bundesgenosse, der Markgraf Berthold von Zähringen, der schon früher mit Abt Ulrich in Feindseligkeit getreten war. Dieser setzte den Krieg gegen St. Gallen allein noch fort, als Abt Ekkehard um das Jahr 1084 der ewigen Fehde endlich satt geworden war. Erst mit dem Jahre 1096 endete der zwanzigjährige Kampf, welcher sich zwischen den Häuptern zweier Klöster entsponnen, und viel Jammer und Verderben über die ganze Seegegend gebracht hatte. Abt Ekkehard wurde im Jahre 1088 zum Bischof von Augsburg ernannt, aber er starb in demselben Jahre, ohne die Würde angetreten zu haben. Eberhard IV., der dritte von den Söhnen Eberhards III., hielt sich treulich zu Kaiser Heinrich IV., der ihn in wichtigen Angelegenheiten gebrauchte. Er fiel im Jahre 1075 an der Seite seines Bruders Heinrich im ersten Treffen, das Kaiser Heinrich den aufrührischen Sachsen lieferte. Burkhard, der fünfte Sohn Eberhards, schon in der Geschichte seines Bruders Ekkehard genannt, ist der Erste, der sich in den Urkunden comes de castello Nellenburk nennt. Er erwarb sich große Verdienste um das von seinem Vater gestiftete Kloster Allerheiligen, denn er unterwarf es dem wegen seiner Klosterverbesserung damals hochberühmten Abt Wilhelm von Hirsau mit der Bedingung, daß er einen Abt mit zwölf Mönchen dahin sende. Außerdem vergabte er dem Kloster viel Gold und Silber, sowie Schaffhausen mit Grund und Boden, dazu einige Dörfer mit Zugehör. Nach dem Jahre 1102 ist Burkhard nicht mehr am Leben. Mit ihm endete die erste Linie der Grafen von Nellenburg. Da ihm seine Gemahlin, eine Grafentochter aus Sachsen, keine

Kinder gebar, so vermachte er seine sämmtlichen Güter, mit Ausnahme der Nellenburgischen Stammherrschaft, an dieses Gotteshaus, das ihn deßwegen auch seinen zweiten Stifter nannte. Die Feste Nellenburg mit ihrer Zugehör ließ Burkhard seinen Freunden. Wer diese waren, können wir mit Wahrscheinlichkeit schließen. In der letzten Urkunde, die Graf Burkhard von Nellenburg im Jahre 1102 ausstellte, nennt er den damaligen Vogt des Klosters Allerheiligen, einen Grafen Adalbert, sowie dessen Bruder Dietrich seine Neffen. Da nun Burkhard zwei Schwestern hatte, deren Namen wir übrigens nicht kennen, so ist eine von ihnen die Mutter dieser Beiden gewesen, und brachte als Erbtochter der Grafen von Nellenburg das Stammgut des Hauses auf ihre Söhne. Wie der Vater dieser beiden Brüder geheißen, ist nicht genau erwiesen, aber wahrscheinlich war es ein Graf von Mörisberg (Mörsburg bei Winterthur). Dieser Ansicht ist der Schaffhauser Chronist Rüger, wenn er von Graf Adalbert berichtet: „Graf Adalbert von Mersperg, ein geborner Graf von Winterthur, war des Klosters Allerheiligen Schirmvogt; er hielt demselben aber gar übel Haus, verschwendete ein groß Gut, und ward aus einem Kastenvogt ein Kistenfeger. Als er nun vertobet und zu seinen alten Tagen kommen, reuete es ihn also, daß er dem Kloster für den zugefügten Schaden, mit Verwilligung seiner Tochtermänner, (dann er keinen Sohn hatte,) den Kirchensaz und Zehent zu Illnau übergab und zur Buß selber ein Mönch ward." Während Graf Adalbert die Kastenvogtei über das Kloster Allerheiligen erhielt, bekam sein Bruder Dietrich die Herrschaft Nellenburg, und wurde der Stammherr des zweiten Geschlechtes von Nellenburg.

Als Graf von Nellenburg erscheint Dietrich schon in einer Urkunde von demselben Jahre 1102. Mit seinem Sohne Eberhard V., auf den die Kastenvogtei über das Kloster Allerheiligen wieder übergegangen war, erlosch auch das zweite Geschlecht der Grafen von Nellenburg im Mannsstamme. Die Herrschaft ging zum zweiten Mal durch Heirath auf ein anderes nicht minder angesehenes Geschlecht, auf die oberschwäbischen Grafen von Veringen über. Wohl war es Berchun (Berchta), vielleicht die zweite Tochter des oben genannten Burkhards von Nellenburg, die sich mit einem Grafen Wolfrad von Veringen vermählte, und so die Herrschaft Nellenburg nach Abgang des Grafen Eberhard an ihre Söhne brachte. Der erste Sohn aus dieser Ehe erhielt den Nellenburgischen Familiennamen Eberhard. Er schenkte dem Kloster Salem ein Gut zu Sundernach, und starb in Italien vor seinen vier Brüdern, Wolfrad und Mangold, sowie zwei ungenannten. Wolfrad, der geistlich wurde, und sein Bruder Mangold schenken im Jahre 1220 am Sterbetage ihres seligen Bruders dem Kloster ihren Hof zu Volinhofen (Völkhofen), und nennen sich Beide Grafen von Nellenburg. Später erneuert Graf Mangold mit seinen beiden jüngeren Brüdern diese Schenkung, und ebenso die von ihrem Bruder Eberhard gemachte. Beides geschah auf der Nellenburg, wo also die Grafen ihren Wohnsitz hatten. Während der in Italien verstorbene Bruder Eberhard in dem Klosterbuche von Salem Graf von Veringen heißt, nennt sich Graf Mangold auf seinem Sigill in der Urkunde vom Jahre 1220 ebenfalls noch einen Grafen von Veringen, in der Urkunde selbst aber einen Grafen von Nellenburg. Graf Mangold

gründete mit seinem Bruder Wolfrad den Stamm von Veringen-Nellenburg. Er vermählte sich mit Elisabeth von Montfort, die ihm einen Sohn, Eberhard, gebar. Mangold wird nur noch im Jahre 1226 und 1228 in Urkunden genannt, sein Sohn Eberhard nur einmal im Jahre 1249. Beide, Vater und Sohn, waren schon vor 1251 gestorben; denn Elisabeth von Montfort stiftete, zum Seelenheil ihres Gatten und Sohnes, sowie eines zweiten Gemahls, das ihr von ihrem ersten Gatten als Morgengabe geschenkte Gut zu Homberc (Weiler bei Stockach) dem Kloster Salem. Nach dem Tode Eberhards von Nellenburg scheint die neue Mangold'sche Linie wieder erloschen, und die Herrschaft Nellenburg an den Veringen'schen Stamm zurückgefallen zu sein, wenn anders nicht der im Jahre 1273 genannte erlauchte Herr Eberhard, Graf von Nellenburg, ein vermittelndes Mittelglied ward. Die Herrschaft fiel an den Grafen Mangold, den dritten Sohn des Grafen Wolfrad von Veringen des Aelteren, und dieser erscheint nun in zahlreichen Urkunden von 1263 an. Graf Mangold nennt sich im Jahre 1275 beim Verkauf der Burg Gebsenstein einen „Landgrafen im Hegowe." Sein Wappen war nach Rügers Bericht ein Helm, „darauf ein Hirschhorn, darum sind drei französische Gilgen." Im Jahre 1283 führt er in seinem Titel das Prädikat „von Gottes Gnaden, Graf von Nellenburg," aber sein Regiment war kein Heil für das Haus Nellenburg. Ein Gut nach dem andern von dem herrlichen Familienerbe wird verkauft oder verpfändet zur Minderung der Schuldenlast, und jede Urkunde, die er bis zum Jahre 1291 ausstellt, ist ein Zeugniß des gesunkenen Wohlstands. In letzterm Jahre wurde, wie Stumpf berichtet,

die Nellenburg von Herzog Albrecht von Oesterreich gewonnen — aus welcher Veranlassung, ist unbekannt. Mit seiner Gemahlin Agnes von Eschenbach zeugte Mangold vier Söhne, Friedrich, Mangold, Wolfram und Eberhard. Friedrich wird nur einmal im Jahre 1303 genannt, da er vom Landgericht im Klettgau wegen Eberhard Brümsi von Schaffhausen in die Acht erklärt wurde. Mangold wurde Johanniter-Komthur zu Ueberlingen. Der wichtigste der Brüder war Wolfram, Meister des deutschen Ordens im deutschen Lande, und Kaiser Ludwigs des Bayers treuer Freund und Rathgeber. Er wohnte vom Jahre 1340 bis 1348 in der alten Deutschordensstadt Mergentheim, wo er sich hauptsächlich durch Gründung eines Spitals verewigte, und starb im Städtchen Weinheim an der Bergstraße, wo der Orden eine besondere Kommende und ein Haus hatte, dazu Wolfram von Nellenburg eine Kapelle erbauen ließ. In dieser ist das Standbild des Ordensmeisters zu sehen — wohl eines der selteneren Denkmale des Ordens, sowie des Nellenburg'schen Geschlechts. Auch am Spitalgebäude zu Mergentheim ist eine steinerne Tafel, die sein Andenken verewigt; darauf die Inschrift: „im jar des Herrn 1340 hat herr Wolfram grave von Nellenburg meister Deutschordens angeangen, bestift diesen Spital, dem gott gnädig sei," sowie das Wappenschild mit drei Hirschhörnern. Der vierte Sohn Mangolds von Nellenburg, Eberhard, in Urkunden der Alte genannt, war so wenig ein Haushälter, als sein Vater. Im Jahre 1304 verkaufte er mit seinem Vetter Grafen Heinrich von Veringen die Herrschaft Trauchburg, und im Jahre 1348 die Herrschaft Langenstein. Im Jahre 1350 nennt er sich „Landgraf

im Höhgau und im Madach;" er kommt noch bis zum Jahre 1357 vor. Seine Söhne waren Mangold, Domherr zu Konstanz, sowie Eberhard und Heinrich. Eberhard, genannt der Jüngere, soll mit Irmengard, einer Herzogin von Teck, vermählt gewesen sein; er starb im Jahre 1271 und wurde in der Kirche zu Hindelwangen begraben, wo noch im Jahre 1729 sein Grabmal zu sehen war. Er hinterließ vier Söhne, Wolfram, Eberhard, Friedrich, Konrad, und eine Tochter Margaretha. Zwei dieser Söhne wurden geistlich, Konrad Domprobst zu Straßburg und Friedrich Bischof zu Konstanz. Von den weltlichen Söhnen wurde Eberhard Rath bei Kaiser Sigmund. Er war derjenige, welcher bei der Zusammenkunft des Pabstes und des Kaisers in Italien die Stadt Konstanz zu Abhaltung des Conciliums vorschlug, und über den frommen Hieronymus von Prag das Urtheil verkündete. (Siehe oben S. 74 u. 89.) Im Jahre 1415 belehnte ihn der Kaiser auf's Neue mit der Grafschaft Nellenburg und der Landgrafschaft im Hegow und im Madach. Er vermählte sich mit Elsbeth, der Erbtochter des Grafen Wilhelm IV. von Montfort, starb aber frühzeitig, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen. Auch sein Bruder Wolfram starb ohne männliche Nachkommen, und so ging es wieder mit dem Nellenburger Stamm zur Neige. Die Herrschaft Nellenburg fiel an Margaretha, die Schwester der vier Brüder, die einzige Erbtochter des Nellenburgischen Geschlechts, welche mit dem Freiherrn Hans von Thengen vermählt war. Im Jahre 1422 wurde derselbe von Kaiser Sigmund mit der dem Reich erledigten Grafschaft Nellenburg und Landgrafschaft im Hegow und Madach, auch Wappen, Schild

und Helm, sowie allen Gerechtigkeiten, wie die Nellenburger sie besaßen, belehnt. Er schrieb sich von nun an „Graf Hans von Thengen, Graf von Nellenburg, Landgraf im Hegow u. s. w.“ Graf Johann, sein Sohn, verkaufte Nellenburg im Jahre 1465 für 37,905 fl. an Herzog Sigmund von Oesterreich. Um's Jahr 1499 besaß Schenk Christoph von Limburg, wohl nur auf kurze Zeit, die Herrschaft Nellenburg pfandweise. Auch Thengen ging an Oesterreich zuerst pfandweise und dann durch Kauf über. Im Jahre 1608 erbte der Markgraf Karl von Burgau die nun völlig abgetretene Landgrafschaft von seinem Vater Erzherzog Ferdinand; als er unbeerbt starb, so vermachte er sie dem Kaiser Ferdinand II. und Erzherzog Maximilian. Bis zu dem Preßburger Frieden gehörte Nellenburg zu den österreichischen Vorlanden; mit diesen kam sie im Jahre 1806 an Württemberg und 1810 an Baden.

Als zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Burg abgetragen wurde, fand man im Grunde Spuren eines eingestürzten Gebäudes, auf dessen Trümmern sie stand. Unter diesen Trümmern fand man zwei neben einander stehende Urnen, an denen man, ob sie gleich beim Ausgraben viel gelitten, doch noch die römische Form entdecken konnte.

In dem nahen Pfarrdorfe **Hindelwangen**, dessen Kaplanei für die Hofkapelle der Grafen von Nellenburg gestiftet war, sind noch wohlerhaltene Denkmale dieser Familie zu sehen.

Wir steigen von der Nellenburg herab, und betreten wieder die frequente Poststraße, welche uns in die ganz nahe Stadt

Stockach, einst Hauptort der Landgrafschaft Nellenburg, führt. Hier vereinigen sich die Landstraßen von Konstanz, Radolfzell, Ueberlingen, Schaffhausen, Freiburg, Tuttlingen, Mößkirch und Ulm. Die Stadt ist der Sitz eines Bezirksamts, Dekanats, Amtsrevisorats, Physikats, einer Domänenverwaltung, Obereinnehmerei, Straßenbauinspektion, einer Postverwaltung und herrschaftlichen Kellerei. Jeden Dienstag wird neben den vier Jahrmärkten ein stark besuchter Wochenmarkt gehalten. Die Stadt liegt auf einer kleinen Anhöhe und ist in Form eines Dreiecks gebaut; die Hauptstraße ist ziemlich breit und gut gepflastert. In ihr stehen die Kirche, das Rathhaus und andere öffentliche Gebäude; das Salzhaus und Kaufhaus befinden sich in engen Nebenstraßen. Rings um die Stadt, die nur zwei Thore hat, führt ein Graben, der ehemals zur Befestigung diente. Des Besuches werth ist der große Gottesacker mit den Gräbern und Denkmalen der in der Schlacht bei Stockach gefallenen österreichischen Offiziere, des Feldmarschall-Lieutenants, Fürsten von Fürstenberg, und des Obristen Fürsten von Anhalt-Bernburg. Vor der Stadt befindet sich das in neuerer Zeit am Fuße des Nellenbergs errichtete sogenannte Nellenbad, welches schwefelhaltig ist, und das ehemalige Kapuzinerkloster.

Gasthäuser: Adler (Post), Krone.

Von den ältesten Schicksalen der Stadt Stockach ist wenig bekannt, da sie mehrmals ein Raub der Flammen wurde, wobei das Archiv sehr gelitten. Zum ersten Male wird sie genannt unter dem Namen Stocka (so heißt sie auch jetzt noch im Munde des Volks) in einer Nel-

lenburger Urkunde vom Jahre 1278, und als civitas (Stadt) Stocka im Jahre 1233.

Die Stiftung des Narrengerichts zu Stockach im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts eröffnet die geschichtlichen Begebenheiten der Stadt. „Um Allerheiligen Tag," so erzählt Sebastian Münster in seiner Cosmographey, „sammelte Herzog Leupold von Oesterreich einen großen Zeug im Thurgau, Aargau, Elsaß und Schwaben, dazu mahnt er die Grafen, Herren und Städte, seine Helfer, und brachte zusammen zu Roß und Fuß 10,000 Mann, zog zu beiden Seiten den Züricher See und allenthalben herauf gegen die von Schweiz. Und als er kam gen Egeri, berathschlagte er sich mit den Seinen, an welchem Ort er am allerbest in das Land Schweiz kommen möchte, und beschah der Anschlag, hinan zu ziehen in den Morgarten, innerhalb dem Egeri-See und dem Berg Sattel. Herzog Leupolds Narr, Kune von Stocken, sprach zu den Herren: „Euer Rath gefallt mir nit, dann ihr rathet Alle, wie wir in das Land Schweiz wollen kommen, aber euer Keiner hat gerathen, wo wir wieder heraus wollen kommen."" Klug war der Rath des Narren, aber er wurde von dem Herzog nicht befolgt. Im Jahre 1315 erlitt er die bekannte Niederlage bei Morgarten; er kehrte mit Schmerz in seine Erblande zurück, bereuend, daß er die Winke des Narren nicht beachtet hatte. Aus Erkenntlichkeit für den guten Rath, den Narr Kune seinem Bruder Leupold gegeben hatte, stiftete Herzog Albrecht der Weise von Oesterreich zu Stockach eine Narrenzunft, aus welcher später das sogenannte Stockacher Narrengericht entstand. Die Thätigkeit der löblichen Zunft war diese: Ein Präsident und Sekretär mußten das

ganze Jahr über fleißig in das sogenannte Narrenbuch eintragen, was sich Lächerliches und Spottwerthes in der Gegend auskundschaften ließ. Es wurde Keiner in die Zunft aufgenommen, der nicht beweisen konnte, daß er im Laufe des Jahrs einen dummen Streich gemacht hatte. In der Fastnacht erschien die Narrenzunft in ihrer Thätigkeit, das Narrenbuch wurde feierlich promulgirt, und weder die ernsteste Würde, noch der untadelhafteste Wandel schützte vor dem derben Spotte der Narren. Damit waren Umzüge verbunden, die freilich oft sehr in's Unsittliche ausarteten. Alles, was in der Nachbarschaft wohnte, strömte zum Narrenfeste herbei, denn Niemand wollte von der löblichen Zunft ausgeschlossen sein. Nach einiger Unterbrechung wurde in neuerer Zeit die Stiftung wieder erneuert.

Im Jahre 1465 wurde Stockach mit der Landgrafschaft Nellenburg von dem Grafen Johann von Thengen an das Haus Oesterreich verkauft. Das Jahr 1499 war ein verhängnißvolles für Stockach und seine Umgebung. Die Schweizer aus Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Wallis zogen vor die Stadt; sie wurde von ihnen belagert und beschossen, aber der darin kommandirende Markgraf von Baden, sowie die österreichische Besatzung sammt der Bürgerschaft vertheidigten sich so ritterlich, daß die Schweizer unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten. Wegen dieser Rettung und Erhaltung der Stadt, und weil sie sich auch anderwege so redlich und wohl hielt, schenkte ihr Kaiser Maximilian im Jahre 1500 das Umgeld und den Zoll — das Weggeld hatte sie schon im Jahre 1488 erhalten. Im Jahre 1525 untersuchte hier das kaiserliche Landgericht, das in älteren Zeiten unter freiem Himmel auf

dem Klosterplatz abgehalten wurde, die Beschwerde der aufrührischen Bauern, aber diese warteten die Entscheidung nicht ab, sondern belagerten die Stadt, wo sie jedoch tapfer abgewiesen wurden. Kaum waren sie vertrieben, so erschien Herzog Ulrich von Württemberg, der sich dazumal auf Hohentwiel aufhielt, mit den Bauern und 1500 Schweizern vor den Thoren; aber Jörg, Truchseß von Waldburg, schlug die Feinde und rettete die Stadt. Von da an feiern die Bürger von Stockach am achten Tag nach Frohnleichnamsfest einen Jahrstag, unter dem Namen des Schweizerfeiertags.

Wohl bald nach dieser Zeit litt die Stadt beträchtlichen Brandschaden. Auch der dreißigjährige Krieg ging nicht ohne Wehe für die Stadt vorüber — denn im Jahre 1666 belobte Kaiser Leopold I. den Stadtmagistrat und gesammte Bürgerschaft für die Dienste, Eifer und Devotion, welche sie und ihre Antecessores in Fried- und Kriegszeiten, besonders beim schwedischen Ueberfall, geleistet. Das meiste Drangsal brachte jedoch die neuere Zeit über Stockach. Während des spanischen Successionskriegs, im Jahre 1703, wurde die Stadt ausgeplündert, und dann gänzlich abgebrannt. Von 1796—1815 litt sie durch große Heerzüge, Lieferungen, Contributionen und Plünderungen. Im Jahre 1796 retirirte General Moreau mit seiner ganzen Armee hier durch. Als im Jahre 1799 den 22. März in dieser Gegend die berühmte Schlacht zwischen den Oesterreichern und Franzosen geschlagen war, schlug Erzherzog Karl von Oesterreich längere Zeit sein Hauptquartier in der Stadt auf. In demselben Jahre verursachte die nach der Schweiz durchziehende und wieder von da retirirte kaiserlich russische Armee einen großen Kostenaufwand. Im Jahre 1800

wurde nach dem Treffen bei Engen der linke Flügel der österreichischen Armee durch den französischen General Lecourbe über Stockach zurückgedrängt. Die Franzosen plünderten die Stadt; der Schaden wurde auf 70,000 fl. gerechnet. Im Jahre 1805 zog Marschall Augereau mit seiner Armee hier durch nach Oesterreich, und in den Jahren 1813, 14 und 15 wurden hier wenigstens 3—400,000 alliirte Truppen, meistens Oesterreicher, verpflegt. Diese kleine Stadt hatte innerhalb 22 Jahren über eine Million Soldaten Einquartierung, und der Schaden, welchen sie während dieser Zeit an Feldern, Gärten und Häusern litt, wurde unparteiisch auf 160,803 fl. angeschlagen.

Zu Ende des Jahres 1805 fiel die Stadt an Würtemberg; im Jahre 1810 wurde sie an das Großherzogthum Baden abgetreten.

Eine schöne Straße führt von Stockach wieder an die Ufer des Sees nach dem Pfarrdorf Sernatingen, das seit neuerer Zeit den Namen

Ludwigshafen

führt. Es liegt hart am Gestade, mit lieblicher Aussicht den See hinauf und auf die Waldberge zu beiden Seiten. Seit der verstorbene Großherzog Ludwig seine besondere Aufmerksamkeit diesem Orte schenkte, ist es der bedeutendste Speditionsplatz des Ueberlingersees geworden. Der hiesige Hafen ist ziemlich geräumig. Unter den Wirthshäusern des Orts ist der Adler, der außer braver Bewirthung treffliche Aussicht bietet, am meisten zu empfehlen.

In frühester Zeit hatte Sernatingen seinen eignen Adel, Vasallen der Reichenau. Gottfried von Serna-

tingen kommt im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts vor. Später ist Sernatingen im Besitze der Freiherren von Bodmann zu Bodmann. Ulrich von Bodmann verkaufte dasselbe im Jahre 1294 um 95 Mark Silber an das Hospital zu Ueberlingen.

In der Geschichte des Bauernkriegs spielte Sernatingen, besonders aber der Frühmesser daselbst, Johannes Heuglin von Lindau, eine bedeutende Rolle. Als nämlich der in der Baar entstandene Bauernaufruhr auch die Köpfe am See mit seinem Schwindel erfüllte, ergriff die Stadt Ueberlingen ein kluges Mittel, ihre Unterthanen von der Theilnahme an dem Aufruhr abzuhalten. Der Rath schickte nach Sernatingen, und ließ Folgendes entbieten: „Wenn ihr mit den andern Bauern keine gemeinsame Sache machen wollt, so sind wir geneigt, euch alles das nachzulassen, worüber die gemeine Bauerschaft sich beschwert, und wenn ihr eine besondere Beschwerde habt, so könnet ihr sie bei uns anbringen.“ Auf diese Botschaft wendete sich die Gemeinde sogleich an ihren Frühmesser, Hans Heuglin, welcher sich nur mit Mühe bewegen ließ, die Artikel abzufassen, welche nun dem Stadtrath eingeschickt wurden. Doch diese schriftliche Vermittelung half gar nichts oder sehr wenig, da der erregte Sturm rechts und links am See gar zu heftig tobte, und die Sernatinger von ihren Nachbarn theils durch Ueberredung, theils durch Gewalt in den Strom der Ereignisse hineingezogen wurden. Nach Unterdrückung des Aufruhrs wurde der unschuldige Johannes Heuglin als ein Anstifter desselben zur Verantwortung gezogen, und endlich durch die Intriguen des Stadtpfarrers Schlüpf zu Ueberlingen, der ihn wegen seiner Hinneigung zu der damals am See sich verbreitenden neuen

Lehre noch besonders haßte, dem geistlichen Gericht zu Konstanz übergeben. Es wurde ihm der Prozeß gemacht, und er endete als Opfer des Fanatismus zu Meersburg auf dem Scheiterhaufen — hundertundzwölf Jahre später als Johannes Huß, ein gleich feuriger Zeuge der Wahrheit.

Statt hart am Ufer unsern Weg fortzusetzen, wandern wir bergauf, bis wir einen der schönsten Punkte der Seegegend, die Ruinen der Sängerburg

Hohenfels

erblicken. Gegenüber von Altbodmann am jenseitigen Ufer des Ueberlingersees ragt ein hoher Fels, abgesondert von der übrigen Bergkette, und auf ihm thront die Wiege des Minnesängers Burkhard von Hohenfels. Die Ruine besteht aus einem viereckigen Thurme, der aber kaum zur Hälfte noch vorhanden. Seine Seite gegen den See hin ist beinahe ganz zerrissen, wahrscheinlich durch Menschenhände, die, vom Nutzen geleitet, nimmer viel auf solche Denkmäler achten. Die gothischen Fenster des ersten Stockwerks sind theilweise noch erhalten, und lassen schließen, daß dieser Thurm einst das wichtigste und schönste Bauwerk der Burg war. Unterhalb des Thurmes sieht man noch die Trümmer einer doppelten Ringmauer, die sich aber nur um die Seite der Burg zog, welche sich gegen den See kehrt. Die entgegengesetzte Seite bedurfte gar keiner Mauer, da sie so steil ist, daß man kaum heraufklettern kann.

Höher als die Burg, nur durch eine Hohlgasse von derselben getrennt, steht der **Haldenhof**, wo man, wenn man nur eine Strecke weiter hinauf geht, wohl eine der herrlichsten Aussichten am Bodensee hat. Zugleich über-

sieht man hier die untere und obere Seegegend; rechts die Burgen des Höhgaus, dessen Gränze Hohenfels bildet, gerade aus die breite Landzunge, genannt der Rück, die den Untersee vom Ueberlinger See trennt. Der ganze Bodensee in seiner Länge von 16 Stunden, von Ludwigshafen bis an das St. Gebhardskirchlein, liegt gleichsam zu unsern Füßen, und den schönen Hintergrund bildet die Gebirgskette von den Vorarlberger Alpen bis zu den äußersten Punkten des Berner Oberlandes.

Die Burg Hohenfels, von der sich noch der **Hohenfelser Hof** unterhalb des Berges nennt, machte mit den beiden Ruinen **Klausburg** und **Heldenburg**, sowie mehreren Dörfern im Bezirksamt Ueberlingen, die Herrschaft Alt-Hohenfels aus, im Gegensatze zu **Neu-Hohenfels**, einem nahgelegenen, noch wohlerhaltenen Schlosse, das vom deutschen Orden an die Fürsten von Hohenzollern kam.

Das Geschlecht der Herren von Hohenfels wird schon in früher Zeit mit Gewißheit genannt. Im Jahre 1223 zeugt ein Walter von Honvels in einer Nellenburger Urkunde. In den Jahren 1226 und 1227 erscheint derselbe wieder als Zeuge neben einem Burchard von Hohinvelsin, der wahrscheinlich sein Bruder war. Burkhard kommt wieder als Zeuge vor im Jahre 1228. Ob er oder einer der später genannten Burkharde der berühmte Minnesänger sei, läßt sich kaum entscheiden. Die Maneß'sche Sammlung enthält Thl. I. S. 83—90 von ihm achtzehn Lieder, die wir unter die werthvollsten aus dieser Zeit zählen können. — Im Jahre 1248 verkauft ein Eberhard von Hohenfels zwei Güter zu Ruhestetten. Walther und Gozwin, Ritter von Honvels, übertragen im Jahre 1259 ein Patronatsrecht an

das Kloster Wald. Wohl derselbe Goswin ist Zeuge im Jahre 1269. In einer Urkunde vom Jahre 1269 sind Bürgen für den Bischof Eberhard von Konstanz Burkhard und Walther von Hohenvels, der erste mit dem Zusatz der Schuolmeister, d. h. Domscholaster zu Konstanz. Ein Goswin von Hohenvels besiegelt im Jahre 1275 eine Urkunde. Sein Wappen ist ein gehörnter Helm mit kleinen Pfauenfedern geziert. Er ist wohl derselbe, der im Jahre 1277 unter dem Namen Goussewin von Hohenvels Zeuge ist. Im Jahre 1285 übergeben Goswin, Burkhard und Eberhard, Brüder von Hohenfels, ihre Güter zu Ringgenbach bei Mößkirch an das Kloster Wald. Einer darunter ist zuverlässig der im Jahre 1291 genannte Burkhard von Hohenfels, Probst zu Bischofszell. Eberhard von Hohenfels zeugt im Jahre 1307 in einer Nellenburger Urkunde. Cuno oder Cuonrad von Hohenfels kommt im Jahre 1332 und 1344 vor. Die Gebrüder Goswin und Burkhard von Hohenfels sind um's Jahr 1354 Beisitzer des Landgerichts zu Stockach. Im Jahre 1388 lebte Goswin von Hohenfels. Als Graf Eberhard von Württemberg in diesem Jahre den bekannten glänzenden Sieg über die Reichsstädte bei Döffingen erfocht, war dieser Goswin auf Seiten der letztern, denen er um Sold diente, und grieth in die Gefangenschaft des Grafen. Um wieder daraus los zu werden, mußte er letzterm seinen Theil an der Burg Hohenfels auftragen und Urfehde schwören. Im Jahre 1394 sind Burkhard und Walther, genannt Rümeli von Hohenfels, Zeugen. Herr Rümelin von Hohenfels, Herr Walther von Hohenfels und Junker Göswin stiften im Jahre 1426 zu Ittendorf

einen Jahrstag. Mit ihnen scheint der Stamm der Hohenfelser zu Ende gegangen zu sein.

In der Sage des Volks hat sich noch ein Name aus diesem Geschlecht erhalten. Man erzählt von einer mildthätigen Frau, die einst auf der Burg wohnte. Man heißt sie die gute Frau Hildegard, die sich durch reiche Stiftungen an den Kirchen der Umgegend verewigt haben soll. Ein Platz nahe bei der Burg Hohenfels heißt noch das **Hildegardens-Gärtle.** Vielleicht war diese Hildegard die Letzte ihres Stammes.

Im Jahre 1436 sind im Besitz der Herrschaft Alt- und Neu-Hohenfels Ulrich, Hans, Wolfgang und Burkhard von Jüngingen. Wolfgang verkaufte sie im Jahre 1473 an seinen Schwiegervater, Hugo von Landenberg, um 4000 fl., und dessen Sohn, Beringer von Landenberg, trat dieselbe im Jahre 1479 um die Summe von 5100 fl. an das Spital zu Ueberlingen ab.

Wenn wir von Hohenfels nach Sipplingen hinabsteigen, kommen wir über die sogenannte **Nonnenebene,** die unfern der alten Burg liegt, und wo ehemals ein Nonnenkloster stand. Burkhard und Walther von Hohenfels übergaben im Jahre 1393 einem Geistlichen von Steißlingen, Konrad Keller, eine Hofstatt gegen jährlich 2 Pfenning Zinsen. Dieser baute hier ein Häuschen und Kapelle, um sich dem Gebete zu widmen. Nach seinem Tode nahmen es junge ledige Weibspersonen in Besitz, und lebten nach der Regel des hl. Franziskus beisammen. Als dieses Kloster abbrannte, suchten die Nonnen ihr Obdach in Sipplingen, wo sie auch zerstreut aufgenommen wurden. Durch wohlthätige Leute

unterstützt, bauten sie wieder ein Kloster in letzterm Orte, welches im Jahre 1784 aufgehoben wurde.

Eine kurze Strecke, und wir sind im Pfarrdorfe **Sipplingen.** Dasselbe war früher wegen seines Weins übel berüchtigt; die Weinkultur hat sich jedoch in jüngster Zeit hier bedeutend gebessert, und man bekommt im Wirthshause einen delikaten Trunk. Nahe bei Sipplingen, in dem Felsen über dem See, sind die sogenannten

Heidenlöcher.

Ehe man zu denselben gelangt, findet man in dem Felsen zunächst über dem Wasser eingehauene Reste einer Einsiedelei und der Kapelle **St. Katharina** mit uralten Bildern im byzantinischen Styl. Der Rauchfang und die Schlafstätte des Einsiedlers sind noch sichtbar. Noch in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts war dieser Ort bewohnt. Kapelle und Einsiedelei sind durch Sprengen der Felsen theilweise zerstört worden. Weiter gegen Goldbach hin, 20—30 Fuß über dem Wasserspiegel oder dem unten vorbeiführenden Fußpfade, finden sich die eigentlichen Heidenhöhlen. Leider ist der Zugang sehr schwierig, und kann nur mittelst Leitern bewerkstelligt werden. Der Felsen, in dem sie sich befinden, bildet ein ganzes, senkrecht aus dem See sich erhebendes Molossengebirg, welches in einer Ausdehnung von beinahe einer halben Stunde und in einer noch unbekannten Tiefe in den Felsen hinein, mit einer endlosen Reihe von Gemächern, die durch Gänge und Treppen zusammenhängen, ausgehöhlt und unterminirt ist. Die Heidenhöhlen zerfallen in zwei Abtheilungen, in die vordere östliche und in die hintere westliche. Von beiden Abtheilungen ist schon Vieles zerfallen oder durch

Menschenhand zerstört. Doch sind die vorderen Höhlen ihrer Regelmäßigkeit und feineren Ausarbeitung wegen immer noch sehr merkwürdig. In den Gemächern dieser Höhlen der ersten Abtheilung ist, wenn schon ein roher, doch bestimmter Baustyl vorhanden, welcher jedenfalls auf ein hohes Alter zurückführt. Die Verbindung des im ersten Gemache rings um die Wände laufenden Architravgesimses mit dem Gewölbe, welches sich oberhalb dessen erhebt, erinnert an den ausgearteten spätrömischen Styl. Dieses Gemach ist auch dadurch interessant, weil es zu den wenigen gehört, welche Anfänge von Kreuzwölbung enthalten, ohne ein eigentliches Gewölbe zu bilden, wie dieß auch in der Krypta der Karolingischen Kirche zu Oberzell vorkommt. Es erheben sich nämlich aus den vier Ecken des Gemachs Anfänge, welche jedoch statt im Centrum des Gewölbes zusammenzustoßen, gegen dessen Mitte hin spurlos wieder verlaufen, und gerade diese Anfänge sind es, welche durch Tragsteine unterstützt werden. Auch die Fensteröffnungen gegen den See sind ganz nach dem ältesten Basilikenstyle gearbeitet, und wahrscheinlich war der beschriebene Raum eine kleine Basilika. Hier, wie in den übrigen Gemächern, sind an den Wänden Steinbänke angebracht; an den Wänden der eigentlichen Wohnungen aber Vertiefungen, welche wohl für Wandschränke bestimmt waren. Die von der vorderen etwa 60 Schritte entlegene zweite Höhlenabtheilung liefert weniger Spuren kunstreicher Bauart. Die Gelasse sind unregelmäßig, an Wänden und Gewölben theilweise noch die Hiebe der Aushöhlungswerkzeuge sichtbar; die Gewölbe flach und die Gelasse nur 5—6 Fuß hoch, während die der ersten Abtheilung zum Theil 11 bis 12 Fuß Höhe haben. Aber auch hier sind an den Oeff-

nungen noch Fälze für Thüren und Fenster, wie bei denen der ersten Abtheilung, sichtbar.

Ueber den Ursprung und Zweck dieser Höhlen hat man nicht die geringsten historischen Notizen. Nach der gewöhnlichen Meinung waren es Zufluchtsstätten der ältesten Christen in der Bodenseegegend. Ihr Ursprung fiele demnach in den Anfang des siebenten Jahrhunderts, in eine Zeit, da das Christenthum am Bodensee seine erste Pflanzstätte, aber auch häufige Gegner fand. Vielleicht wurden diese Zufluchtsstätten kurz vor jener Zeit eingerichtet, als die alte Burg zu Meersburg von dem fränkischen König Dagobert erbaut wurde. Auf keinen Fall können sie älter sein, da unter den Gemächern auch eines mit Spitzbogengewölbe vorkommt.

Von den Heidenlöchern aus sind wir in kurzer Zeit im Dorfe **Goldbach**, dessen Bewohner Bürger zu Ueberlingen sind. Ueber dem Dorfe liegt das Schlößlein **Spechtshardt** mit herrlicher Aussicht; es hatte einst eigenen Adel. Unten mündet der Goldbach, einst die natürliche Gränze des Höhgaus und Linzgaus.

Eine merkwürdige Straße, welche durch Menschenhände in den Sandsteinfelsen gehauen wurde, und dunkel und düster ist, da kaum ein Sonnenstrahl von oben hereindringen kann, bringt uns in die ehemalige Reichsstadt

Ueberlingen,

die älteste christliche Niederlassung am Bodensee.

Ueberlingen, Sitz eines badischen Bezirksamtes, Amtsrevisorats, einer Obereinnehmerei, Bezirksforstei, eines Dekanats, Physikats 2c., liegt in einer fruchtbaren, gut angebauten, obst- und weinreichen Gegend auf Sandsteinfelsen, an einer Bucht des Sees, und treibt Handel

mit Wein, Getreide und Salz. Es zählt 3400 Einwohner, hat drei See- und fünf Landthore, zehn Thürme, fünf Kirchen, und ist mit Mauern und einem trockenen Graben umgeben, der, ein Riesenwerk, in und durch die Felsen gehauen ist, welche sich viele Klafter hoch senkrecht erheben und von Gesträuch und Epheu umrankt sind.

Die Geschichte der Stadt geht bis in das früheste Alterthum hinauf. Wohl nach Bodungo die älteste alemannische Niederlassung am Bodensee, erscheint Ueberlingen schon im Anfang des siebenten Jahrhunderts unter dem Namen Iburningä, und ist zuerst in der Geschichte des hl. Gallus bekannt geworden. Als die Franken bis an den Bodensee ihre Herrschaft ausdehnten, scheint Iburningä der Mittelpunkt der fränkischen Regierung in dieser Gegend geworden zu sein. Ein Frankenherzog, Gunzo, von dem die Gunzenpfennige ihren Namen haben sollen, hatte hier seinen Wohnsitz. Dieser, aufgehetzt von den noch heidnischen Bewohnern am See, die den ersten Glaubensboten, dem hl. Gallus und seinen Begleitern, zürnten, weil sie ihren Götzendienst gestört, hatte die frommen Männer aus der Gegend verwiesen. Aber Gott fügte es, daß Gunzo den hl. Gallus selbst wieder in seine Nähe berief.

Herzog Gunzo hatte eine einzige Tochter von wunderbarer Schönheit, Namens Friedburga, die mit dem Frankenkönig Siegbert, Theoderichs Sohn, verlobt war. Friedburga fiel in eine schreckliche Krankheit; sie aß nichts und warf sich oft schäumend auf den Boden nieder, ja tobte so sehr, daß sie kaum von drei Männern gehalten werden konnte. Dreißig Tage nach dem ersten Anfall stieß sie die fürchterlichsten Worte aus. Ihr Vater und alles Volk glaubte, daß Friedburga von einem bösen Geiste besessen sei. Auf dieß ordnete der schwerbeküm-

merte Vater an Siegbert Boten ab, um ihm die Krankheit seiner Braut anzuzeigen. Dieser sandte alsbald zwei Priester von seinem Hofe, um an der kranken Braut eine Heilung zu versuchen. Als solche in Ueberlingen ankamen und in's Gemach der Kranken eintraten, fanden sie sie gerade in ihrem schrecklichsten Zustande, und Eltern, Verwandte und Hausgesinde weinend und vom Kummer niedergedrückt um sie versammelt. Sie begannen, über ihr zu beten, aber es hatte keine Wirkung. Der böse Geist in der Kranken schalt und verhöhnte zuerst die beiden Priester, und erklärte sie für unmächtig, ihn zu vertreiben, da es ihnen an jenem heiligen Sinne fehle, welcher allein dem Gebet Kraft gebe. Dann nannte er den hl. Gallus, in dessen Macht es allein stünde, ihn zu vertreiben. An den hatte sich Herzog Gunzo schon vor Ankunft der fränkischen Priester durch den hl. Willimar zu Arbon gewendet. Aber der hl. Gallus, der gerade auf Besuch bei letzterem war, weigerte sich, als die Botschaft vom Herzog kam, welche ihn nach Ueberlingen berief, und sprach zu seinem Freunde: „Geh' du und laß mich, denn was hab' ich zu schaffen mit den Fürsten dieser Welt?" Willimar entgegnete: „Nein, ehrwürdiger Vater, gehe doch mit mir, denn ich fürchte, der Herzog, den das Leid um die Krankheit seiner Tochter zu Boden beugt, möchte, wenn du nicht gutwillig folgst, seine Diener senden, und dich mit Gewalt gen Ueberlingen bringen lassen." Als Willimar so sprach, verließ ihn Gallus, unter dem Vorwand, noch einmal in seine neuerbaute Zelle (jetzt St. Gallen) zurückzukehren, um das Nöthige für seine dort wohnenden Brüder zu besorgen; aber von dort entwich er über die Waldberge in die Sennische Einöde im Rheinthal (jetzt

Sennwald) und weiter hinein nach Churrhätien bis Quaradaves (Grabs), wo er einen Christendiakon Namens Johann fand, und bei ihm sich in einer Höhle verbarg. Willimar fuhr nach Ueberlingen, und meldete dem Herzog, wie Gallus keine Folge geleistet. Da bestimmte ihn Gunzo noch dringender, den frommen Gallus aufzusuchen und ihn herzubringen; ja er verhieß ihm, er wolle dem hl. Manne das eben erledigte Bisthum Konstanz übertragen und ihn mit Geschenken überhäufen, wenn er durch Gebet sein Kind heilen würde. Willimar verließ den Herzog, und suchte nun so lange, bis er seinem Freunde auf die Spur kam und ihn an seinem verborgenen Aufenthaltsort zu Grabs auffand. Jetzt ließ er mit Zureden nicht mehr nach, bis sein Freund sich endlich entschloß, an den See zurückzukehren. Zu Arbon fanden sie einen Boten des Herzogs, der meldete, daß Friedburga schon drei Tage keine Speise mehr zu sich nehme. Mit diesem fuhr Gallus nach Ueberlingen. Am frühen Morgen führte man ihn in das Gemach der Kranken. Sie lag im Schooß ihrer Mutter mit geschlossenen Augen, kaum geöffnetem Munde, und ausgestreckten Gliedern, so daß sie wie todt schien. In Gegenwart des Herzogs und seines Hausgesindes warf sich nun Gallus vor der Kranken nieder, und verrichtete unter Thränen ein heißes Gebet. Als er gebetet hatte, stand er auf, ergriff die Rechte des Mägdleins und sprach zu ihr: „Im Namen Jesu Christi befehle ich dir, du unsauberer Geist, daß du ausfahrest aus diesem Leibe!“ Auf diese Worte des frommen Mannes schlug das Mägdlein die Augen auf, blickte auf ihn, und der böse Geist in ihr rief also: „Bist du es, Gallus, der du mich aus meinen ersten Wohnungen vertrieben? Aus Rache

für das Unrecht, das der Herzog dir und deinen Gesellen angethan, bin ich in seine Tochter gefahren, und jetzt treibst du mich auch hier aus — wenn ich von da ausziehe, wo soll ich hingehen?" „Dahin," sprach Gallus, „wo dir in der Hölle ewige Strafe bereitet ist." Alsbald flog aus dem Munde des Mägdleins ein ganz schwarzer, scheußlicher Rabe. Zur selben Stunde stand Friedburga auf, und der fromme Mann führte sie freudig in die Arme ihrer überseligen Mutter. Nun ließ Herzog Gunzo dem frommen Mann jene Geschenke herbeibringen, welche Siegbert seiner Braut durch die beiden Priester überschickt hatte, und wollte ihm das Bisthum Konstanz übertragen. Das letztere weigerte sich der fromme Mann anzunehmen, bevor er seinen Vater Kolumban darüber um Rath befragt hätte; im Herzen aber bestimmte er seinen Schüler Johannes zu Grabs für diese Würde, welcher sie auch später erhielt. Der fromme Apostel schied vom Herzog und ging nach Arbon zurück. Dort versammelte er Arme und Dürftige um sich, und vertheilte alle jene Geschenke des Herzogs unter sie. Noch nach Arbon folgte ihm der Dank des Herzogs; er gab seinen Beamten Befehl, mit allem Volk nach der Galluszelle aufzubrechen, und nach des frommen Apostels Wunsch Alles zu bauen und einzurichten. Indessen hatte König Siegbert erfahren, daß seine Braut von ihrer Krankheit wieder genesen sei; alsbald that er dem Herzog zu wissen, daß er die Genesene zu sehen wünsche. Auf dieß ließ Gunzo seine Tochter, begleitet von einer großen Menge von Mädchen und Jünglingen, an den Rhein und von da nach Metz bringen. Siegbert erfuhr nun von Friedburga ausführlich die Geschichte ihrer Heilung. Von Dankbarkeit bewogen,

schickte er dem frommen Gallus noch weitere Geschenke, und begabte seine geistliche Niederlassung mit den ersten Freiheiten. Aber mit der Erfüllung seiner langgehegten Herzenswünsche nahm es eine schmerzliche Wendung. Als Siegbert wenige Tage darauf mit Friedburga sich vermählen wollte, erbat sie sich eine Frist von einer Woche, um sich völlig erholen zu können. Als diese Zeit um war, trat sie Morgens früh, begleitet von zwei Männern und zwei Dienerinnen, in die Kirche des hl. Stephan, legte ihre kostbaren Gewande ab, hüllte sich in einen Nonnenschleier, und warf sich in andächtigem Gebet vor dem Altare nieder. Dann stand sie auf, ergriff die Hörner des Altars, und bat den hl. Stephan flehentlich, er möge doch das Herz des Königs wenden, daß er nimmer diesen Schleier der Himmelsbraut von ihrem Haupte nehme. Die Männer, die mitgekommen waren, meldeten dem König, was sie eben gesehen. Da berieth sich der König mit seinen Geistlichen, was zu thun sei. „Du darfst das Gelübde ihres Herzens nicht brechen," sprach der fromme Cyprianus von Arelat; und Siegbert folgte seinem Rathe. Er trat in die Kirche und ließ das für seine Braut bestimmte Hochzeitkleid und die Königskrone herbeibringen; dann rief er die Jungfrau herbei, aber diese faßte die Hörner des Altars fester, denn sie befürchtete, man wolle sie aus der Kirche ziehen. Da redete ihr Siegbert freundlich zu und sprach: „Noch heute sollst du alle deine Wünsche erfüllt sehen." Jetzt erst beugte Friedburga, zwischen Furcht und Hoffen schwebend, das Haupt auf den Altar hin und sprach: „Herr, siehe, ich bin deine Magd, mir geschehe nach deinem Willen." Nun ließ sie der König durch die Priester zu sich führen, und ihr das königliche

Hochzeitkleid anlegen. Als dieß geschehen, sprach der fromme Siegbert, indem er sie innig anschaute: „Siehe, du bist bereitet, dich mir anzuvermählen, ich trete dich aber dem himmlischen Bräutigam Jesu Christo ab.“ Dieß sprechend, faßte er ihre Rechte, und legte sie auf den Altar. Hierauf verließ er die Schwelle des Tempels, aber Thränen verriethen die stille Liebe seines Herzens. Am andern Tag ließ er sie noch einmal rufen; sie mußte sich im Palast ihm zur Seite setzen — dann begleitete er sie in ein Nonnenkloster zu Metz, wo Friedburga die einsame Zelle dem Leben im Königspalaste vorzog.

In jener Zeit, in welche die eben erzählte Geschichte fällt, war Ueberlingen nur ein Weiler, etwa mit einem festen, burgähnlichen Herrenhaus; auch nach mehr als 150 Jahren hatte es an Bedeutung noch nicht gewonnen, denn es heißt noch im Jahre 776 Jburinga villa publica. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts war es jedoch wohl schon eine bedeutende Stadt am See, denn im Jahre 1155, als Kaiser Friedrich Barbarossa von seinem Zug gegen die italienischen Städte siegreich nach Deutschland zurückkam, da sah auch Ueberlingen am Bodensee den gefeierten Helden. So lange das Herzogthum Schwaben währte, war Ueberlingen eine Municipalstadt. Nach dem Abgang der schwäbischen Herzoge trat sie dem Städtebund bei, und wurde von den Jahren 1241—1266 von Schultheißen regiert. Konradin gab ihr die Freiheit, und von da an hatte sie freigewählte Bürgermeister an ihrer Spitze. Das Stadtammannamt war ein kaiserliches Lehen, und wurde an verschiedene Geschlechter verpfändet und verliehen. Erst im Jahre 1397 kauften sich die Bürger vom Kaiser los, und Ueberlingen wurde eine freie Reichsstadt. Viele

Kaiser, wie Karl IV., Wenzel, Karl V. und Ferdinand, schützten ihre Privilegien. Von Ueberlingens ehemaliger Macht und Größe ist ein Beweis, daß König Ferdinand im Jahre 1528 seine vorderösterreichischen Erblande dem Schutz der Stadt Ueberlingen empfahl. Der Bauernkrieg im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts war, wie für alle Städte am Unter- und Ueberlingersee, so auch für Ueberlingen nicht ohne Bedeutung. Im März des Jahres 1525 forderten die rebellischen Unterthanen die Stadt zur Uebergabe auf; als sie aber gegen die Tapferkeit der Bürger nichts auszurichten vermochten, zogen sie gegen Markdorf und Ravensburg, wo sie von dem Bundesheer geschlagen wurden, und die Bürger von Ueberlingen unter Anführung ihres Mitbürgers Reichlin von Meldegg sich mit Ruhm bedeckten. Nun verheerten die Bauern jenseit des Sees fast alle Dörfer bis gegen Bodmann und Sernatingen. Uebr 600 der Stadt- und Landmannschaft zogen wieder mit sechs Stücken groben Geschützes dahin; da aber der Bürgermeister Jakob Kessering denen vom Lande nicht ganz traute, verglich er sich mit den Rebellen. Der Aufruhr begann von Neuem: auf einmal umringte Kessering mit seinen treuen Bürgern die aufrührische Landschaft, und ließ kraft Kriegsrecht die Rädelsführer hinrichten, die übrigen aber nach Maßgabe ihrer Verschuldung bestrafen. Auf dem Marktplatze zu Ueberlingen wurden damals 150 Mann enthauptet; noch zeigt man das dabei gebrauchte Schwert. Zum vierten Male zogen die Bürger gegen die Bauern aus; da aber diese zu Staringen, Möckingen und Zell geschlagen wurden, endigte sich auch jenseit des Sees der Bauernkrieg. Zur Zeit der Reformation hielt die Stadt fest an der alten Lehre, darum

flüchtete auch das Domkapitel von Konstanz im Jahre 1527 nach Ueberlingen und blieb fünfzehn Jahre daselbst. Der Kriegsruhm der Bürger von Ueberlingen wurde seit der Zeit des Bauernkriegs immer bekannter, und Kaiser Karl V. setzte zum Andenken desselben im Jahre 1528 in das Stadtwappen im goldnen Schild einen aufrecht-stehenden Löwen, der ein bloßes Schwert hält; auch ertheilte er im Jahre 1537 das Privilegium, daß auf zwei Meilen Wegs um die Stadt kein neuer Getreide- noch Salzhandel aufgerichtet werden dürfe.

Nach lange genossenem Frieden rückten im Jahre 1632 die Schweden zum ersten Mal vor die Stadt, wurden aber von den Bürgern kräftig zurückgewiesen. Diese befestigten jetzt die Stadt auf's beste, warfen frische Wälle und Schanzen auf, vollendeten im Februar 1633 nach hundertjähriger Arbeit den imposanten Stadtgraben beim Galler, und erhöhten im nämlichen Jahre den St. Johannthurm um 50 Fuß. So gerüstet, erwarteten sie ruhig den zweiten Angriff der Schweden. Derselbe begann unter Anführung des schwedischen Feldmarschalls Gustav Horn am 23. April 1634. Vierundzwanzig Tage beschossen die Schweden die Stadt, aber eben so tapfer wurde sie vertheidigt, und der Feind gezwungen, den 16. Mai mit langer Nase wieder abzuziehen. Die Belagerungskosten beliefen sich nur an Pulver und Blei auf 53,380 fl., welche die Bürger tragen mußten. Nach Abzug der Schweden hörte das Kriegsübel nicht auf. Die freundlichen Truppen, welche Ueberlingen besetzten, besonders die Spanier, forderten ungeheure Kriegsgelder. Im Januar 1643 suchte der Kommandant Widerhold auf Hohentwiel die Stadt schwer heim. Durch seine Streifpartien hatte er erfahren, daß das gegen den See

gelegene sogenannte Grundthor, nur mit einfachen Thorflügeln versehen, leicht durch Petarden eröffnet werden könnte. Zugleich hatten seine Reiter, als Beweis der Schläfrigkeit der Ueberlinger Wachen, ein Stück Holz mitgebracht, das sie aus der ersten Pforte des dreifachen Grundthors ausgehauen. Die Einwohner der Stadt hielten sich aber für ganz sicher, weil sie niemals von einem Feinde überwältigt worden waren, obgleich Widerhold in Verbindung mit dem Kommandanten von Breisach, Obrist von Oysonville, sich eines nahen Schlosses bemächtigt hatte. Den 19. Januar um Mitternacht näherten sich nun Beide in größter Stille der Stadt. Schnell war das erste Thor durch eine Petarde eröffnet. Sie überfielen vier in der Wachtstube spielende Soldaten, und drangen mit ihren Truppen durch das offene Thor. Jetzt erst wurden die Bürger wach. Sie setzten sich zu kräftiger Gegenwehr, und brachten auch wirklich den Hohentwielern von einem nahen Thurm herab einigen Verlust an Leuten bei. Nichtsdestoweniger wurden die beiden andern Thore gesprengt. Zugleich drang Oysonville nicht weit vom See durch ein Nebenthürlein ein, und machte die 12—15 Mann starke Wache nieder. Nun marschirten die Hohentwieler in Reih' und Glied in die Stadt, und so wurde dieser alten Jungfrau das Ehrenkränzlein abgezogen. Die daselbst gefundenen 80 kleinen Stücke, 70 kleinen Doppelhaken, 400 Musketen, 100 Küraße, dazu viel Getreide und Wein, führte Widerhold als leichtgewonnene Beute nach Hohentwiel. Das Franziskanerkloster bot eine beträchtliche Summe, wenn Widerhold es mit Plünderung verschonte; dieser begehrte nichts als eine Orgel in demselben, welche er für seine auf dem Berg errichtete Kirche bestimmte. Widerhold legte

nun 600 Mann in die Stadt. Später bestellte Frankreich den Vicomte de Corval zum Kommandanten mit 500 Reitern und 800 Fußgängern. Als die Katholiken des fränkischen und bayerischen Kreises unter Churbayern ein Heer von 20,000 Mann an den See führten, und Meister in Oberschwaben wurden, zogen sie auch vor Ueberlingen, und fingen im Januar 1644 die Stadt förmlich zu belagern an. Aber Corval war ein furchtloser Kriegsmann; er armirte zwei eroberte und ein anderes großes Schiff, um sich auf dem See zu wehren und frei zu halten. Aus zwei Werken wurden die Bayern von den Belagerten vertrieben; allein nun holten erstere zwei große Stücke von Konstanz, wo sie ein großes Frucht- und Munitionsmagazin hatten, und begannen eine ernstliche Beschießung. Nachdem die Belagerer kurz zuvor erst 1000 Mann Verstärkung erhalten hatten, langte am 22. April auch noch der bayerische General Mercy vor der Stadt an, und der Angriff wurde verdoppelt. Am 2. Mai waren alle Thürme auf der Mauer niedergeschossen. Corval hatte nur noch 500 Mann. Dennoch wollte er von keinem Akkord hören. Erst als Mercy eine Bresche von zwanzig Ellen Weite geschossen hatte, Alles zum Sturm bereit war, Hunger und Seuchen in der Stadt wütheten, und 700 Mann von der Besatzung gefallen und gestorben waren, schloß der ritterliche Mann eine ehrenvolle Kapitulation. Er räumte den Bayern drei Thore ein, und erhielt am 15. Mai freien Abzug mit Waffen, Bagage und klingendem Spiel. Die Bayern fanden eine verwüstete, halbausgestorbene Stadt. Die Leichen der angesehensten Bürger lagen noch unbegraben in den Häusern. Da die Bürgerschaft als schwedisch gesinnt angesehen wurde, so hausten die freundlichen Truppen

so übel, daß die Einwohner laut äußerten: die Arznei sei bitterer gewesen, als die Krankheit selbst. Dabei hörten die feindlichen Streifereien auf dem Lande von Seiten der Schweden und Württemberger nicht auf, und diese wollten schon wieder im Jahre 1647 die Stadt mit hundert Leitern bestürmen, aber die Bürger verjagten den Feind, während die bezahlten fremden Soldaten hiebei müßige Zuschauer machten. Als die Kronen Schweden und Frankreich mit den Bayern im Jahre 1647 Frieden schlossen, wurde die Stadt den Schweden übergeben, und 2000 Mann besetzten sie unter Douglas, der eine Brandschatzung von 24,000 fl. forderte. Ueberlingen wurde genöthigt, die beiden Vogteien Ittendorf und Hagnau zu verkaufen, um diese Geldsumme aufzubringen. Den 30. September 1649 zogen die Schweden wieder ab. So wurde die Stadt von dem größten Drangsal, das je über sie gekommen war, endlich befreit.

Doch auch die spätere Zeit blieb nicht ohne Leiden für die Stadt. Die französischen Kriege, der siebenjährige Preußenkrieg, und endlich die Kriegsereignisse unserer Zeit schlugen Ueberlingen und der dazu gehörigen Landschaft große und lange sichtbare Wunden, von denen die Alten noch zu erzählen wissen.

Nachdem wir die Geschichte der Stadt in ihren wichtigsten Momenten betrachtet, machen wir den Besucher noch auf die interessantesten Gebäude und sonstige Merkwürdigkeiten aufmerksam. 1) Die Münsterpfarrkirche, ehemals ein Kollegiatstift zum hl. Nikolaus, das einen Probst, sieben Kanoniker und vier Kapläne hatte. Es wurde im Jahre 1804 aufgehoben und an seiner Stelle die Münsterpfarrei mit drei Cooperatoren

errichtet. Die Kirche macht durch ihre Größe und Bauart einen mächtigen Eindruck auf den Beschauer, und darf wohl den bessern Kunstschöpfungen des Mittelalters beigezählt werden. Sie wurde im Jahre 1350 zu bauen angefangen; der Baumeister war derselbe, der das Ulmer Münster begonnen. Sie ist 239′ lang, 112′ breit, 94′ hoch (sämmtlich bad. Maß), und besteht aus 5 Gewölben, die auf 28 Säulen und 18 Pfeilern ruhen. Zwischen den Pfeilern sind auf beiden Seiten 12 Kapellen und 4 Portale; an einem Ende der Kirche ist ein größeres Portal. Die Kanzel und das Tabernakel sind ausgezeichnete architektonische Kunstwerke aus sogenanntem Stinkschiefer. Noch machen wir auf den prachtvollen Hochaltar, ein meisterhaftes Schnitzwerk, den Ablösungsaltar, mit einem sehr gelungenen Gemälde, die Abnahme Christi darstellend, und auf ein schönes altes Gemälde aus der italienischen Schule aufmerksam. — Der Hauptthurm der Kirche ist viereckig, und hat 118′ im Umfang und 230′ Höhe. Man genießt auf ihm eine köstliche Aussicht. Neben ihm steht noch ein anderer unvollendeter, in welchem die große Glocke Osanna (nach Andern Tosanna) hängt; sie ist 177 Centner schwer und wurde im Jahre 1444 gegossen. In dem Gebälke, das sie trägt, sieht man einen Riß, der von einer schwedischen Kugel herrühren soll. Eine solche Kugel, und zwar vom Jahre 1634, ist noch im Münster aufgehängt; sie hat einen bedeutenden Umfang und ist mit Inschriften versehen. — Vor der Kirche ist ein schöner, aus Ueberlinger Sandstein im byzantinischen Styl ausgeführter Oelberg; es ist wohl die schönste Arbeit dieser Art in der ganzen Seegegend.
2) Das Rathhaus. Es hat einen alten Saal, reich an Schnitzwerk und Figuren. Hier befinden sich die

Bilder der deutschen Kaiser von Rudolf II. bis auf Maria Theresia. Noch sind drei Felder übrig für Kaiser Joseph, Leopold und Franz, wie im Römer zu Frankfurt. Ehedem sah man außen am Rathhaus interessante Gemälde, welche aber bei der Reparatur desselben verwischt wurden. 3) Die Leopold-Sophien-Bibliothek, jetzt im alten Zeughause aufgestellt, in der besonders merkwürdig die sogenannte Reutlinger'sche Chronik, eine Sammlung verschiedener geschichtlicher Aufsätze und Gedichte über die Seegegend. Es wurde diese Bibliothek im Jahre 1832 durch den nun verewigten Stadtpfarrer und Dekan Wocheler, der sich auch um die Schulen der Stadt unsterbliche Verdienste erworben, mit 8000 Bänden gegründet. Aus eigenen Mitteln hat er sie dann fort und fort vermehrt, und manches interessante Werk, auch Handschriften, wie die Regula St. Columbani (wohl Autographen aus dem Anfang des siebenten Jahrhunderts), von andern edlen Gebern dazu erworben. So ist diese Bibliothek durch seine Verdienste und die eifrigen Bemühungen des wackern Bibliothekars Haid, eines Mannes von gediegener Wissenschaft, in kurzer Zeit eine der reichsten Bibliotheken am Bodensee geworden. 4) Neben dem Rathhaus steht der aus Quadern erbaute Pfennigthurm, wo die sogenannten Gunzenpfennige geschlagen worden sein sollen und das oben, Seite 319, erwähnte Schwert aufbewahrt wird. 5) Das Grödhaus, ein zum Getreidehandel eingerichtetes Gebäude mit acht Thoren und einer Schiffslände. 6) Das Heiliggeist-Spital, mit einer Kirche und einem Amthaus. Es besaß einst viele Dörfer und Höfe und bei 50,000 fl. Einkommen. 7) Das große Steinhaus mit einer Kapelle, wo einst Kaiser Sigismund

zur Herberge war. 8) Das Reichlin-Meldeggische oder Balbachische Haus, ein massives ansehnliches Gebäude, zu beiden Seiten seines Daches mit aufsteigenden Zinnen. Dr. A. Reichlin von Meldegg ließ dasselbe im Jahre 1462 neu erbauen und an der östlichen Seite eine hübsche Kapelle anbringen. Im südlich gelegenen geräumigen Garten hat man eine überraschende Aussicht. 9) Das ehemalige Franziskanerkloster, von imposanter Größe, jetzt Kaserne. Die freundliche Kirche hat hübsche Deckengemälde. 10) Das frühere städtische Kanzleigebäude, ganz massiv. 11) Die ehemalige Johanniter- oder Malteser-Kommende (St. Johann), auf dem äußersten Punkte der östlichen Anhöhe von Ueberlingen, hat unstreitig die schönste Lage in der Stadt. Die Mitte nimmt das Wohngebäude ein; im Rücken der tiefe Stadtgraben, zur Seite ein mächtiger runder Wachtthurm mit aufgeworfenem Wall, vorn ein schöner Hofgarten. Man überschaut von hier aus, namentlich im Gartenhäuschen gedachten Walles, nach allen Richtungen hin Stadt und Umgebung, Land und See. 12) Der Gallerthurm und Platz auf dem Galler. Er liegt auf dem obersten Theile der Stadt, über dem tiefen, in Felsen gehauenen Graben, und ist mit dem Thurme das einzige Denkmal aus der Zeit Herzog Gunzos und des hl. Gallus. Beides soll seine Benennung von einem ehemals hier gestandenen Nonnenkloster erhalten haben, das von Friedburga, Gunzos Tochter (siehe oben S. 313 ff.), nach ihrer Heilung gestiftet und dem hl. Gallus gewidmet, im Jahre 1534 aber abgebrochen und unten an den Berg versetzt wurde. Der Gallerthurm wurde in neuerer Zeit zu einer Warte eingerichtet, von der aus man den reizendsten Aus-

blick sowohl landeinwärts, als über den See und auf die Alpen des tiroler und schweizerischen Hochlands genießt.

Ein hübscher Spaziergang führt vom Gallerthurm zu dem Bade, in der Fischerhäuservorstadt gelegen, der wichtigsten Anstalt dieser Art am Bodensee. Wir geben über dasselbe einige ausführlichere Notizen. Außerhalb der Stadtmauer quillt, unweit von hohen Sandsteinfelsen, eine Mineralquelle, welche nach Dr. Sauters Untersuchungen Alkali und Eisen, wenig gebundne Schwefelsäure und schwefel= oder salzsaure Mittelsalze, endlich Kalkerde enthält, die mit sehr wenig Kohlen= und Schwefelsäure gebunden ist. Die Quelle ist sehr ergiebig und liefert Wasser zu jedem Gebrauch im Ueberfluß. Das aus dem Sammler geschöpfte Wasser ist erfrischend und angenehm zum Trinken, obgleich von eigenem Geruch; es hat eine klare Farbe und ist mäßig kalt. Ueber seine Wirkungen berichtet Dr. Sauters Schrift Folgendes: „Es ist den alkalisch=eisenhaltigen Wassern beizuzählen, und, äußerlich gebraucht, von großer stärkender Kraft in allen Krankheiten, denen Schwäche zu Grund liegt. Es heilt alle Fleisch= und Knochengeschwüre und Gichtkrankheiten; auch bei Stein= und Griesschmerzen, bei veralteten venerischen Uebeln, bei chronischen Flechtenausschlägen, bei weiblichen Krankheiten und bei der Krätze zeigt es die besten Wirkungen.“ — Schon im Jahre 1505 war diese Quelle bekannt und benutzt, und vielleicht bald darauf gefaßt und überbaut, auch ein Badhaus eingerichtet. Im siebenzehnten Jahrhundert vervollkommnete man von Seiten der Stadt diese Anstalt, vergrößerte und verbesserte das Badhaus, und versah es mit einem geräumigen Garten. Im Jahre 1691 gab der Ueberling'sche Arzt, Dr. Helmling, eine Beschreibung des

Bads heraus, worin es unter Anderem heißt: „Denn ob es an einem außerhalb der Ringmauer, vor dem sogenannten Grundthor in dem Stadtgraben gelegenen unachtsamen Ort aus einer wasserreichen und niemals versiegenden Quelle entspringet, so ist es doch schon vor mehr als hundert Jahren von den Bewohnern hiesiger Stadt in solchem Werth gehalten worden, daß dieselben das hochschätzbare Wasser in einen stark erbauten Rondellen und festen runden Thurm mit schönen Quaderstücken eingefaßt, und damit verwahret haben, allwo es sich mit seinen obenaufschwimmenden Blumen selbst zieret, und damit besagte Stein als seine Brunnenstuben gleichsam vergüldet." Ganz stiefmütterlich wurde die Anstalt im achtzehnten Jahrhundert behandelt, denn es geschah nichts zu ihrer bequemeren Einrichtung. So blieb sie bis in's Jahr 1801, wo sie an einen Privaten, Namens Ackermann, verkauft wurde; dieser verbesserte sie wesentlich, und richtete sie so ein, daß sie sich auswärtiger Besuche zu erfreuen hatte. Im Jahre 1806 wurden beträchtliche Bauten darin aufgeführt. Durch den Tod Ackermanns gerieth die Anstalt wieder etwas in Stocken, bis im Jahre 1835 eine neue Epoche für sie anbrach. Ein Herr von Kiesow erkaufte sie, und verschönerte und verbesserte die Anstalt in jeder Beziehung. Vor Kurzem ist sie für 31,000 fl. Eigenthum der Stadt geworden. — Das stattliche, vier Stock hohe Badhaus hat einen schönen Kursaal und sechzehn gut eingerichtete Badzimmer mit blechernen Badwannen, die durch metallne Röhren- und Hahnenleitungen unmittelbar von der Quelle mit kaltem und von dem Wärmekessel mit warmem Mineralwasser gespeist werden. Zur Quelle, die in einem 17 Fuß tiefen Bassin aus Quader-

steinen gefaßt ist, hat man nur 70 Schritte zu gehen. Außer den Badzimmern enthält das Gebäude noch 72 meist elegant möblirte Gastzimmer. Auch gehören zwei hübsche Gärten zum Badhause. Zu den Stallungen und Remisen wurden die Gebäulichkeiten des ehemaligen Kapuzinerklosters benützt.

Gasthöfe: Löwe (am See), Krone, Adler, Schiff, Engel, die zum Bad gehörige Wirthschaft zum Schwanen ꝛc.

Ueberlingen hat zwei Vorstädte, genannt **„das Dorf"** und **„zu den Fischerhäusern."**

Unter die schönen Umgebungen der Stadt gehören: **Altbirnau,** ein Wirthshaus auf einer kleinen Anhöhe, links auf der Straße von Ueberlingen nach Meersburg. Mitten in einer langen Reihe fruchttragender Bäume lehnt es sich rückwärts an Waldung an, und beherrscht bei einem dabei stehenden Eichbaum die eine halbe Stunde abwärts dem Bodensee zu gelegenen Rebgüter mit dem jenseitigen Ufer von der Meinau hinüber bis Konstanz, und dann hinauf bis in die Bucht des Ueberlingersees. Ehemals war hier eine Wallfahrtskirche, welche von Pabst Urban VI. im Jahre 1384 dem Gotteshaus Salem einverleibt wurde. Im Jahre 1746 wurde diese Wallfahrt aufgelöst; das daselbst befindliche Gnadenbild führte Abt Anselm von Salmansweiler in feierlicher Prozession davon, und stellte es in der von ihm erbauten Kirche Neubirnau im Jahre 1750 den Gläubigen zur Verehrung auf. Jetzt befindet sich das Bild zu Salmansweiler. **St. Leonhard,** 1/2 Stunde östlich von Ueberlingen, im Jahre 1437 gestiftete Kapelle, daneben eine gute und elegant eingerichtete Wirthschaft. Hier eine entzückende Aussicht. **Burgberg,** ein Schlößchen mit einem Meierhof und

einer Kapelle, $^{1}/_{4}$ Stunde östlich von der Stadt. Dieses adelige Gut war noch im Jahre 1200 eine Besitzung der Schenken von Schmalegg und Winterstetten, und kam von diesen an die Junker von Gremlich, welche dasselbe 1307 an die Malteser-Kommende St. Johann in Ueberlingen abtraten. In der Folge kam es von der Stadt durch mehrere Hände an den jetzigen Besitzer. **Luegen,** ehemaliges Posthaus an der Straße nach Pfullendorf und Mößkirch. Dieser Punkt, wie schon sein Name bezeichnet, gewährt eine sehr berühmte weite Aussicht. **Ufkirch,** ursprüngliche Pfarrkirche der Stadt. Daselbst befindet sich ein beinahe erloschenes Gemälde aus der Holbeinischen Schule, gestiftet von dem berühmten Konstanzer Domherrn Hans von Bozheim.

Alle diese Punkte liegen über der Straße zur Linken, in die wir eintraten, um unsere Wanderung am See fortzusetzen. Zunächst gelangen wir zu dem Weiler, genannt **zu den Mühlen,** weil er eine Allee von Mühlen bildet, und dann in das Dörflein **Nußdorf.** Statt hier am Ufer des Sees weiter zu gehen, machen wir einen Abstecher landeinwärts nach Heiligenberg, welchen Punkt wir wegen seiner herrlichen Aussicht nothwendig unserer Tour um den See beifügen müssen, und gelangen in $1^{1}/_{2}$ Stunden zuerst nach

Salmansweiler oder Salem,

dem ehemaligen Reichsstifte Zisterzienser-Ordens, jetzt Sitz eines Bezirksamts, Dekanats, Amtsrevisorats, Forstamtes, Physikats und Rentamts. Es zählt 500 Seelen, die Filiale mitgerechnet. Gasthaus: Schwan (Post).

Salem war einst ein Weiler und eine Besitzung des Ritters Guntram von Adelsreuthe. Da dieser

Ritter ohne männliche Nachkommen war, so übergab er diesen Weiler sammt dem nahe dabei liegenden Forst im Jahre 1134 dem Zisterzienser-Orden durch feierliche Schenkung. Noch vor seinem Tode im Jahre 1138 vermehrte er diese Stiftung mit seinen noch übrigen Besitzungen und Gütern, welche Schenkung in Gegenwart und mit Bewilligung König Konrads III., Friedrichs des Herzogs von Schwaben, Hermanns des Markgrafen von Baden und noch vieler andern Fürsten, Grafen und Ritter geschah. Durch diese und viele andere Stiftungen, dann durch Erkaufung verschiedener Ortschaften wuchs Salem nach und nach zu einer der reichsten Abteien des Schwabenlandes heran. — König Konrad III. im Jahre 1142, sowie auch in der Folge Kaiser Friedrich I. im Jahre 1155, Otto IV. im Jahre 1209 und mehrere andere Kaiser nahmen das Stift in besonderen Schutz, und wandten es dem Reiche zu. Daher und noch aus einer ausdrücklichen Vergünstigung Kaiser Karls IV. vom Jahre 1348 hat das Stift das Recht, seinen Schutzherrn selbst zu wählen, und demselben wieder aufzukünden. Von eben diesem Kaiser Karl IV. erhielt Salem auch das Privilegium, daß dessen Diener und Unterthanen in weltlichen Sachen vor keinem andern Gericht, als vor dem Abt des Klosters belangt werden dürfen. Salem war also von seiner Entstehung an ein befreites und reichsunmittelbares Stift. Die Aebte zu Salem waren meist Generalvikare des Zisterzienser-Ordens in Oberdeutschland, und zählen auch sonst wichtige Männer in ihrer Reihe. Von Frowin, dem ersten Abt, an, der ein Gefährte und Dolmetsch des hl. Bernhard durch Deutschland war und in den Jahren 1137—1165 regierte, waren vierzig Aebte über das Kloster Salem. Der letzte Abt hieß

Caspar Oechsle, und beschloß, nachdem das Kloster aufgehoben worden war, im Schlosse Kirchberg am See sein Leben im Jahre 1820.

Wir wenden uns zu den Merkwürdigkeiten der ehemaligen berühmten Abtei. Das Klostergebäude, jetzt markgräfliches Schloß, wurde am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts angefangen und 1706 vollendet. Es ist in dem neueren weniger geschmackvollen Jesuitenstyl, wie die meisten Klöster des siebenzehnten Jahrhunderts erbaut, und enthält: 1) Den schönen Bibliotheksaal, wo früher 60,000 Bände aufgestellt waren. Unter den noch übrigen Handschriften findet sich die Schweizerchronik des Zisterzienserabts Silbereisen von Wettingen. 2) Das ehemalige Klosterarchiv, ein geräumiges trocknes und helles Lokal, drei Gewölbe übereinander (zwei kleinere und dazwischen ein größeres), wurde erst in neueren Zeiten genau untersucht, und man entdeckte darin hohe Kästen mit Urbarien und Kopirbüchern, und Schränke mit Urkunden angefüllt, deren Sigille sorgfältig mit Zeug umwickelt und besonders wohl erhalten waren. Es fanden sich nicht nur Urkunden von Salem, darunter das vierbändige kostbare Chartularium, sondern auch solche mehrerer oberschwäbischen Klöster, z. B. von Herrenalb, Bebenhausen ꝛc., welche in Kriegszeiten hieher geflüchtet worden, und so sehr geborgen waren, daß man noch vor wenigen Jahren nicht das Mindeste von ihnen wußte. 3) Der sogenannte Kaisersaal, mit den Bildnissen aller deutschen Kaiser. 4) Die Zimmer der Markgrafen, mit einer Menge interessanter Gemälde, worunter sich viele Mosaikstücke befinden. 5) Das Naturalienkabinet, eine Münz- und Kupferstichsammlung. 6) In den obern Gängen des Schlosses zwei Gemälde auf Goldgrund mit den

Bildnissen der Ritter von Bodmann, die Originale der im Schlosse Bodmann befindlichen Kopien. (Siehe oben S. 285 u. 287.) — Das Münster aus dem vierzehnten Jahrhundert, in reingothischem Style erbaut. Ausgezeichnet schön ist die Fensterrose über einem von innen vermauerten Thore. Mitten auf der Kirche stand ein hölzerner Thurm, der mit Kupfer und Blei bedeckt war. Innen hingen fünfzehn Glocken, von welchen die größte 160 Centner wog. Die Uhr des Thurms war von einem Mönche des Klosters verfertigt, und schlug jede Viertelstunde auf vier harmonisch gestimmten Glocken. Dieser Thurm wurde vor mehreren Jahren abgebrochen. Der Einbau der Kirche ist ebenfalls alt, aber durch seine kostbaren Zierrathen von Bronce und Gypsmarmor, besonders auch durch die alabasternen Altäre, auf denen Figuren stehen, so überladen, daß man wenig mehr von jener Einfachheit sieht, wodurch sich die gothische Bauart auszeichnet. Ueber den steinernen Schwibbögen stehen steinerne Apostel. Schöngeschnitzte hölzerne Kirchenstühle, namentlich an der Eingangsthüre. Tafeln mit der Reihe der Aebte. Der ganze Altar mit Pyramiden und Stufen ist von Marmor; sechs vergoldete Leuchter mit vier Kerzen stehen darauf. Im Chor viele vergoldete Basreliefs aus der biblischen Geschichte. Viele marmorne Heiligenbilder. Herrliche Orgel. An der vermauerten Thüre ein zierlich in die Höhe sich thürmendes Tabernakel mit Vergoldungen; es ist eine der schönsten Steinhauerarbeiten des fünfzehnten Jahrhunderts. — Abtei, Kirche und alle übrigen Gebäude sammt dem schönen Garten sind mit einer Mauer umgeben, und mit drei Thoren versehen.

Schon von Salem aus sehen wir den herrlichen Berg, dem wir zupilgern, aber es geht noch eine Stunde mei-

stens aufwärts, bis wir das Fürstenbergische Schloß und Dorf

Heiligenberg

erreichen, wo wir so reichlich für die Mühe des Steigens belohnt werden.

Setzen wir uns auf den nächsten Hügel und schwelgen in der herrlichen Aussicht, deren Schöne nur empfunden, aber nicht beschrieben werden kann. — Wir geben hier einen kurzen Umriß von dem, was wir hier oben sehen.

Man erschaut in einer Kette von nahe an hundert Stunden herumgelagert die ewigen Zinnen der Eisgebirge, einen großen Theil des Bodensees, dessen Ansicht jedoch durch die vorliegenden Hügel unterbrochen ist, die Hochebene Schwabens und einen Theil des Schwarzwaldes, das Schweizerufer und eine Unzahl von Höhen, Städten und Burgen. Unter den Bergen ragen besonders hervor die Tiroler Gründlerkopf, Rangiswangerhorn, Trysamakopf, Hoheneiffer, Küntzlesspitz, Canisfluh, Hochlichtspitz, Löffelspitz, Hochgerachberg, die Gebirge von Montafun und Gamberthun, der Rauchberg und Schayakopf, das Brandjoch, der Zimpaspitz und Saulespitz, der Hochvogel in Bayern, die Schecha Plana in Graubündten, dann die Berge Appenzells, die sieben Churfürsten und übrigen Toggenburger Berge, die Glarnereisgipfel, die Surennen, der Urirothstock, der Mythen und Titlis. Von den Berneroberländeralpen sieht man das Finsteraarhorn, die Schreckhörner, das Wetterhorn, den Mönch, Eiger, die Jungfrau und die

Frau- oder Blümlisalp; vom Ufer des Luzernersees den Rigi und Pilatus. Auch die Höhen des Höhgaus erblickt man und den durch Hebels alemannische Gedichte zu Berühmtheit gelangten Feldberg im Breisgau.

Ueber das Geschichtlich-Topographische der Burg Heiligenberg geben wir das, was aus der Feder des besten Kündigers der Gegend, Meister Seppens von Eppishusen, geflossen ist. „Auf der Westseite des Berges, auf welchem nun das Schloß steht, befand sich schon in den ältesten Zeiten, wahrscheinlich bald nach Einführung des Christenthums in diesen Gegenden, eine mit vielen Heiligthümern gezierte Kirche, zu welcher viel gewallfahrtet wurde. Die ältesten Traditionen hierüber hat Thomas Lyrer in seiner Chronik aufbewahrt; aber auch in dem Munde des Volkes lebt noch die Sage von den Heiligthümern des heiligen Berges, wie sie durch die Hunnen nach Zerstörung der Kirche zerstreut und verloren, nach einem langen Zeitraum aber auf wunderbare Weise wieder gefunden wurden. Die Burg der alten Grafen von Heiligenberg stund auf einem, eine gute Viertelstunde nördlich entfernten Berge, den man noch den alten Heiligenberg nennt, und die Stiege, welche die Grafen im Wappen führten, ist noch im Walde westlich der alten Burgtrümmer sichtbar: es ist der älteste Fußweg, der vom Bodensee nach der Donau führt und nur noch wenigen älteren Bewohnern der Gegend bekannt. Die Grafen, durch Stiftungen und Vergabungen der Klöster und Kirchen an ihrer Allode schon verarmt, ließen sich im dreizehnten Jahrhundert durch die Tempelherren, denen sie schon die Kirche auf dem Heiligenberg abgetreten hatten, auch noch über-

reden, ihnen ihre väterliche Burg zu überlassen, und zogen den Berg hinab in einen kleinen Burgstall, dessen Trümmer noch auf einem runden Hügel bei dem Dorfe Frickingen sichtbar sind. Nachdem der letzte Graf des Namens und Stammes von Heiligenberg im Jahre 1277 die Grafschaft an Grafen Hug an Werdenberg-Sargans verkauft hatte, bauten die Werdenberger auf den Berg bei der Wallfahrtskirche eine neue Burg, von welcher noch der Flügel des jetzigen Schlosses, welcher den Eingang bildet, ein Ueberbleibsel ist. Berthold, der letzte Graf von Heiligenberg, starb 1306, und ward in eine kleine Waldkapelle, eine Viertelstunde östlich von Heiligenberg, in der Eck genannt, begraben. Christoph, der letzte Werdenberger, hinterließ bloß eine Tochter, Anna, deren Gemahl Graf Friedrich von Fürstenberg vom Kaiser Karl V. mit dem Werdenbergischen Erbe (mit Ausschluß der Grafschaft Sigmaringen, welche Hohenzollern aus Gnade des Kaisers erhielt) belehnt wurde. Der Erstgeborene unter seinen zehn nachgelassenen Kindern, Graf Joachim Egon von Fürstenberg, fing im Jahre 1569 an, die Werdenbergische Burg abzubrechen, und einen neuen regelmäßigen Bau im Viereck aufzuführen, den er im Jahre 1584 vollendete. Das obere Schloß, oder den sogenannten Vorhof, baute erst nach dem beendigten dreißigjährigen Kriege, in dem er sich so berühmt gemacht, Joachims Sohn, der Graf Egon von Fürstenberg. — Das Schloß hat gegen hundert Gemache und geht auf der südöstlichen Ecke so tief in die Erde, als Stufen bis zum über vier Stockwerke erhöhten Dache führen. Es sind in demselben mehrere Keller, Gewölbe übereinander, auch ebenso zwei Kirchen; an die untere

stößt das Grabgewölbe, in welchem seit hundert und mehr Jahren acht Fürstenbergische Leichen lagen: als sich dasselbe im Jahre 1822 auf's Neue aufthat, um die sterblichen Ueberreste einer großen deutschen Frau, der Fürstin Elisabeth von Fürstenberg, geb. Fürstin von Thurn und Taxis, der Wiederherstellerin dieser alten Burg, aufzunehmen. — In dem mittäglichen Flügel des Schlosses ist ein großer Saal, der zwei Stockwerke hoch, auch in seiner Ausdehnung ein ganzes Stockwerk einnimmt, und von vier Seiten Licht hat; er ist 119′ lang und 37′ breit. Zwischen den obern und untern Fenstern läuft ein reiches, in Holz geschnitztes Fries herum, die Wappen und Namen der ganzen Sippschaft des Erbauers und seiner Gemahlin, Anna von Zimbern, gleich einem Stammbaum darstellend. Die Bühne besteht aus einem kunstreichen, und für die damalige Zeit geschmackvollen, äußerst reichen Holzschnitzwerke. In dem Saale hat die verstorbene Fürstin Elisabeth alle noch aufzutreibenden Ahnenbilder des Fürstenbergischen Hauses versammelt; mancher berühmte Kriegs- und Staatsmann ist darunter, mancher gute Hausvater und mancher väterliche Freund seines kleinen Volkes. — An den Saal stößt die Kapelle, welche ebenfalls eine, in Gestalt eines Kreuzgewölbes geschnitzte und gemalte hölzerne Decke hat, und wo der Leib des hl. Pabstes Felix, der aus dem Hause der alten Grafen von Heiligenberg gewesen sein soll, in einem mit rothem Sammt überzogenen Sarg in einer Mauernische ruht. Unter dieser Kirche ist die gleich große Todtenkapelle. — In einem Zimmer des vierten Stocks zeigt man eine marmorne Muschel, in der vor Zeiten ein Wasserstrahl sprang. — In dem Burghof ist ein Sodbrunnen, der in einer großen Tiefe einen

lebendigen Quell hat. Auch ein Brunnen mit vier Röhren in demselben Hofe gibt den Bewohnern der Burg reichliches Wasser. — Der Burgberg ist in einer beträchtlichen Ausdehnung umzäunt, mit Lustwegen durchschnitten, und größtentheils mit Eichen bepflanzt; auch fehlt es im Umfang dieses Naturgartens nicht an schönen klaren Quellen und sonderbaren Höhlen: darunter ist eine besonders merkwürdig; man hat in elliptischer Form einen über 400 Fuß langen Gang von der Westseite unter dem Schlosse durch den Sandfelsen getrieben, und er wäre leicht vollends durch den Berg hindurch zu führen. — An diesen Schloßberg schließen sich zu beiden Seiten bequeme und schattige Spaziergänge, welche an Felswänden vorbei durch die schönsten Buchenwälder bis auf eine halbe Stunde von der Burg sich erstrecken. Eine der schönsten Partien ist die große prächtige Freundschaftshöhle, in einer senkrechten Felswand, wo vor Zeiten ein Einsiedler gehaust, und mit unsäglicher Mühe einen Rauchfang durch die harte Nagelfluhe hindurch getrieben hat; in einer kleineren Nebenhöhle sieht man noch die Stufen, welche zum Altar dieser Felskapelle führten. Von hier kann man in einer Viertelstunde immer im Schatten nach dem alten Heiligenberg gehen, wo wieder eine schöne Aussicht ist, und nahe bei diesem letztern ist eine alte Befestigung mit dreifachen Gräben und Wällen umgeben, aber ohne irgend eine Spur von Mauerwerk. Sie hat die Gestalt eines länglichen Vierecks, und war vermuthlich eine Feste der Lenzeralemannen, als sie, durch die Römer von den Ufern des Bodensees weggedrückt, sich auf dieser Gebirgskette wieder stellten, wovon auch sonst noch Spuren aufzuweisen sind. Auf der entgegengesetzten

östlichen Seite der Burg ziehen sich die Spaziergänge längs dem Felsen zu der sogenannten Heinrichsquelle, einem lustigen Orte, an einer aus dem Felsen springenden Quelle, im Schatten hoher Nußbäume, auf einer Seite an den Wald, auf der andern an einen großen Baumgarten stoßend, dicht daran ein bäurisches Haus, in dem der Aufseher über die Anlagen wohnt. Weiterhin im Walde eine doppelte Felshöhle mit einer Bank, und noch weiter, auf einem freien Platz mit schöner Aussicht, ein kleines Bauernhaus mit einer Kapelle, wahrscheinlich schon von den Templern gebaut, da sie dem hl. Johannes geweiht ist. Hier ist Berthold, der letzte Graf von Heiligenberg, begraben, aber kein Stein bezeichnet sein Grab. Der Lustgänge sind von da noch mehrere und mannigfaltige. — In einer Abtheilung des obern Schlosses oder Vorhofs sind zwei Ställe, jeder zu vierundzwanzig Pferden, übereinander gebaut."

Gasthaus: Post.

Nicht weit von dem Orte Heiligenberg, auf dem höchsten Punkte, **die Birken** genannt, hat man eine sehr ausgedehnte Aussicht, die sich sogar bis auf die Gegend des Kniebis, im untern Schwarzwald, auf die schwäbische Alp und auf den Bussen erstreckt. Eine andere sehr schöne Aussicht hat man zwei Stunden von Heiligenberg **auf dem Höchsten**, Ravensburg zu, besonders ist sie unermeßlich weit gegen Oberschwaben.

Wir steigen von der Höhe des Berges herab, auf der wir so viel des Herrlichen genossen, und wenden unsere Schritte wieder dem Ufer des Sees zu. Auf dem Rückwege zu unserer Tour kommen wir an den **Killweiher;** daselbst ist ein Jägerhaus mit einer Kapelle auf einer Insel, mitten in einem großen, mit Wald

begränzten Teiche. Urkundlich heißt die Insel **Killisberg.** Hier befindet sich der Wanderer in einer niedlichen Parkanlage, die bei ihrer Beschränktheit doch dem Auge wieder wohl thut, und einen lieblichen Kontrast mit den großartigen Genüssen der letzten Stunden bildet. — Unsere Wanderung fortsetzend, erblicken wir auf einer angenehmen Höhe hart am Seegestade **Neubirnau,** mit schönem Schloß und ehemals berühmter Wallfahrtskirche, beide im Jahre 1750 vom Gotteshause Salem erbaut. An dem markgräflich badischen Schloß **Maurach,** mit herrschaftlichem Pachthof, früher Nonnenkloster, vorbei, gelangen wir nach dem Pfarrweiler **Seefelden,** welcher in den Jahren 1213—1250 durch Kauf und Schenkung an das Kloster Salmansweil kam, und von hier, über die Seefelder Aach, in das Dorf **Unteruldingen**, Filial von Seefelden, mit Kirche und Kornhaus, aus dem wöchentlich viele Früchte in die Schweiz überführt werden. Hier findet man Schiffe, um auf die nur eine Stunde entfernte Meinau überzusetzen. Zunächst am Dorfe zeigt man noch das sogenannte **Knabenloch,** unterirdische, auf bergmännische Weise in den Sand getriebene Gänge, in welchen nach der Sage vormals Goldsand ausgebeutet, und in den Goldhäuslen bei der Heinrichsquelle zu Heiligenberg geschmolzen wurde. Statt nun der Straße über Oberrieden und Daisendorf zu folgen, wählen wir den Fußweg hart am Ufer des Sees, wo oft die Welle unsern Fuß bespült, und eilen

Meersburg

zu, der altergrauen Burg des schwäbischen Meeres.

Meersburg, auch Mörsburg genannt, dicht am See, an der Abstufung einer hohen Felsenwand gelegen,

hat gegen 1500 Seelen, und wird in die untere und obere Stadt abgetheilt, welche durch eine Berggasse zusammenhängen. Bis zu der unter dem berühmten Karl Theodor von Dalberg erfolgten Säkularisation diente es den Fürstbischöfen von Konstanz zur Residenz, welche einst das alte, in den letzten Jahrhunderten aber das neue Schloß in der obern Stadt bewohnten. Jetzt ist Meersburg der Sitz eines badischen Bezirksamts, Amtsrevisorats, Dekanats, Physikats, einer Domänenverwaltung, eines katholischen Schullehrerseminars 2c. Die Einwohner nähren sich hauptsächlich von Weinbau, der hier ein vorzügliches Produkt zu Tage fördert, Schifffahrt und Transitohandel. Es ist hier auch eine Seebad-Anstalt.

Mit der Gründung der alten Burg beginnt die Geschichte der Stadt. Der austrasische König Dagobert baute — so lautet die Chronikensage, die hier wenigstens nicht zu verwerfen ist — den Thurm der alten Burg als einen Leuchtthurm in den Hafen des Sees, und legte so den Grund zu der unteren Stadt. Daß letztere lange vor der oberen gestanden habe, und als Stapel- oder Abfahrtsort von Schiffern und Fischern bewohnt worden ist, läßt sich wohl nicht bestreiten. In späterer Zeit ist Burg und Ort Meersburg im Besitz der alten Grafen von Linzgau zu Buchhorn. Von diesen kam Meersburg an die Welfen, als deren Verwalter die Grafen von Rohrdorf und Mößkirch hier saßen, von den Welfen an die Staufen, und von diesen wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an die Bischöfe von Konstanz. Einer andern Ansicht zufolge kam die Stadt erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an Konstanz, indem der arme Konradin dieselbe seinem Vormund Bischof Eber-

hard II., einem gebornen Truchseß von Waldburg, übergab. Um diese Zeit kommen auch Burgmannen von Meersburg vor. Ein Konrad von Meersburg wird im Jahre 1204 und ein Arnold von Meersburg, Ritter, im Jahre 1288 in Urkunden des Klosters Salem genannt. — In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wurde Stadt und Schloß Meersburg der Schauplatz einer der heftigsten Fehden, die je am See geführt wurden. Nach Bischof Rudolphs von Konstanz Absterben im Jahre 1333 wählten, wie bereits oben Seite 67 erwähnt, die Einen den Grafen Albrecht von Hohenberg, die Andern Nikolaus von Kenzingen, welch' letzterer, vom Pabste bestätigt, vom Bisthum auch Besitz nahm. Auf dieß faßte Graf Rudolph, der Vater Albrechts, einen bittern Groll gegen diesen Bischof. Um sich an ihm zu rächen, verheerte er dessen Ländereien, und belagerte die durch Mauern und Gräben geschützte Stadt Meersburg. Auch Kaiser Ludwig war des Bischofs Feind, weil dieser es mit des Pabstes und Friedrichs des Schönen Partei gehalten hatte: er zog daher mit den Bundestruppen der nächstgelegenen Städte dem Grafen von Hohenberg zu Hülfe. Das vereinte Heer lag vierzehn Wochen vor der Stadt, ohne sie einnehmen zu können, denn die Truppen fochten mit wenig Lust gegen die Stadt, welche ihr Nachbar und niemals mit ihnen in Fehde war. In der Burg aber lag der Bischof Nikolaus selbst, mit vielen tapfern, wehrhaften Kriegsleuten, die mit Wurfgeschütz und andern Maschinen die Mauer vertheidigten, auch bei häufigen Ausfällen die Belagerer tödteten und vertrieben. Unter ihnen war Jaso, ein geborner und erzogener Kriegsmann, dessen Anstalten die Stadt ihr Heil verdankte.

Er hatte schnellsegelnde Schiffe ausgerüstet, und besetzte sie mit Ruderern und Bogenschützen; damit machte er täglich auf die feindlichen Schiffe Jagd, fing alle Zufuhr auf, hieb die Besatzung nieder, und führte die erbeuteten Lebensmittel in die Burg. Die Stadt Konstanz reichte ihnen auch täglich Mundvorrath, der sicher eingebracht wurde. So zog sich die Belagerung in die Länge. Da zog gerade Herzog Albrecht von Oesterreich aus Schwaben in seine Heimath; sein Weg führte ihn an Meersburg vorüber. Der Kaiser, ohnedieß veranlaßt, von der Belagerung abzustehen, da ihm ein Krieg in Böhmen drohte, ließ von der Stadt und folgte dem Herzog. Die Uebrigen gingen nun auch zurück, und der stolze Graf Rudolph, der sich vermessen hatte, nicht abzulassen, bis er der Jungfrau Maria (der Patronin des Hochstifts) das Hemd vom Leibe gezogen habe, sah seine Drohung unerfüllt, und zog mit Schande bedeckt in sein Land zurück. — Als man vor mehreren Jahren ein Stadtthor und einen Theil der Stadtmauer abbrach, fand man in dem eichenen Gebälke des Thurms noch viele hineingeschossene Bolzen, und in den Gräben eine Menge Gebeine jener Belagerer. — Im Jahre 1452 hatte die alte Burg wieder einen Sturm zu überstehen. Die Bürger der Stadt empörten sich gegen ihren Landesherrn, den Bischof Heinrich von Höwen, bestürmten das alte Schloß, und vertrieben den Bischof, mußten aber Stadt und Schloß im Jahre 1457 demselben wieder zurückgeben. — Die Stürme des Bauernkriegs beunruhigten Meersburg weniger, als die übrigen Städte am See. Was es jedoch im Bauernkrieg nicht erfuhr, litt es im Schwedenkriege durch Plünderung, Erpressungen und Brandschatzungen. Noch wird ein an allen vier

Ecken angebrannter Zettel aufbewahrt, welcher also lautet: „Gleichwie das Zettel in allen vier Ecken angezündet, also sol eur stat an alle vier Ecken angestecket werden, wenn ihr euch nicht instellet, wornach ihr euch zu richten habet. Vale. Sämmtliche Regimentsquartirmeister des rechten Flügels. Ravensburg den 8. Jenner 1647. Israel Isakson, Obristleutenant vom Hornischen Regiment." Dieses scheint aber doch nur eine leere Drohung gewesen zu sein, denn dem Vernehmen nach wurde nichts aus dieser Anzünderei, obwohl sich die Meersburger nicht einstellten.

Die neueren Schicksale der Stadt übergehen wir, da sie weniger Interesse haben, und machen auf die Merkwürdigkeiten der Stadt aufmerksam.

1) Das alte Schloß auf einem von der Stadt getrennten Felsen. Die ältesten Theile desselben sind der Thurm, und eine, wie der Thurm, aus großen Findlingen erbaute, sich gegen die Zugbrücke ziehende Mauer; beide sind fränkisch und an dem Thurm die Buchstaben C. M. eingehauen, was auf Carl Martell deutet. Im Jahre 1508 fügte Bischof Hugo von Landenberg zu diesem viereckigen, 40 Fuß dicken Thurm aus Dagoberts Zeit noch vier andere schöne Thürme. Die Kluft zwischen dem alten und neuen Schlosse, durch welche sich ein gepflasterter Fußsteig in die untere Stadt hinabzieht, entstand um's Jahr 1334, zur Zeit der genannten Bischofsfehde. Der Bischof Nikolaus von Kenzingen ließ damals 400 Bergknappen kommen, und den Fels zwischen dem alten Schlosse und der obern Stadt bis auf die gegenwärtige Tiefe abschroten, um seiner Burg mehr Festigkeit zu geben. Diese Burg bewohnten die Bischöfe von Konstanz bis auf den Bischof Kasimir

Anton von Sickingen-Hohenburg, der (1743—50) das neue Schloß erbaute und die alte Burg verließ.

Seit neuerer Zeit ist die ehrwürdige Dagobertsburg wieder in ihre verdiente Ehre eingesetzt worden. Als das Hofgericht, dem sie bisher zum Lokal gedient hatte, nach Konstanz wanderte, stand das über 1000 Jahre alte Bauwerk verachtet da, und wäre am Ende wohl auf dem Abbruch verkauft worden. Da rettete sie vom Verderben der ehrwürdige Freiherr Joseph von Laßberg, indem er sie durch Kauf an sich brachte. Einen würdigeren Besitzer als diesen hätte sie nicht finden können; er mag sie wohl unter besserer Hut halten, als früher geschehen ist. Bekannte Freunde und fremde Gäste eilen jetzt freudig der alten Burg wieder zu, um den Gruß und Handschlag des einundachtzigjährigen Burgherrn zu empfangen, und in der Nähe der edlen Burgfrau und der minniglichen Fräulein Hildegunde und Hildegard selige Stunden zu verleben. Herrlichere Schätze, als die Burg vielleicht je in den ältesten Zeiten barg, liegen jetzt in ihr. Wir meinen hauptsächlich die reiche Sammlung von Handschriften und seltenen Druckwerken, aus denen der bekannte Meister Sepp von Eppishusen schon manch' hübsches Büchlein seinen Freunden zu Lust und Lieb an's Licht gestellt hat; sie ist in den Räumen des ehemaligen schöngewölbten bischöflichen Archivs aufgestellt. Wir nennen nur die wichtigsten:

Mehrere Kirchenbücher, Martyrologien, Nekrologe und Legenden, vom Jahre 824 bis in's dreizehnte Jahrhundert. Darunter sind besonders merkwürdig eine in Italien auf äußerst feines Pergament im dreizehnten Jahrhundert geschriebene Bibel und das berühmte Lindauer Evangelienbuch. Letzteres ist,

seine äußere Ausstattung betreffend, wohl die werthvollste Handschrift in Deutschland. Es ist ein Folioband auf schönes Pergament geschrieben. Die Deckel sind die kostbarste Arbeit, die man nur finden kann. Der eine ist dicht mit den edelsten Steinen, meistens von der Größe einer Bohne, und mit Perlen besetzt (Perlen von Erbsengröße sind an manchen Orten ausgebrochen und dafür Surrogate eingesetzt); der andere durchaus mit vergoldetem Silber überzogen. In den Ecken dieses Deckels sind die Apostel, weiter einwärts allegorische Figuren und in der Mitte der gekreuzigte Heiland abgebildet. Die Zeichnung dieser Figuren läßt schließen, daß schon im neunten Jahrhundert die Kunst, in Metall zu bilden, weit vorgerückt war. Diese kostbare Handschrift soll durch König Ludwig II. an das gefürstete Fräuleinstift Lindau gekommen sein. Bei feierlichen Prozessionen wurde es jedesmal der Fürstäbtissin vorgetragen.

Lateinische Klassiker: Ein Quinctilianus aus dem vierzehnten Jahrhundert, prächtige Pergament-Handschrift mit runden Buchstaben; zehn Bücher des Livius mit prächtig gemalten Initialen fol.; Suetonius, aus dem vierzehnten Jahrhundert; Boethius de consolatione philosophiae fünf Bücher, nebst der Abhandlung de disciplina scholarum; Quinti Sedulii carmina, wenigstens aus dem dreizehnten Jahrhundert; Cicero de finibus bonorum, quaestiones academicae, aus dem vierzehnten Jahrhundert 4.; Ejusdem Laelius, de Senectute, aus derselben Zeit; Ptolomaei geographica, latine, Papier-Handschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert; Juvenalis Satyrae XVI, cod. pergam., aus dem dreizehnten Jahrhundert. Alle diese Klassiker sind noch unverglichen.

Deutsche Handschriften: Obenan steht die des Nibelungenlieds; sie besteht aus 115 Quartblättern von starkem Pergament, das nur wenig gelitten hat. Das eigentliche Nibelungenlied nimmt 89 Blätter ein, die Klage füllt 26 Blätter. Schade, daß diese schöne Handschrift, die den Schriftzügen nach noch aus dem zwölften Jahrhundert stammt, gegen die Mitte zwei Lücken hat, wodurch sechs Blätter fehlen. Sie ist abgedruckt im vierten Band des Liedersaals, den der edle Freiherr auf seine Kosten herausgab. Diesen Abdruck wiederholte die durch O. F. H. Schönhuth im Jahre 1834 an's Licht gestellte Taschenausgabe (die neueste vom Jahre 1847 enthält in der Einleitung eine genaue Beschreibung der Handschrift). Rudolphs von Ems Gedicht Barlaam und Josaphat, Autographon auf Pergament aus dem dreizehnten Jahrhundert. Wilhelm von Orlienz, Pergament aus dem dreizehnten Jahrhundert, wohl auch Autographon; in demselben Bande befinden sich neben noch einigen seltenen Gedichten Lieder des Heldenbuchs, Ecken Ausfahrt und Riese Sigenot — die einzigen bisher bekannten Stücke des Heldenbuchs aus dem dreizehnten Jahrhundert. Ecken Ausfahrt und Sigenot hat der Besitzer der Handschrift chon durch den Druck bekannt gemacht. (Dieser schöne Koder wurde von dem Verfasser dieser Blätter zu Wasserburg aufgefunden, und von dem Freiherrn von Laßberg erworben.) Karl der Große von Stricker, aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Gedicht auf die hl. Elisabeth von Thüringen, Papier-Handschrift aus dem vierzehnten Jahrhundert. Gedicht auf die hl. Katharina, Pergament aus dem dreizehnten Jahrhundert. Herzog Friedrich von Schwaben, und Konrads

von Ammenhusen Schachzabel-Buch, Papier-Handschrift aus dem vierzehnten Jahrhundert. Des Tüfels Segi, ein großes Gedicht von 13,000 Zeilen aus der Zeit des Concils zu Konstanz, Papier-Handschrift. Ein Band einzelner Gedichte, aus dem vierzehnten Jahrhundert, Papier-Handschrift; sie sind größtentheils in den drei ersten Bänden des Liedersaals abgedruckt. Gabriel von Montavel, aus dem Kreis der Tafelrunde, von Kunrad von Stoffeln, Papier-Handschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Jakob Twingers von Königshofen Chronik, Papier-Handschrift, gleichzeitig aus dem vierzehnten Jahrhundert. Gott Amur von Johann von Konstanz. Die Minneburg, aus dem vierzehnten Jahrhundert, Papier-Handschrift. Cunrads von Würzburg goldne Schmiede, mit andern Gedichten, Papier-Handschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert. — Außer genannten Originalien finden sich in dieser Sammlung noch die schönsten Kopien seltener Handschriften altdeutscher Literatur und Geschichte, die der edle Freiherr mit geübter zierlicher Hand selbst schrieb oder abschreiben ließ, so z. B. der interessante Cod. Weissenaugiensis, der zweite Band des Episcopatus Constantiensis, von Tr. Neugart, eine theilweise Abschrift des von Kaiser Friedrich II. verfaßten Werks de falconibus (aus einer Pariser Handschrift) und die Reichenauer Chronik des Gallus Ohem ꝛc.

Ferner enthält die Bibliothek die seltensten Inkunabeln, z. B. den Parzival und Titurel des Wolfram von Eschenbach von 1477, Apollonius von Tyrland, Thomas Lirers Chronik, noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert, sowie viele kostbare Werke mit alten Holzschnitten.

Noch machen wir aufmerksam auf den Erker des Archivs mit schöner Aussicht auf den See, wo der kunstreiche Lehnsessel steht, den zwanzig Freunde dem edlen Freund gestiftet, sowie ein zweiter aus alter Zeit mit dem Laßberg'schen Wappen. In den Gemächern und Gängen des Schlosses erblicken wir manches alte Gemälde, das noch der schönsten Zeit altdeutscher Kunst angehört. Und so wird jeder Besucher, wenn er all' das Schöne in der Burg gesehen, mit dem Gedanken scheiden: daß ihr das Loos auf's Lieblichste gefallen, indem sie der Wohnsitz des Edelsten und des Herrlichsten in der ganzen Seegegend geworden.

2) Das neue Schloß jenseit der Brücke, die zum alten führt, von Bischof Anton in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts erbaut, und seitdem Residenz der Bischöfe von Konstanz. Im zweiten Stock prachtvolle Zimmerreihe mit alten gewobenen Tapeten und einigen guten Gemälden; Terrasse mit herrlicher Aussicht. 3) Das Rathhaus, mit einem geräumigen Saal. 4) Das Dominikaner-Frauenkloster, im Jahre 1477 gestiftet, jetzt eine Privatwohnung. 5) Das ehemalige bischöfliche Seminar ad S. Carolum Borromaeum, ein ansehnliches, ganz massives Gebäude auf einem Hügel im östlichen Theile der Stadt, mit schöner Kirche, großem Garten und herrlicher Aussicht. Es wurde vom Bischof Johann Franz von Sickingen erbaut. Jetzt ist hierin das Schullehrerseminar. 6) Die Pfarrkirche auf der Höhe, seit längerer Zeit abgebrochen; daneben eine ebenfalls halb demolirte Kapelle aus der Zeit der Hohenstaufen, ein merkwürdiges Bauwerk mit uralten Wandgemälden. 7) Die Kirche in der Unterstadt, von Bischof Burkhard von Höwen als Hofkapelle

erbaut. 8) Die Kapelle auf dem Gottesacker, mit dem Denkmal des Magnetiseurs Dr. Meßmer. 9) Das uralte Getreide- oder Grödhaus (von Gröden, d. h. Reinigen des Getreides), das den Durchgang zum See bildet. Es liegt am Hafendamm, wo die Einfahrt bei Stürmen gefährlich ist. 10) Die alterthümlichen Thore der Stadt.

Gasthöfe: Schiff (ehemaliger Kapitelhof, am See), Bär, Löwe, Wilder Mann.

Eine kleine Stunde von Meersburg, nahe am See, liegt

Hagnau,

ein ansehnliches Pfarrdorf von 650 Seelen, einst Besitzung der Edlen von Ellerbach. Burkhard von Ellerbach verkaufte im Jahre 1433 Dorf und Vogtei Hagnau um 2099 fl. an Abt Johann von Weingarten, bei dem es bis 1436 verblieb und dann an die Reichsstadt Ueberlingen kam. Durch die Drangsale des Schwedenkriegs wurde letztere jedoch in solche Schulden versetzt, daß sie die Herrschaft Hagnau wieder an Weingarten verkaufen mußte. Die Abtei blieb im Besitz des Dorfes bis zum Frieden von Lüneville, wo Hagnau an den Fürsten von Nassau-Dillenburg fiel. Durch den Frieden von Preßburg kam es an Baden.

Von Hagnau führt die Landstraße nach

Kirchberg,

in Urkunden des fünfzehnten Jahrhunders Kiliberg genannt, einem markgräflich badischen Pachthof mit einem Schlosse. Im Saale des letztern befinden sich merkwürdige Holzgemälde. Es sind Tafeln, wahrscheinlich früher Altarflügel, mit vier Darstellungen aus dem Leben des hl. Antonius — von der Geschichte seiner Versuchung

durch den Teufel in Gestalt eines schönen Weibes, bis zu seinem Sterben, welche letztere Darstellungen besonders gelungen sind. Sie sollen von einem Ulmer Meister, vielleicht Zeitblom, verfertigt sein, und sind noch gut erhalten; wo sie früher gestanden, ist nicht bekannt. Der letzte Abt von Salem beschloß zu Kirchberg sein Leben. Unten ein liebliches Buchenwäldchen mit einem in den See hinaus gebauten netten Lusthaus.

Eine kurze Strecke von Kirchberg liegt zur Linken über der Straße Schloß

Herschberg

auf einem rebenumkränzten ovalen Hügel. Schloß und Gut, obwohl ganz im Badischen eingeschlossen, gehören zu Württemberg. Auf dem Thurme der Schloßkapelle hat man eine reizende Aussicht nicht nur auf den ganzen Obersee und die Schweizerberge, sondern bis zu den Burgen des Höhgaus, unter denen besonders Hohentwiel kenntlich. Das Schloß hieß früher auch Heßberg und gab einem eigenen Geschlechte den Namen. Im Jahre 1621 kam es nebst Gut für 31,000 fl. an das Kloster Ochsenhausen, dessen Mönche hier oft frohe Vakanz hielten, und mit Ochsenhausen im Jahre 1802 an den Fürsten von Metternich, der es im Jahre 1830 an den Freiherrn Gremp von Freudenstein veräußerte. Von diesem erkaufte es im Jahre 1839 der durchlauchtige Fürst Konstantin von Salm-Krautheim, der auf diesem lieblichen Herrensitz, im Angesicht des Sees und der Berge, im Genuß der Natur und der Kunst, an der Seite einer liebenswürdigen Gemahlin, der erlauchten Hohenloherin, für sein Fürstenthum im Tauber- und Jaxtgrunde den schönsten Ersatz findet.

Wenige Schritte und wir sind in dem stattlichen Pfarrdorf

Immenstaad,

hart am See gelegen, mit 700 Seelen. Ehemals hatte der Ort drei Herrschaften: Fürstenberg besaß ein Drittel, das zweite zuerst Ueberlingen, dann Einsiedeln, und zuletzt Weingarten, das dritte Drittel war einst eine Besitzung der Edlen von Helmsdorf, kam von diesen an die Grafen von Montfort, dann an die Deutsch-Kommende Meinau, und im Jahre 1743 an Fürstenberg. Jetzt ist es ganz Fürstenbergisch unter badischer Oberhoheit. — Ganz nahe bei Immenstaad liegt

Helmsdorf,

ein Schlößchen und Hofgut mit trefflichem Weinbau. Einst schrieb sich ein edles Geschlecht von diesem Schlosse. Konrad von Helmsdorf, der Sänger, lebte und sang in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Er schrieb eine bis jetzt nicht wieder aufgefundene Vergleichung des A. und N. Testaments in Versen. Im Jahre 1494 war Bernhard von Helmsdorf Haus-Komthur auf der Meinau. Das Geschlecht der Edlen von Helmsdorf trug einst das Schenkenamt von Konstanz und hatte auch Güter im Thurgau. Es starb wahrscheinlich mit Anna von Helmsdorf, einer Klosterfrau zu St. Katharina bei Diessenhofen, im siebenzehnten Jahrhundert aus.

Anderthalb Viertelstunden von Helmsdorf südöstlich fließt die Lippach in den See, und bildet die Landesgrenze gegen Württemberg. Der erste württembergische Ort ist der Pfarrweiler **Fischbach**, welcher schon in

drei Urkunden vom Jahre 764, 778 und 817 als eine nicht unbedeutende Villa im Linzgau aufgeführt wird. Man findet hier guten Thon, aus welchem viele Zieglerwaaren verfertiget werden. Im Jahre 1634 wurde der Ort von den Schweden bei einem Ausfalle aus Buchhorn verbrannt. — Von Fischbach gelangen wir zu dem anmuthig gelegenen Weiler

Manzell,

mit einem königlichen Privatgut, bestehend in einer Schweizerei mit vortrefflichem Viehstand. Manzell, noch jetzt vom Volk Mangenzell genannt, hat seinen Namen von Magni cella, Zelle des Magnus, in welcher der fromme Magnus, ein Schüler des hl. Gallus, seinem frommen Beruf sich widmete. Es kommt wiederholt schon sehr früh in Urkunden vor. Eine solche vom Jahre 818 ist im Orte selbst ausgestellt. Im Jahre 897 wird die Kirche (basilica) zu Manunzell genannt; sie war Eigenthum des Klosters St. Gallen. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts hatte eine adelige Familie hier ihren Ansitz; Heinrich und Hermann von Manzell lebten im Jahre 1216 und 1220. Die Grafen von Nellenburg waren mit der Kirche und ihrem Gut von dem Kloster St. Gallen belehnt; von ihnen hatten sie die Edlen von Summerau als Afterlehen. Im Jahre 1229 schenkten die Brüder Heinrich und Albert von Summerau die Kirche und deren Güter dem Kloster Weißenau, das einen Geistlichen hieher setzte, der zugleich das Klostergut verwaltete. Im Jahre 1250 hatte Heinrich von Ravensburg seine Leute und Güter zu Manzell dem Kloster Weißenau vermacht. Diese Güter bildeten den Grund zu der später noch durch

einzelne Käufe und Schenkungen vergrößerten Kloster-domäne, welche unter dem Namen Pfleghof begriffen wurde. Im dreißigjährigen Kriege brannte ganz Manzell, von den Schweden angezündet, bis auf die Kirche ab, und es wurde bis in's Jahr 1710 kein Gottesdienst mehr daselbst gehalten. 1751 wurde die Kirche neu hergestellt, 1810 aber auf den Abbruch verkauft, nachdem der Ort schon seit 1806 nach Fischbach eingepfarrt war. Als das Kloster Weißenau im Jahre 1802 aufgehoben wurde und an die Grafen von Sternberg fiel, kam auch Manzell an diese. Im Jahre 1835 wurde es mit sämmtlichen andern Sternbergischen Besitzungen Eigenthum der Krone Württemberg.

Von dem königlichen Gute aus führt ein höchst anmuthiger, die köstlichsten An- und Fernsichten bietender Fußweg hart am See hin nach dem Weiler **Seemoos**, und von hier nach Stadt und Schloß

Friedrichshafen,

dessen schlanke Thürme man schon von weiter Ferne erblickt. Beides, Schloß und Stadt, liegt dicht am See, jeder Theil auf einem ausspringenden Bogen des Gestades.

Die Lage ist eine der schönsten, der Bodensee breitet sich in fast unabsehbarer Fläche vor dem Beschauer aus; in duftiger Ferne erblickt man bei heitrer Witterung jenseits die Schweizerufer mit ihren freundlichen Städten und Dörfern, in ihrem Rücken erheben sich die grünen Vorberge von Appenzell und St. Gallen, hinter ihnen der hohe Säntis, und sofort die entfernteren Alpenketten mit ihren ewig beschneiten Häuptern.

Friedrichshafen hat gegenwärtig, einschließlich der

Filiale, 1800 Einwohner, und ist Sitz einer königlichen Domänenverwaltung, eines Hauptzollamtes, Amtsnotariats, Physikats, zweier Pfarrämter, eines Post-, Eisenbahn- und Telegraphenamtes. Es besteht aus drei verschiedenen Theilen, der ehemaligen Reichsstadt Buchhorn, dem vormaligen Priorat Hofen und der sogenannten Neustadt, einer von Tag zu Tag wachsenden Reihe stattlicher Häuser, welche sich von der Altstadt gegen das Schloß und den Bahnhof hinziehen.

Gasthöfe: Deutsches Haus (Post), König von Württemberg, Schwan, Krone, Sonne, drei Könige, Rad.

Bevor wir zu einer speziellen Schilderung der Merkwürdigkeiten und der gegenwärtigen so äußerst günstigen Verhältnisse schreiten, geben wir erst eine kurze Geschichte der Stadt und des Klosters.

Schon im Jahre 837 kommt Buchhorn als Buachihorn und später als Puachiorn, Puhihorn, Buochihorn vor, welchen Namen es wohl von seiner Lage am See, wie Romanshorn, Argenhorn und andre, erhielt. Aus allen Urkunden, die Buchhorn erwähnen, ergibt sich, daß es schon im neunten Jahrhundert ein nicht unbedeutender Ort war, an dem öffentliche Verhandlungen vorgenommen wurden. Es war eine sogenannte Thingstätte und ein Sitz der Grafen des Linzgaus. Dieser Gau gränzte westlich an den Höhgau bis hinauf nach Pfullendorf, östlich an den Argen- und Schussengau bis hinüber über die Stadt Tettnang, und begriff gegen Norden noch die Orte Ober- und Untertheuringen in sich Als Grafen des Linzgaus werden genannt: Warin im Jahre 746, Ruodbert im Jahre 773—787, Adalrich, Bruder der Kaiserin Hildegard, 805, Ulrich und Rat-

bert 807 und 815, Ruochar 828, Chuonrad 844, Welfo fast zu gleicher Zeit, Ulrich 860—883, Ulrich dessen Sohn im Jahre 886—909, Kuonrad 907—920, Otto 1058, Hartmann 1121, Heinrich 1135.

Gleichzeitig mit dem genannten Gaugrafen Kuonrad erscheint ein Graf Ulrich, ein Sohn Ulrichs, des Grafen im Linz- und Argengau, und der Berchta. Ulrich war wohl selbst noch Graf des Linzgaus, nannte sich aber zuerst, von seinem Hauptwohnsitz, Graf von Buchhorn. Dieser Ulrich, der Buchhorner, mit Karl dem Großen und dem uralten Hause der Welfen versippt, eröffnet mit seiner treuen Gemahlin Wendilgard, einer Enkeltochter König Heinrichs I., die Geschichte Buchhorns. Als um's Jahr 919 die Ungarn zum zweiten Mal in Deutschland einfielen und verheerend durch das Bayerland heranrückten, zog auch Graf Ulrich mit seinen Genossen ihnen entgegen, seine dortigen Güter zu vertheidigen. Es kam zur Schlacht. Graf Ulrich focht ritterlich gegen die fremden Bedränger, hatte aber das Unglück, in die Hände der Feinde zu fallen, die ihn in die Gefangenschaft wegführten. Er wurde von allen seinen Mitgenossen für todt gehalten. So erhielt auch Wendilgard die Kunde, daß ihr Gemahl nimmer am Leben wäre. Bald stellten sich Freier ein, welche sich um die Hand der jugendlichen Wittwe bewarben, aber sie wollte nichts von solchen Anträgen hören. Um Allem auszuweichen, begab sie sich auf den Rath Bischof Salomos nach St. Gallen, wo sie neben der Klause der hl. Wiborada eine Zelle sich bauen ließ; allda lebte sie von dem Ihrigen, und spendete zum Seelenheil ihres todtgeglaubten Gemahls den Armen reichliche Almosen. Alljährlich kam sie nach Buchhorn, und feierte dort des

Gemahls Andenken mit andächtigem Gebet und Werken der Wohlthätigkeit.

Vier Jahre waren verflossen, da begab sie sich wieder hinüber nach Buchhorn, um die gewohnte Trauerfeier zu begehen. Während sie nun damit beschäftigt war, ihre milden Gaben an die zahlreich herbeiströmenden Armen auszutheilen, drängte sich ein verlumpter Bettler durch die Menge, und verlangte von ihr ein Kleid. Wendilgard schalt, daß er so frech und ungestüm seine Gabe verlange, doch reichte sie ihm das Kleid, wenn auch etwas unwillig. Plötzlich schloß der Bettler die Geberin in seine Arme und küßte sie, Frau Wendilgard mochte es geschehen lassen oder nicht. Schmerzlich bewegt, daß ihr solche Schande widerfahren, zog diese sich auf ihren Stuhl zurück, und rief: „Jetzt erst erfahre ich, daß mein Gemahl Ulrich nimmer am Leben, da ich solche Frechheit von einem Bettler erfahren muß!“ Da kamen einige der umstehenden Diener und wollten dem frechen Bettler Faustschläge geben, aber der warf seine wilden langen Haare mit der Hand in den Nacken zurück, und rief: „O verschont mich doch mit euren Faustschlägen, denn ich habe deren genug erduldet; schaut her und erkennet Graf Ulrichen, euren Herren!“

Als die erstaunten Diener der Gräfin die Stimme ihres Herrn hörten, und das einst so wohlbekannte Angesicht zwischen seinen Locken erblickten, grüßten sie ihn laut, und das Hausgesinde jauchzte vor Freude. Ulrich aber trat zu Frau Wendilgard, nahm ihre Hand, und führte sie an eine ihr wohlbekannte Narbe. Da erwachte Wendilgard wie aus einem tiefen Schlaf und sprach: „Das ist mein Herr, der liebste aller Menschen! Bis mir willkommen, bis mir willkommen, mein

Süßester!" Während sie den wiedergefundenen Gemahl umarmte, rief sie ihrem Gesinde zu: „Leget eurem Herrn Kleider an und sputet euch zur Stunde, daß er ein Bad empfange!" Als Ulrich wieder ziemliche Kleider angelegt hatte, sprach er: „Nun laßt uns zur Kirche gehen, um Gott zu danken!" Während dem Gehen schaute Ulrich seine Gemahlin an, und bemerkte den Nonnenschleier, welchen sie angelegt hatte. „Sprich, wer hat dir den Schleier umgelegt?" fragte er Frau Wendilgard. Als er hörte, der Bischof von Konstanz habe solches gethan, da sie alle Hoffnung aufgegeben, daß ihr Gemahl je wiederkehren würde, sprach er: „Nun darf ich dich von Stund an nicht mehr umarmen, wenn der Bischof nicht Erlaubniß dazu ertheilt."

Von den Geistlichen, deren mehrere an diesem Tag zusammen gekommen waren, wurden jetzt in der Kirche Aemter gehalten, nicht in Trauer für den Verstorbenen, sondern voll Freude für den Lebenden, und all' das Volk nahm andächtig daran Antheil. Darnach wird ein festliches Mahl gehalten, zu dem Viele herbeiströmen, die von der wunderbaren Geschichte hören, und Alle erquicken und freuen sich bei diesem Mahle.

Die nächste Zeit darauf berief Bischof Salomo von Konstanz eine Synode; auf dieser forderte Graf Ulrich seine Gemahlin wieder von dem Bischof zurück. Der Beschluß der Versammlung fiel dahin aus: „Aelter ist das Gelübde, das Wendilgard ihrem Gemahl gethan; sie werde dem Gatten zurückgegeben, der Schleier aber in den Schränken der Kirche aufbewahrt, damit Frau Wendilgard, wenn je ihr Gemahl vor ihr sterben sollte, denselben als Wittwe wieder anlege." Nun kehrte das wieder vereinigte Ehepaar nach Buchhorn zurück, nach-

dem sie noch das Gelübde gethan, daß, wenn sie noch einen Sohn erzeugen würden, derselbe an der Mutter Statt dem hl. Gallus geweiht werden sollte. Wirklich empfing Frau Wendilgard noch einen Sohn von ihrem Gemahl, aber sie gebar ihn nicht glücklich: vierzehn Tage vor der Zeit kam sie in Kindesnöthen und starb. Das Söhnlein mußte ihr aus dem Leibe geschnitten werden, und wurde dann in einem warmen Bauch eines frischgeschlachteten Schweins zur Reife gebracht. In der Taufe erhielt das Kind den Namen Burkhard.

Kaum war Burkhard der Pflege seiner Amme entwachsen, so brachte ihn sein Vater nach St. Gallen, wie er mit seiner seligen Mutter gelobt hatte, und legte ihn auf den Altar der Kirche nieder, indem er Segen für das Kind von seiner Mutter erflehte. Als Zugabe weihte er dem Kloster Grundstücke und Zehenten zu Höchst. Im Kloster wurde der kleine Burkhard erzogen; die Brüder nannten den wunderschönen Knaben nur Burkhard den Ungebornen. Weil er unzeitig geboren wurde, war er so zart, daß er bei jedem Fliegenstich blutete; darum bekam er von seinen Lehrern selten Ruthenhiebe. So schwächlich und zart Burkhard immer am Leibe blieb, so stark ward er an Geisteskraft. Er wurde später wegen seiner ausgezeichneten Gaben zum Abt des Klosters gewählt.

Außer Burkhard hatte Graf Ulrich noch zwei ältere Söhne, Adelhard und Uzzo (Ulrich). Diese theilten nach dem Tode des Vaters das väterliche Erbe unter sich. Ulrich erhielt Bregenz und die Besitzungen der Familie in Rhätien, Adelhard aber Buchhorn und die dazu gehörigen Güter. Dieser pflanzte den Stamm der Buchhorner Grafen fort. Auf ihn folgte sein Sohn

Richar, und auf diesen Otto I., dessen Gemahlin Bertha das Kloster Hofen stiftete. Ob Adelhard und Richar das Grafenamt im Linzgau verwalteten, können wir nur vermuthen, dagegen wissen wir es gewiß von Graf Otto dem Aelteren. Mit seinem Sohn Otto II. endete der Stamm der Buchhorner. Otto raubte einem Grafen Ludwig (wahrscheinlich von Pfullendorf) seine Gattin, und ließ sich, obgleich schon verehelicht, mit ihr trauen. Da verkündete der Bischof. Gebhard von Konstanz den Bann über ihn, und Otto wurde im Jahre 1089 von den Dienstmannen des Grafen Ludwig erschlagen.

Da Otto kinderlos war, so wurden seine Güter von den Welfen in Besitz genommen, obgleich die Grafen von Bregenz nähere Ansprüche darauf hatten; auch Buchhorn fiel an die Welfen, und war wohl damals schon seit Langem eine befestigte Stadt, denn wir lesen, daß im Jahre 925 eine bis nach St. Gallen streifende Ungarnhorde einen Angriff auf Buchhorn machte, jedoch unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Unter den Herzogen und Königen aus dem Hause der Staufen bahnte sich Buchhorn den Weg zur Freiheit, und ging aus den Wirren des Zwischenreichs schon als unabhängige Stadt hervor. Ihre Freiheiten wurden von Kaiser Rudolph I. im Jahre 1275 und von Kaiser Adolf im Jahre 1291 bestätigt. Kaiser Albrecht verlieh ihr im Jahre 1299 das Recht, daß keine Ritter oder Mönche erbliche Güter in der Stadt erwerben oder besitzen können. Auch die freie Wahl eines Stadtammanns erlangte Buchhorn, und zahlte dafür an die Reichslandvogtei zu Altdorf jährlich zehn Pfund und zwei Schilling Pfennige. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erwarb es sich noch ein kleines

Gebiet durch Ankauf der Orte Baumgarten und Eriskirch. — Buchhorn hatte auch eine Münze, und stand schon im Jahre 1404 mit Württemberg und mehreren schwäbischen Städten in einem Münzverband. — Die Verfassung war demokratisch. Das Regiment bestand aus einem kleinen und großen Rath, mit zwei Bürgermeistern, die je auf zwei Jahre gewählt wurden und abwechslungsweise über eine Bürgerschaft regierten, die kaum zahlreicher war, als die eines mittelmäßigen Dorfes.

Ueber die früheren Schicksale Buchhorns haben die Chronisten wenig aufgezeichnet. Im Jahre 1292, als der Abt von St. Gallen, Wilhelm von Montfort, nebst seinem Bundsgenossen, dem Bischof Rudolf von Konstanz, gegen König Albrecht am See in Fehde lag, mußte auch Buchhorn es entgelten, daß es gegen den Bischof von Konstanz gewesen war. „Am Martinstag,“ so erzählt der glaubwürdige St. Galler Chronist Kuchimeister, „fuhr der Bischof von Konstanz zu und ihr Theil (seine Bundsgenossen), und stürmten zu Schiff und zu Fuß an Buchhorn, und gewannen es mit Gewalt.“ Im Jahre 1363 brannte die Stadt fast ganz ab. Im dreißigjährigen Krieg war Buchhorn bald in der Hand der Schweden, bald in der der Kaiserlichen. Beide Theile hinterließen kein freundliches Andenken daselbst. Im Jahre 1643 wurde es von den Weimaranern und im Jahre 1645 von Widerhold geplündert.

Mit dem Jahre 1802 hörte Buchhorn auf eine Reichsstadt zu sein, denn es kam an Bayern, und im Jahre 1810 an Württemberg.

In dem bisher Gegebenen haben wir nichts über die kirchlichen Verhältnisse der Stadt mitgetheilt;

die Geschichte des ehemaligen Klosters und Priorats Hofen wird uns hierüber belehren.

Das Kloster Hofen gehörte in frühester Zeit nebst dem Dörfchen dieses Namens ebenfalls zu dem Grund und Boden der Stadt, denn gewöhnlich heißt das Kloster die Zelle Buchhorn. Dort stand auch im Jahre 919 die dem hl. Andreas geweihte Pfarrkirche des Orts, und gab vielleicht die erste Veranlassung zur Gründung des Klosters. Nach dem Bericht des Caspar Bruschius soll solches, ursprünglich ein Frauenkloster Benediktinerordens, schon im Jahre 950 gegründet und von dem hl. Konrad, Bischof von Konstanz, eingeweiht worden sein. Gewisser ist Bertha, die Gemahlin des Grafen Otto I., wenn nicht die erste, so doch die zweite Stifterin desselben, und zwar kurz vor dem Tode ihres Sohnes Otto II. (siehe oben S. 360), der daselbst begraben, aber auf bischöflichen Befehl wieder herausgeworfen wurde. Sie und ihr Gemahl sollen hier begraben liegen; noch in späteren Zeiten wurde am 31. Januar Berthas Jahrstag gefeiert. Als nach Erlöschen der Grafen von Buchhorn die Güter derselben an die Welfen fielen, übergab Herzog Welf IV. im Jahre 1090 das Kloster Buchhorn und die Pfarrkirche im Hofe (quae est in atrio monasterii), oder, wie es in einer andern Urkunde vom Jahre 1130 heißt, das zu Ehren des hl. Pantaleon erbaute Kloster sammt der Kirche des hl. Andreas an das Kloster Weingarten, „dafür zu sorgen, daß das Kloster einen tauglichen Prior erhalte, der seine Angelegenheiten verwalte und die Seelsorge übernehme, zugleich aber auch darauf zu sehen, daß keiner seiner Nachfolger oder Erben, welche nach dem Erbrecht Vögte des Klosters Weingarten sind, die Vogtei über

das genannte Klösterlein veräußere oder einen Andern damit belehne." Der Abt von Weingarten sandte sofort einen Konventualen als Probst dahin, der zugleich die Pfarrkirche versah. Diese Kirche muß damals auch als Klosterkirche gedient haben. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurde eine eigene Kirche für das Kloster erbaut, die baufällige Andreaskirche aber wieder erneuert, denn im Jahre 1215 weihte der Bischof von Konstanz die Pfarrkirche und am folgenden Tage auch die Klosterkirche mit dem Kloster zur Ehre ihrer alten Schutzheiligen ein. Im Jahre 1420 hob der Abt von Weingarten mit Genehmigung des Bischofs das Kloster auf, angeblich wegen unordentlicher Lebensweise, in der That aber nur wegen Widerspenstigkeit gegen die Weingarter Herrschaft. Das Klostergut wurde sodann unter dem Namen der Probstei Hofen von dem Weingart'schen Probst allein verwaltet. Im Jahre 1430 starb dieser, und die Probstei blieb vacant bis in's Jahr 1434. Zu jener Zeit hatte Buchhorn zwei besondere Pfarrer, welche in der Stadt wohnten, einen Namens Hörnler und einen Namens Reate. Dem ersteren übertrug Weingarten die Probstei und die Pfarrkirche, eigentlich Nikolauskapelle, zu Buchhorn. Nach seinem Tod drängte sich der Dominikaner Reate mit bischöflicher Begünstigung und mit Unterstützung der Buchhorner als Pfarrer in die Kirche zu Hofen ein, obgleich Weingarten wieder einen Probst ernannt hatte. Nach langem Streit ward im Jahre 1440 ein Vergleich geschlossen, in Folge dessen dem Reate die Fortsetzung pfarrlicher Verrichtungen in der Kirche zu Buchhorn, jedoch mit Unterordnung unter die Mutterkirche, gestattet wurde. Im Jahre 1538 fand sich der Probst von Hofen bewogen, die Last der Pfarrei einem

Pfarrvikar zu übertragen. Bei dieser Gelegenheit bestellte er drei Helfer in Buchhorn, wovon der eine mit den pfarrlichen Verrichtungen in der Nikolauskirche der Stadt beauftragt war. Im Jahre 1594 wurde auch die Probststelle zu Hofen aufgehoben. Die Verwaltung wurde von einem Klosterhofmeister, später Vogt genannt, geführt, und die Pfarrei mit einem Weltgeistlichen besetzt. In demselben Jahr wurden zum ersten Mal die zwei Pfarrer zu Hofen und zu Buchhorn investirt, und seit dieser Zeit laufen zwei Pfarreien neben einander. Dennoch blieb die Buchhorner Kirche Filialkirche von Hofen. Nachdem aber letzteres im Jahre 1634 völlig abgebrannt war, wurde die Pfarrstelle von Hofen mit der von Buchhorn in der Art vereinigt, daß die Pfarrer in Buchhorn auch die Pfarrei Hofen versahen. Da es aber an einer Kirche daselbst fehlte, so wurde die Gemeinde an die Pfarrkirche zu Buchhorn gewiesen. Dieß Verhältniß dauerte bis zum Wiederaufbau des Klosters. Im Jahre 1695 beschloß Abt Willibald von Weingarten wieder ein Priorat zu Hofen einzurichten, und erbaute ein neues Kloster und eine Kirche, wie sie jetzt stehen. Im Jahre 1701 wurde Kloster und Kirche dem heiligen Pantaleon, Andreas und andern Heiligen gewidmet. In demselben Jahr wurden zwölf Klostergeistliche nebst zwei Brüdern, sowie ein Prior von Weingarten nach Hofen versetzt, und an die Stelle der ehemaligen Probstei trat nun das Priorat Hofen.

Im Jahre 1803 kam das Priorat und das dazu gehörige Amt Hofen mit der Abtei Weingarten an Nassau-Oranien, durch den Vertrag von 1804 an Oesterreich, und durch den Preßburger Frieden im Jahre 1805 an Württemberg. König Friedrich, der den Werth dieser

Erwerbung in Beziehung auf Handel und Schifffahrt erkannte, ließ alsbald zur Wiederherstellung des alten, zerfallenen Hafens von Hofen schreiten. Als im Jahre 1810 auch Buchhorn an Württemberg kam, wurden Buchhorn und Hofen unter dem Namen „Stadt und Schloß Friedrichshafen" zu einer Gemeinde vereinigt. Um eine Verbindungslinie zwischen beiden Punkten herzustellen, wurde der Bau der sogenannten Neustadt begonnen; Handel und Schifffahrt erhielten wesentliche Begünstigungen. Dennoch konnte sich das neue Friedrichshafen noch keines großen Aufschwungs erfreuen, bis König Wilhelm dieser schöngelegenen Besitzung seine Aufmerksamkeit zuwendete, und das frühere Probsteigebäude zu einer jeweiligen Sommerresidenz einrichten ließ. Zugleich wurden Schifffahrt und Handel durch die Erbauung des Dampfboots Wilhelm, des ersten auf dem Bodensee, mehr als je gehoben. Seitdem nun ein zweites und drittes erbaut (siehe S. 5), ist besonders mit den gegenüberliegenden Schweizerufern eine solch' lebhafte Verbindung hergestellt, daß Friedrichshafen bereits einer der wichtigsten Speditionsplätze am See geworden. Am 23. Juli 1851 lief für den eingegangenen alten Wilhelm ein neues Dampfschiff gleichen Namens hier vom Stapel, das elfte auf dem Bodensee.

Die neueste Zeit hat der Stadt und ihrem Commerce zu Land und zur See den höchsten Schwung verliehen, indem seit dem 7. Juli 1850 eine Eisenbahn, die erste am Ufer des Sees, hieher eröffnet ist, die nicht nur diesen schönen Punkt mit dem Herzen Württembergs, sondern auch die Ufer des schwäbischen Meeres mit dem Norden des deutschen Vaterlandes immer inniger ver-

knüpft, und ein wichtiges Glied jenes Eisenbahnnetzes bildet, das bald ganz Deutschland durchziehen wird. Schon jetzt fühlt Friedrichshafen den Segen dieser Verbindung. Freunde einer schönen Natur strömen in Schaaren herbei, und benützen die sichere und elegant eingerichtete Eisenbahn, um dem niegekannten reizenden Feenland zuzufliegen, und es in seinen Reizen zu bewundern. Die noch kleine württembergische Kolonie am See wird immer ausgedehnter, Gasthöfe erheben sich neben Gasthöfen, um die vielen Fremden in freundlicher Jahreszeit zu empfangen, oder ihnen für eine Badekur am See auf längere Zeit eine Herberge zu gewähren. Bald wird die Stadt ein neues Interlaken werden, das nur dadurch von dem schweizerischen sich unterscheiden wird, daß man hier billiger als dort seinen kürzeren Aufenthalt oder seine Badekur bestreiten wird. Denn hoffentlich wird bei den Gastwirthen zu Friedrichshafen auch in dieser Beziehung der alte Wahlspruch fortwähren: Hie guet Wirttemberg in alleweg!

Ein schönes Blatt in der neuesten Geschichte Friedrichshafens bildet die am 17. Juni 1851 hier gefeierte Vermählung der jüngsten Tochter des Königs, Auguste, mit dem Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar — es ward auf's Neue kund, wie lieb und theuer dieser schöne Wohnsitz der ganzen hohen Königsfamilie geworden, und mit welcher innigen Liebe und Verehrung die Bewohner der Stadt und Gegend an der königlichen Familie hängen, davon sah man bei dieser Gelegenheit die rührendsten Beweise. —

Merkwürdigkeiten: Die katholische Pfarrkirche, im Jahre 1750 vom Kloster Weingarten neu erbaut. Das Kameralamtsgebäude, früher dem

Kloster Kreuzlingen gehörig und Statthalterei genannt. Das Rathhaus, im Jahre 1828 neu gebaut. Die Halle. Das städtische Kornhaus. Das sehr früh schon gestiftete Spital, hart am See liegend, mit einer kleinen Kapelle, an deren Hochaltar sich eine lateinische Inschrift befindet, wornach am 14. September 1284 das Spital mit andern Gebäuden vom Feuer zerstört (Vulcano subversa), bald aber vom Magistrat wieder aufgebaut worden ist. Der Bahnhof mit seinen hübschen Gebäuden rc. rc.

Das königliche Schloß. Ein schöner, von einer majestätischen Linde beschatteter Eingang führt in einen großen, zum Theil mit Blumenbeeten geschmückten Hofraum. Rechts stehen die Wirthschafts- und Dienstgebäude mit dem ehemaligen Pfarrhause, weiter links das Schloßgebäude und die an dasselbe sich anschließende Kirche. Vorwärts und zur Seite breiten sich herrliche Gartenanlagen aus. Das Ganze ist rundum mit einer Mauer umgeben, welche einen Flächenraum von 13⅛ Morgen einschließt. Das Schloß ist hoch und geräumig und bildet mit der Kirche ein Viereck, in dessen Mitte sich ein Hof, ehemals Konventhof, befindet. Ein auf Bögen ruhender Gang, an dessen einem Ende ein Thürmchen steht, verbindet das Schloß mit den Oekonomiegebäuden, und vermehrt den Zauber des Ganzen. Das Innere des Schlosses ist geschmackvoll und sinnig eingerichtet, ganz in Uebereinstimmung mit der schönen Natur, die man hier vor Augen hat. Wir treten im ersten Stock durch ein Vorgemach mit Pferdestücken in das blaue, in Form eines Zeltes drapirte Arbeitszimmer des Königs, wo uns das Bild der unvergeßlichen Königin Katharina begrüßt. Von da kommen wir in ein weißes

Ankleidezimmer, an das sich ein grünes Schlafgemach anschließt. In letzterem machen wir besonders auf die schwäbischen Bauernscenen, Kirchweihe u. dgl., sowie die Studentenversammlungen vom Biberacher Maler Pflug aufmerksam. Durch die Garderobe gelangen wir in ein Gelaß mit Abbildungen russischen Militärs. Im Billardzimmer schöne Viehstücke, Landschaften und Seebilder, im Speisesaal Chloris und Daphne von Gegenbauer, sowie Scenen aus deutschen Dichtern, z. B. Göthes Erlkönig, Bürgers Leonore, der wilde Jäger, — sodann zwei vaterländische Landschaften: Burg Lichtenstein, Nebelhöhle, Feste Hohentwiel — als düsteres Nachtstück. — Im zweiten Stock sind die Gemächer der königlichen Prinzessinnen mit drei Ansichten Neapels und zwei des feuerspeienden Vesuvs. Durch Schlaf- und Garderobezimmer treten wir in den Salon, von dessen offener Säulengallerie man eine der herrlichsten Aussichten am ganzen See genießt. Man befindet sich eigentlich im Mittelpunkt der ganzen Seelänge, erschaut hier auf einer Seite die Thürme von Konstanz, auf der andern über Langenargen hin die lange Erdzunge, aus welcher der Rhein in den See tritt — und zwischen diesen beiden Punkten liegt der Obstgarten St. Gallens und des Thurgaus mit unzähligen Ortschaften, Burgen, Höfen und Landhäusern, und die im Hintergrund derselben aufsteigende Kette grüner Hügel mit den kahlen Felsenwänden des Säntis. — Nun folgen die Zimmer J. M. der Königin Pauline, die besonders diese schöne Residenz am Bodensee zu einem lieben Aufenthalt in der freundlichen Jahreszeit erkoren; das Arbeitszimmer mit einer Sammlung von Miniaturbildern der königlichen Familie, das Gesellschaftszimmer mit zwei Genrebildern von Heß,

sowie einer Ansicht des Schlosses Friedrichshafen mit dem Dampfschiff Wilhelm. — Im dritten Stock befinden sich die Gastzimmer mit dem Portrait der Königin, von Steinkopf, mit Schweizerprospekten, Rheingegenden ꝛc. und mehreren sehr schönen Wasserfarben-Zeichnungen, Scenen aus dem russischen Feldzuge, von dem genialen Dilettanten Fabre-Dufaure, württembergischem Artillerie-Obersten, welcher Augenzeuge dieser Handlungen war. — In zwei Gängen des Schlosses machen wir noch auf zwei Fenster mit Glasgemälden aufmerksam, die bei günstiger Beleuchtung ein wunderbares Licht entgegenstrahlen. — Von den Gemächern des Schlosses gelangt man in die Kirche, jetzt evangelische Pfarrkirche. Sie ist ein majestätisches, aus Rorschacher Quadern im neuromanischen Styl aufgeführtes Gebäude, und hat zwei hohe, mit Kuppeln versehene Thürme. Ihr Inneres ist reich an Stukkatur-Arbeit, und hat einen schönen, mit Figuren gezierten Hochaltar. Schade, daß auch hier, wie in den meisten Kirchen dieses Styls, so viel Ueberladung herrscht, was dem an die einfach schöne Ornamentik des byzantinischen oder gothischen Styls gewöhnten Auge so wenig wohl thut. — Einen besondern Besuch verdienen auch die schönen und geschmackvollen Anlagen um Kirche und Schloßgebäude. — Jeder Morgen und Abend bietet hier neue Naturscenen dar, indem nach der Jahres- und Tageszeit die Beleuchtung beständig wechselt, und der See, sowie die Hochgebirge, durch den Einfluß der Witterung sich bald in Klarheit und Ruhe, bald wolkenumhüllt und aufgeregt zeigen. Schloß Friedrichshafen und Umgebung ist fürwahr ein Feensitz zu nennen, besonders in jenen Tagen, wo die allgeliebte Königin Pauline in den Gemächern des Schlosses waltet, und eine zweite

fromme und segensreich wirkende Wendilgarde von Buchhorn für Einheimische und Fremde wird. —

Wir verlassen das liebliche Friedrichshafen. Eine hübsche, schattige Allee führt uns zuerst über das Flüßchen Ach, dann vorbei am Musterhof **Seewald** in das mitten in einem Garten von Obstbäumen, etwas abwärts vom See an der Schussen gelegene Pfarrdorf **Eriskirch.** Die Kirche, zur hl. Maria genannt, im Jahre 1750 renovirt, war ehemals eine Wallfahrtskirche, und soll eine der ältesten am See sein. Schon im Jahre 1143 erscheint die Kapelle zu Eriskirche mit Zehenten und anderen Zugehörungen im Besitz des Klosters Weingarten. Im Jahre 1301 vertauschte letzteres seine Güter im Ort, sowie die Kirche an das Hochstift Konstanz. Später kam Eriskirch an die Stadt Buchhorn, und mit dieser an Württemberg. Eriskirch treibt ziemliche Schifffahrt; die Schiffslände ist in der Schussen.

Nach kurzer Wanderung gelangen wir über die Schussen nach

Langenargen,

einem stattlichen Marktflecken mit 1200 Einwohnern.

Die Lage des Orts ist äußerst freundlich — die ganze Gegend gleicht einem Obstgarten, und die Aussicht wetteifert mit den schönsten am Bodensee. Man hat hier den See in seiner größten Breite vor sich, überschaut ihn auf- und abwärts fast von einem Ende bis zu dem andern, blickt in das schöne Rheinthal hinein, hat die ausgezeichneten Höhen in der Umgebung St. Gallens, Freudenberg, Vöglised, Gäbris u. s. w., vor sich, und genießt das große Schauspiel der hohen Schweizer und Tiroler Alpen in seiner ganzen Herrlichkeit.

Langenargen, früher schlechthin Argen genannt, ist einer der ältesten Orte am Bodensee, und kommt schon im Jahre 773 vor. Es war wie Buchhorn eine Thingstätte, und wohl einer der Hauptsitze des Argengaus. Später ging Argen in den erblichen Besitz der Grafen von Buchhorn und Bregenz über, und kam durch die Pfalzgräfin Elisabetha von Tübingen, eine Erbin von Bregenz, an den Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen und den Grafen Hugo von Montfort. Im zwölften Jahrhundert schrieb sich ein adeliges Geschlecht von Argen; so Rudolf von Argen im Jahre 1172 und 1187. Es waren Lehens- und Dienstmannen der Pfalzgrafen von Tübingen. Noch zeigt man im Orte eine Stelle, auf dem ehemals die Burg dieser Dienstmannen gestanden haben soll. Noch zu Lebzeiten des Pfalzgrafen Rudolf kam Argen in den Alleinbesitz des Hauses Montfort und blieb diesem bis zu seinem Untergang. Graf Wilhelm von Montfort, der die Burg auf der Insel erbaute, zog auch den zunächst gelegenen Theil des Orts in den Kreis der Befestigung, umgab diesen mit einem Graben und einer Mauer, und dieser Theil wird daher heute noch Stadt genannt, während der obere Oberdorf und der untere Unterdorf heißt.

Früher scheint Langenargen sich weiter landeinwärts erstreckt zu haben, denn man stößt noch heute beim Ackern hie und da auf altes Gemäuer.

Wir gehen auf das alte Schloß hinüber, das man gewöhnlich, aber irriger Weise, Schloß Montfort nennt.

Aeußerst malerisch und ausgezeichnet durch ihre Lage stellen sich die Ruinen des Schlosses dar. Sie liegen bei dem Orte auf einer Insel im See, die jedoch jetzt

durch einen Damm mit dem festen Lande verbunden ist, der beim Abbruch des Schlosses mit dem Schutt gebildet wurde. Ein Gärtner, der in einem zerfallnen Vorwerke seine Wohnung hat, pflanzt einen auf den Trümmern der alten Befestigungen angelegten köstlichen Blumengarten, der einen freundlichen Gegensatz zu dem Ernst der Ruinen bildet. Da das Land, vor dem die Insel liegt, hier eine starke Ausbeugung in den See macht, Langenargen fast in der Mitte am obern See liegt, so bildet die Insel einen Aussichtspunkt, der unstreitig den ersten Rang am Bodensee einnimmt, dessen voller Genuß aber jetzt durch die Zerstörung des Schlosses sehr erschwert ist.

Nicht weniger als durch seine Lage ist das Schloß durch seine Geschichte merkwürdig. Seine Ruinen führen den Beschauer mit einem Blick von einem Zeitabschnitt in den andern zurück. Während mitten in den Ruinen und selbst als Ruine die Schale des in späterer Zeit erst erbauten Schlosses sich erhebt, weist ein anderer Theil auf eine altdeutsche Burg und Feste des Mittelalters, ein dritter aber noch auf römisches Alterthum. — Wie Bregenz, Lindau und Wasserburg, so war auch die Insel Argen einst einer der Punkte, auf welchen die Römer festen Fuß gefaßt haben, und es sollen hier lange noch zwei mächtige Thürme gestanden haben, die man für ihr Werk erkannte. Auf den Grund dieser römischen Befestigung wurde eine deutsche Burg gesetzt. Aber auch sie unterlag den Stürmen der Zeit; Langenargen war ohne Burg, und es wird auch in dem Uebergabsbriefe des Grafen Haug von Montfort vom Jahre 1309, worin er alle seine Burgen und Besitzungen aufzählt, einer Burg Argen nicht gedacht, sondern nur eines

Dorfs Argen. Erst in einer Urkunde vom Jahre 1354 heißt es statt Dorf Argen „Burg Argen ꝛc.“ — Graf Wilhelm von Montfort, welcher als Hauptmann und Statthalter Kaiser Ludwigs des Bayers in Mailand groß' Gut in die Heimath mitgebracht hatte, erbaute auf den Grundmauern der alten fast zerstörten eine neue Burg in den Jahren 1332—1343. Zu gleicher Zeit erbaute er nicht ferne davon einen Münzhof, in dem silberne und später sogar goldene Münzen geprägt wurden, denn die Grafen von Montfort hatten von uralten Zeiten her das Münzrecht. Das Schloß galt noch im dreißigjährigen Krieg für eine bedeutende Feste. Im Jahre 1647 rückten die Schweden unter General Wrangel vor dieselbe; der kaiserliche Kommandant verließ sie, feiger Weise, und wurde dafür zu Lindau enthauptet. Darauf besetzten die Schweden das Schloß, und hielten es inne bis zum Jahre 1649. Eine während dieser Zeit aufgeworfene Schanze, wo jetzt das Gärtchen angelegt ist, heißt noch die Schwedenschanze; auch ein Hof **Schwedi**, an dem wir von Eriskirch her vorbeigekommen, hat noch das Andenken an die Schweden erhalten. Im Jahre 1720 ließ Graf Anton von Montfort die Festungswerke abbrechen, das Schloß aber, „so von dem tobenden See ziemlich übel zugerichtet und ruinirt worden,“ neu herstellen. Graf Ernst legte dem Schloß gegenüber einen prachtvollen Garten mit einer auserlesenen Orangerie an, that auch sonst viel zur Verschönerung des Ortes, so daß unter ihm Langenargen sich zu einer der herrlichsten Residenzen am See erhob, wo oft die glänzendsten Feste gefeiert wurden.

Im Jahre 1783 kam die Burg Argen mit Zugehör, oder die Reichsherrschaft Argen, an Oesterreich. Diese

ließ die seltenen Rüstungen und Waffen, die sich in der Rüstkammer des Schlosses fanden, im Jahre 1786 nach Innsbruck bringen. Im Jahre 1805 fiel Langenargen an Bayern; die königlich bayerische Verwaltung verkaufte das noch wohlerhaltene Schloß im Jahre 1809 an vier Ortsbürger auf den Abbruch um die elende Summe von 2100 fl., und diese begannen das Werk der Zerstörung. Als jedoch im nächsten Jahre der Flecken an Württemberg kam, mußte auf ausdrücklichen Befehl König Friedrichs der weitere Abbruch sofort eingestellt werden, und es wurden so wenigstens die Ruinen des Schlosses als eine romantische Zierde der Gegend erhalten.

Sehenswerth ist in Langenargen noch die Kirche mit schönen Altargemälden. Das Spital hier hat sehr reiche Stiftungen. Der Hafen klein, aber gut gebaut. In jüngster Zeit legen auch die Dampfschiffe hier regelmäßig an. Reger Gewerbe-, Handels- und Schifffahrtsverkehr. Namentlich ist die Fischerei auch sehr bedeutend; es werden bei hiesigem Orte hauptsächlich die delikaten Dreuschen oder Drüschen gefangen.

Gasthaus: Schiff. Liegt hart am Gestade, und hat eine große, in den See hinausgebaute Altane mit herrlicher Aussicht. Es ist damit auch eine treffliche, vielbesuchte Seebadanstalt verbunden.

Nicht fern von Langenargen gehen wir über die beim sogenannten **Argenhorn** in den See mündende Argen, „ein arg und ungetreu Wasser, nicht umsonst Arg genannt, denn sie thut oft an Leut, Vieh, Holz und Wald großen Schaden," und gelangen, vorbei an den Weilern **Gohren, Reute, Schnaidt,** nach **Thunau,** ebenfalls Weiler, mit einer Kaplanei. Letztere wurde im Jahre 1728 von der Gräfin Anna von Montfort,

einer gebornen Gräfin von Thun, gestiftet, von welcher auch der Ort, der früher Ettenried hieß, seinen jetzigen Namen hat. Von Thunau führt der Weg über den Nonnenbach in den dicht am See gelegenen Weiler **Kreßbronn**, wo sich schon seit alten Zeiten eine Schiffsländе befindet. Hier ist der im Jahre 1812 verstorbene Maler Brugger geboren, von dem sich in mehreren Kirchen am Bodensee Freskogemälde befinden.

Bei Kreßbronn überschreiten wir die Grenze und kommen sofort nach **Nonnenhorn**, dem ersten bayerischen Dorfe am See, auf einer breiten Landzunge. Hier soll einer Sage zufolge das Kloster gestanden haben, das von den Gaugrafen Eckbert, Mangold und Wortbich schon im neunten Jahrhundert gegründet und dann, nach Verwüstung durch die Hunnen im zehnten Jahrhundert, nach Lindau verlegt wurde, wo es später als das adelige Frauenstift erscheint. Letzterem gehörte auch Nonnenhorn bis zu seiner Auflösung. — Die dasige Kapelle hat noch etliche wohlerhaltene gothische Seitenfenster, dann einen aus Holz im byzantinischen Styl geschnitzten Seitenaltar, der aber schon etwas gelitten. Am mittleren Altartische ist eine Schlacht angemalt, welche nach der Tradition die Schlacht am Lechfelde vorstellen soll, wenngleich die eine Partei nicht als Ungarn kenntlich ist. — Nonnenhorn ist der Geburtsort des Dichters und Schriftstellers J. G. Köberle.

Durch eine tiefe Bucht wird Nonnenhorn von dem freundlichen Pfarrdorfe

Wasserburg

getrennt, das ein Schloß und eine Schiffsländе hat, und mit seinen Filialen 2200 katholische Einwohner zählt.

Die Lage des Ortes ist äußerst romantisch; Schloß und Kirche, deren hoher, stattlicher Thurm weithin sichtbar ist, sowie Pfarrwohnung liegen auf einer Halbinsel, das Pfarrhaus so hart am See, daß bei Stürmen die Wellen bis an die Fenster des ersten Stockwerks schlagen.

Wasserburg wird schon in alten Zeiten genannt, und gehörte zu den Hauptorten im Argengau. Im Jahre 809 wird zu Wazzarpurc eine öffentliche Handlung gepflogen; deßgleichen in den Jahren 836 und 860 und noch öfter, woraus wir mit Recht schließen, daß Wasserburg vielleicht noch eher eine Gerichtsstätte als Argen gewesen. In späteren Jahrhunderten erscheint Wasserburg, Schloß und Ort, sowie die Herrschaft dieses Namens, welche die hohe Jurisdiktion über die Orte Mollenberg und Oberraitenau enthielt, im Besitz der Grafen von Montfort, und war mit der Herrschaft Argen verbunden. Im vierzehnten Jahrhundert waren die Herren von Schellenberg eine Zeit lang Besitzer der Herrschaft, sie scheint aber wieder an die Grafen von Montfort gekommen zu sein, denn diese verkauften sie im sechzehnten Jahrhundert an die von Fugger. Von diesen kam sie an Oesterreich und nach dem Revolutionskrieg an Bayern. Eine ungefähr zehn Fuß hohe Friedsäule mit dem Wappen der Fugger (zwei nebeneinander stehende Lilien) steht noch in der Nähe des Aicheler'schen Wirthshauses.

Das Schloß wurde zu Anfang des zehnten Jahrhunderts von den Hunnen zerstört. Im Februar 1750 brannte es fast gänzlich ab. Jetzt ist es auf den alten Grundmauern ganz solid wieder aufgebaut und gehört Herrn J. Köberle. In den obern Zimmern hat man eine prachtvolle Aussicht.

Halten wir uns von Wasserburg aus an das Ufer des Sees, statt daß wir der Straße mehr landeinwärts folgen, so machen wir einen der lieblichsten Spaziergänge bis zu dem eine starke Stunde von hier entfernten Lindau. Zunächst kommen wir zu dem Schlößchen **Allwind**, von dem aus man weit hin über See und Land schaut. Es ist seit Kurzem sammt Umgebung von Hrn. George Gruber angekauft, der hier liebliche Anlagen und größere Bauten beabsichtiget. In geringer Entfernung von Allwind lag auf einer Insel das alte Grenzschloß **Tegelstein**, welches einst Lindau gehörte, aber auch eigene Edelleute hatte. Jetzt ist dasselbe bis auf das unterste Stockwerk abgebrochen, und gehört nebst dem zu einem Gewächshaus umgewandelten Burgstall zu der schönen Parkanlage

Lindenhof,

wohl dem großartigsten und doch lieblichsten Landgute am ganzen See, mit der freundlichsten Liberalität dem Besuche Einheimischer und Fremder geöffnet. Es umfaßt zwanzig Morgen, meist früheres Rebgut. Im August 1841 wurde mit der Anlage begonnen, und die Hauptsache in ungefähr fünf Jahren vollendet. Das ganze, etwas aufsteigende Terrain, unmittelbar am See gelegen, ist meisterhaft benützt, eine herrliche Partie reiht sich an die andere, ein Punkt übertrifft den andern an köstlicher Aussicht. Man findet hier sehr viele exotische Pflanzen und gegen achthundert Holzarten im Freien. Auf der Seeseite ist das Ganze mit einer schönen, äußerst soliden Mauer eingefaßt. Die Villa, in italienischem Styl im Jahre 1843 aufgeführt, hat eine höchst elegante Einrichtung, und enthält namentlich mehrere sehr kostbare Ge=

mälde. Sie ist von dem Architekten Kreuter aus München erbaut, während die Anlage größtentheils von Herrn Junghänel aus Muskau ausgeführt wurde. Eine schöne Zierde hat die Besitzung in jüngster Zeit noch durch das im elegantesten Berner Styl aufgeführte Oekonomiegebäude erhalten. — Der Gründer dieser Anlage, Herr Friedrich Gruber, starb im Februar 1850 in Palermo. Er ließ seinen Leichnam hieher bringen, und beim Lindenhorn, dem schönsten Aussichtspunkte, begraben. Der jetzige Besitzer ist Herr Adolf Gruber.

Wir kommen nach **Schachen**, dem lieblichen Badeort, verdientermaßen von Jahr zu Jahr mehr von Fremden und Einheimischen besucht, den wir schon am Anfang unserer Tour kennen lernten, und an dem reizenden, Herrn Grafen von Westerhold gehörigen Landhaus **Gibelbach** vorbei, zu der Stelle, wo bereits die ersten Arbeiten am Lindauer Eisenbahndamme begonnen haben, und eingerammte Pfähle genau den Weg bezeichnen, den er zur Stadt nimmt. Fort und fort zwischen dem See und lieblichen Gärten und Landhäusern wandernd, gelangen wir im Strahle der untergehenden Sonne zu der **Brücke von Lindau,** diesem herrlichen, nie genug gepriesenen Punkte, von wo aus Land und See in magischer Beleuchtung uns entgegen schimmert, und indem hier unsere Rundreise um den Bodensee vollendet, bieten wir deutschen Gruß und Handschlag zum Abschied.

Inhaltsanzeige.

a) Allgemeine Uebersicht.

b) Ortsregister.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Verbesserungen und Zusätze.

Seite	3	Zeile	15	von	oben füge nach Laiblach bei: die Aach bei Lindau.
„	5	„	11	„	unten. Es ist nun noch ein elftes Dampfschiff, Wilhelm, hinzugekommen. Siehe oben S. 365.
„	8	„	10	„	oben lies Entenmies-
„	26	„	14	„	oben l. in dem statt in den
„	31	„	7	„	oben l. Post- und Telegraphenamtes
„	41	„	4	„	oben l. Anblick
„	43	„	6	„	unten l. rhätigowische
„	56	„	11	„	oben. Die Moosburg ist jetzt in einen sehr schönen Landsitz umgewandelt und Eigenthum eines Herrn von Barion.
„	57	„	6	„	oben l. monasteriolum
„	62	„	4	„	oben. Das Seminar befindet sich nun im Klostergebäude, und das früher hiezu verwendete schön am See gelegene Schlößchen ist jetzt eine wohleingerichtete Wirthschaft.
„	73	„	12	„	unten l. bannten
„	102	„	2	„	oben l. schottischen
„	103	„	8	„	oben nach geschnitzt füge hinzu: zu sehen.
„	106	„	4	„	oben füge bei: — Das Münster gewinnt gegenwärtig ein neues Interesse durch die vollständige Renovirung seiner Außenseite; auch wird der mittlere Thurm fortgeführt, und endet in einer 50 Fuß hohen Pyramide.
„	106	„	14	„	unten. Das Rathhaus ist verkauft und zu Privatwohnungen eingerichtet; auch ist es nicht mehr von Wasser umgeben.
„	123	„	15	„	oben l. Erasmuskapelle

Seite 131	Zeile 4	von	unten füge bei: Jetzt Eigenthum eines Engländers, Hrn. Thomas, der, ein großer Blumenfreund, eine seltene Fülle exotischer Pflanzen in verschiedenen Treibhäusern pflegt.
„ 132	„ 1	„	unten füge bei: Jetzt Besitzthum eines Herrn Keller aus Sachsen.
„ 133	„ 14	„	unten füge nach Aman hinzu: und von diesem an Lady Temple
„ 135	„ 8 u. 7	„	unten statt Aman zu Ermatingen l. von Kiesow und füge hinzu: Uebrigens ist Sandegg vor ungefähr 15 Jahren abgebrannt, und es stehen nur noch die Grundmauern und Oekonomiegebäude.
„ 136	„ 5	„	unten l. kommen
„ 142	„ 6	„	oben l. Pfarrer Conventualen
„ 146	„ 13	„	oben l. dem evangelischen
„ 165	„ 4	„	oben l. neubestallte
„ 170	„ 1	„	oben l. vor statt von
„ 172	„ 1	„	unten l. wohin statt während
„ 174	„ 1	„	oben l. engen statt argen
„ 179	„ 4	„	oben l. ward statt wird
„ 181	„ 3	„	oben l. locorum
„ 181	„ 2	„	unten l. Bollstetter
„ 182	„ 4	„	oben l. Mettae
„ 201	„ 11	„	oben l. Tivelo
„ 213	„ 5	„	oben l. verherget
„ 215	„ 1	„	unten l. also statt als
„ 231	„ 9	„	unten l. von der
„ 242	„ 2	„	unten l. gaben
„ 268	„ 13	„	unten l. im sechzehnten und
„ 268	„ 8	„	unten l. Walamotinga
„ 283	„ 11	„	oben l. Gailenau
„ 300	„ 13	„	unten füge nach Stockach bei: (1799)
„ 303	„ 1	„	oben l. Beschwerden
„ 308	„ 8	„	unten l. gerieth
„ 310	„ 8	„	unten l. Molassengebirg
„ 325	„ 16	„	unten l. Autographon
„ 332	„ 15	„	unten l. Kopialbücher

Ansichten und Karten
vom Bodensee und seiner Umgebung,

welche im Verlage der
J. A. Pecht'schen Steindruckerei und Kunsthandlung in Konstanz
erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen, namentlich bei
Joh. Thom. Stettner in Lindau, zu haben sind:

Album vom Bodensee, enthält die Ansichten von Konstanz, Hafen von Konstanz, Münster in Konstanz, Arbon, Aussicht vom steinernen Tisch (Rheineck), Bregenz, St. Gebhardsberg, Lindau, Meersburg, Ueberlingen, Insel Mainau, Reichenau, Arenaberg, Rheinfall. Vierzehn Blätter mit Umschlag, gr. 4°, auf chinesischem Papier oder in Tondruck 4 fl., weiß Papier 3 fl., fein in Gouache gemalt 14 fl. Einzelne Blätter, chinesisch Papier oder mit Tondruck 24 kr., weiß Papier 20 kr., gemalt 1 fl. 12 kr.

Skizzen vom Bodensee. Erstes Heft. Mit den Ansichten von Konstanz, Dominikaner-Insel zu Konstanz, Schloß Castel, Rorschach, St. Gebhardsberg, Lindau, Friedrichshafen, Schloß Friedrichshafen, Insel Mainau, Alt-Bodmann. Zehn Blätter in hübschem Umschlag, gr. 4°, schwarz 3 fl., fein in Gouache gemalt 12 fl. Einzelne Blätter schwarz 24 kr., gemalt 1 fl. 20 kr.

Ansichten der interessantesten Punkte am Bodensee. Vierzehn Blätter in Royal-Folio. Konstanz (2), Rorschach, Aussicht vom steinernen Tisch bei Rheineck, St. Gebhardsberg, Bregenz, Lindau, Meersburg, Ueberlingen, Insel Mainau, Insel Reichenau, Hohentwiel, Hohenkrähen, Neuhöwen. Das Blatt fein in Gouache gemalt 1 fl. 48 kr.

Erinnerung an den Bodensee. Konstanz, von der Nord- und Ostseite, Bad Horn, Rorschach, Bregenz, Lindau, Friedrichshafen, Schloß Friedrichshafen, Heiligenberg, Insel Mainau, Insel Reichenau, Rheinfall. Zwölf Ansichten in elegantem Umschlag, in quer gr. 8°, mit Tondruck 2 fl., fein in Gouache gemalt 7 fl. 24 kr. Einzelne Blätter schwarz 12 kr., gemalt 40 kr.

Ansichten vom Bodensee und seiner Umgebung. Hundert Blätter in Taschenformat, mit Beschreibung in deutscher oder französischer Sprache und Karte, elegant gebunden 3 fl. 30 kr., ohne Beschreibung 3 fl.

Kleine Beschreibung vom Bodensee (deutsch oder französisch), nebst Karte, elegant gebunden 30 kr.

Ansicht von Konstanz (nach Belieben von der Nord- oder Ostseite), **mit seinen Umgebungen** (1 große und 15 kleine Ansichten), mit Tondruck 1 fl. 12 kr., fein in Gouache gemalt 5 fl.

— **von Lindau mit seinen Umgebungen** (1 große und 13 kleine Ansichten), mit Tondruck 1 fl. 30 kr., fein in Gouache gemalt 5 fl.

— **von Konstanz** (von der Südwestseite) **mit Umgebungen,** schwarz 48 kr., fein gemalt 4 fl. 30 kr.

— **von der Insel Mainau mit Umgebungen,** schwarz 48 kr., fein gemalt 4 fl. 30 kr.

— **von der Insel Reichenau mit Umgebungen,** schwarz 48 kr., fein gemalt 4 fl. 30 kr.

— **von Konstanz** (von der Nordseite), nach einem Oelgemälde von J. Mosbrugger, sorgfältig lithographirt mit Tondruck. Größe des Bildes 10" hoch, 14" breit, schwarz 1 fl. 20 kr., fein in Gouache gemalt 4 fl. Dieselbe Ansicht in der Größe von 6"—10", schwarz 30 kr., color. 1 fl. 48 kr.

— **von Konstanz** (von der Ostseite), Größe 6"—10", schwarz 30 kr., colorirt 1 fl. 48 kr.

Konstanz und seine Umgebung. Fünfzehn Ansichten in kl. 8°. geb. 24 kr.

Panorama von Konstanz, vom Münsterthurm gezeichnet, cart. schwarz 1 fl., color. 2 fl.

— **vom Hohenrain** (Belvedere 1½ Stunden von Konstanz, mit prachtvoller Aussicht), cart., schwarz 1 fl. 30 kr.

Plan der Stadt Konstanz, mit Ansichten merkwürdiger Gebäude als Randzierde, farbig gedruckt 1 fl., auf Leinwand aufgezogen mit Futteral 1 fl. 20 kr.

Karte vom Bodensee, im Maßstabe 1 : 100,000, schwarz und braun gedruckt. Aufgezogen mit Futteral color. 2 fl. 20 kr., schwarz 2 fl., nicht aufgezogen color. 1 fl. 45 kr., schwarz 1 fl. 30 kr.

— im Maßstabe 1 : 200,000. Aufgezogen mit Futteral 48 kr., nicht aufgezogen 36 kr.

— kleine 12 kr.

Karte des Rheins von Konstanz bis Schaffhausen. Aufgezogen 48 kr., nicht aufgezogen 24 kr.

Die Molkenkurorte des Kantons Appenzell. Zwanzig Blätter in Taschenformat. gebunden 2 fl. 20 kr.

Die Fische des Bodensees. Sechs Blätter mit fünfundzwanzig Abbildungen. color. 6 fl.

Briefbogen mit Ansichten von Bregenz, Konstanz, Lindau 2c., in 4° und 8°, 3 kr. und 2 kr.


KARTE
vom
BODENSEE
mit seinen Umgebungen
Nach den neuesten u. zuverläſsigsten Hülfsmiteln bearbeitet, u. herausgegeben
von der
Pecht'schen Steindrukerei in Constanz
[: Lindau bei J. Th. Stettner :]
Maasstab der Karte 1/200,000
Länge des Bodensee's 17 ½ Stund: — Gröste Breite 4 ½ Stund.
Flächeninnhalt mit dem Ueberlinger-u. Unter See 9½ □M.
Gröste Tiefe 964 Württemberg: Fuſs.
Erklärung der Zeichen.
Städte
Marktflecken
Pfarrdörfer
Dörfer
Weilr
Einzelne Häuser
Klöster
Capellen
Schlößer
Ruinen
Mühlen
Bäder
Post
Landesgrenze
Chaußeen
Verbindungs-Wege.
Eisenbahn.
Deutsche Meilen = 15 Gr.
Badensche Wegstunden.
Württemberg. Meilen 26000 Stuttgarder Fuſs.
Baden. See-Kreis.
Kön. Württemberg. Donau Kreis
BODENSEE
Ueberlinger-See
Unter-See
Bregenzer See
1201 P.Fuß ub. d. Meer
964' gröste Tiefe
CONSTANZ
Friedrichshafen
LINDAU
Bregenz
Arbon
Rorschach
Rheineck
St. GALLEN
Herisau
Frauenfeld
Bischofzell
Romanshorn
Ravensburg
Altdorf
Tettnang
Wangen
Meersburg
Ueberlingen
Radolphzell
Stokach
Singen
Markdorf
Langenargen
Stein
Steckborn
Dornbirn
Altstetten
Cton Schaffhausen. Cton Thurgau. Cton Zürich.
Cton St. Gallen. Cant. Appenzell a R. Cton St. Gallen
Kön. Bayern Ob. Don. Kr.